Staatl. Bibliothek
Regensburg

Paed. 289 (2

289. II.

Lorenz Richard's

Unterhaltungen

mit seiner Schuljugend

über

den Kinderfreund des Herrn von Rochow.

Ein Beytrag zur Katechetik,

besonders für Schullehrer,

von

Johann Ferdinand Schlez

Pfarrer zu Ippesheim.

Zweyter Band.

Nürnberg,

in der Felßeckerischen Buchhandlung.

1797.

Vorrede.

Mit diesem Hefte beginnt der zweyte und letzte Band dieser Unterhaltungen. Im dritten des ersten Bandes fieng ich an von dem durch-zu-katechisirenden Texte weiter abzuschweifen als es die Regeln der Kunst verstatten, weil ich auf den angehängten Leitfaden beym Unterrichte in der Naturgeschichte vorbereiten wollte. Hier lenke ich wieder ein, und werde mich auch in der Folge streng an den Faden des Lesestücks halten. Auf eigentlich religiöse Gegenstände mochte ich mich jedoch weniger einlassen, weil wir über diese schon mehrere vortrefliche Muster von Katechisationen besitzen, unter welchen die eines Beyer's, Dolz's und Trautvetter's allgemein bekannt sind. Der Geschicklichkeit des letztern verdanken wir auch vorzüglich gute Katechisatio-

nen über landwirthschaftliche Gegenstände *), die mir erst zu Gesichte gekommen sind, nachdem ich einige derselben, kürzer und unvollständiger, in dem ersten Theile dieser Unterhaltungen, selbst in katechetische Form eingekleidet hatte.

Am Schluße des achten und letzten Heftes soll nicht nur ein Verzeichniß der Druckfehler, besonders derer, die in die Naturgeschichte sich eingeschlichen haben, sondern auch ein Inhaltsverzeichniß geliefert werden, welches die Brauchbarkeit des Werkchens besonders für diejenigen erhöht, welche mit ihrer Schuljugend den Rochowischen Kinderfreund lesen.

Mrt. Ippesheim am 27 Febr. 1797.

Schlez.

*) Gespräche über verschiedene und insonderheit landwirthschaftliche Gegenstände, mit seinen Schulkindern gehalten von Joh. Val. Trautvetter, Kantor zu Witzelrode im Meiningischen. Leipzig bey Weygand 1795.

Achtzehnte Katechisation.

Unangenehme Zufälle sind uns oft heilsamer als angenehme.

(Kinderfr. 2. Th. Nr. 13.)

Schicksal.

Es war einmal eine Hochzeit nicht weit von einem Dorfe, auf dem dabey liegenden Weiler. Aus dem Dorfe war ein Bauer mit seiner Frau und zwey Kindern zum Hochzeitfeste eingeladen. Die Aeltern hatten es auch für sich und die Kinder zugesagt. Man kann denken, wie sehr sich die Kinder freueten, auf den Schmaus, auf die bunten Kleider, auf die Musik, und was ihnen sonst noch angenehm dabey vorkam. Gegen Mittag aber, da sie eben zur Hochzeit gehn wollten, wurde der Mann sehr krank. Deßwegen mußte die Frau zu Hause bleiben, und ohne ihre Aeltern sollten die Kinder auch nicht auf das Hochzeitfest gehn. Da weinten die Kinder sehr,

daß sie vergebens auf diese Lust gehofft hatten. Das eine Kind war gar so unwillig, daß es sagte: Warum mußte denn der Vater eben heute krank werden, da wir einmal eine Lust haben sollten? — Aber hört, Kinder, was geschah! — Den Abend kam Feuer in dem Hochzeithause aus; und weil es von unten zu brennen anfieng, die Gäste aber oben waren, so kamen viele Leute auf der Treppe zu Schaden, oder wurden vor Schrecken hernach krank. Da merkten die Aeltern, daß die Krankheit des Vaters, (der hernach bald wieder besser ward,) welche sie verhindert hatte, auch dahin zu gehen, eine wohlthätige Schickung und Regierung Gottes gewesen sey, und lobten Gott dafür. Ihre Kinder aber belehrten sie an diesem Exempel: daß Gott auch bey zugeschickten Leiden die beßten Absichten habe, und daß, wenn wir oft nicht sogleich wissen, wozu das Leiden uns gut ist, wir doch hernach erfahren werden, wie gut es unser himmlischer Vater mit uns meyne. Röm. 8, 28.

Richard. Es ist eine gemeine Erfahrung, liebe Kinder, daß man sich in der Jugend auf kleine Vergnügungen weit herzlicher freut, als in dem männlichen Alter. Kinder denken sich gewöhnlich eine große Lust über Kleinigkeiten, die erwachsene Leute für gar nichts achten; sie stellen sich nur das Angenehme vor,

was ihnen bevorsteht, ohne zu ahnden, daß ihnen auch etwas unangenehmes begegnen könnte. Ein großes, großes Vergnügen erwarteten auch die Kinder, von denen ihr eben gelesen habt — und worin bestand das?

A. Sie wollten mit ihren Aeltern auf eine Hochzeit gehn.

Rich. Und wo sollte die Hochzeit seyn?

B. Auf einem Weiler, nahe beym Dorfe.

Rich. Man konnte also die Kinder, ohne Ungemächlichkeit, mitnehmen und die Aeltern hatten es daher für sich und ihre Kinder zugesagt. Worauf freuten sich denn nun die Kinder so sehr?

J. „Auf den Schmauß, auf die bunten Kleider, auf die Musik, und was ihnen sonst noch angenehm dabey vorkam.„

Rich. Mag leicht was seyn, das Kinder freut! — sagt man im Sprichworte. Wie gieng es aber? Kamen sie wohl auch auf die so sehnlich erwartete Hochzeit?

C. Nein, sie kamen nicht darauf.

Rich. Und warum nicht?

C. „Gegen Mittag, da sie eben zur Hochzeit gehn wollten, wurde der Vater sehr krank. Deßwegen mußte die Mutter zu Hause bleiben, und ohne ihre Aeltern sollten die Kinder nicht auf das Hochzeitfest gehen.„

Rich. Warum denn nicht ohne die Aeltern? Der Weiler (darunter versteht man einige beysammen liegende Häuser, die keine eigene Kirche haben und in ein benachbartes Kirchdorf eingepfarrt sind) der Weiler, sage ich, lag ja nicht weit von ihrem Wohnorte. Den Weg würden sie also wohl ohne die Aeltern gefunden haben. —

J. Aber die Kinder hätten dann keine Aufsicht gehabt.

Rich. Was verstehst du darunter: sie hätten keine Aufsicht gehabt?

J. Es hätte niemand Acht gegeben, ob sie sich gut aufführen.

Rich. . . . oder ob sie nicht Spielereyen vornehmen, bey denen sie hätten unglücklich seyn können. Brauchen denn Kinder eine so genaue Aufsicht?

D. Ja.

Rich. Warum denn?

D. Weil sie zu unverständig sind.

Rich. Und ohne älterliche Aufsicht gewöhnlich allerley böses lernen. Waren aber die Kinder mit dem Daheimbleiben zufrieden?

E. Nein. „Sie weinten sehr.„

Rich. Und worüber weinten sie? Doch wohl über die Krankheit und Gefahr ihres lieben Vaters?

J. Nein. „Sie weinten so sehr, daß sie vergeblich auf diese Lust gehofft hatten.„

Rich. Auf welche Lust?

G. Auf die Hochzeit.

Rich. Ihr seht also, daß die Kinder noch recht unverständig waren; daß folglich die Aeltern recht hatten, sie nicht allein auf die Hochzeit zu lassen. — Woraus schließen wir denn auf ihren Unverstand?

J. Daß sie noch an die Hochzeit denken mochten, da der Vater so krank war.

Rich. Eines der Kinder gab seinen Unverstand besonders durch eine Frage zu erkennen, die es im Unwillen that. Wie fragte es wohl?

F. „Warum mußte denn der Vater eben heute krank werden, da wir einmahl eine Lust haben sollten?„

Rich. Konnten denn die Aeltern dem unverständigen Kinde sogleich sagen, wozu die Krankheit des Vaters dießmahl gut sey?

F. Nein, das wußten sie selbst noch nicht.

Rich. Bald aber erfuhren sie es. Was geschah denn?

G. „Den Abend kam Feuer im Hochzeithause aus; und weil es von unten zu brennen anfieng, die Gäste aber oben waren: so kamen viele Gäste auf der Treppe zu Schaden, oder wurden vor Schrecken krank.„

Rich. Und wer hätte bey dem Unglücke am leichtesten können unglücklich werden? Kinder oder Erwachsene?

G. Kinder.

Rich. War es also für die Kinder, von denen ihr gelesen habt, gut, daß sie nicht zu der Hochzeit kamen?

H. Ja, es war recht gut.

Rich. Und wie leicht hätte ihren Aeltern bey dem Brande ein viel größres Uebel zustoßen können, als die Krankheit des Vaters war! — Wie gieng es denn mit der Krankheit?

K. Der Vater wurde bald wieder besser.

Rich. Hielten nun wohl Vater und Mutter die plötzliche Krankheit auch noch für ein wahres Uebel?

J. Nein. „Sie merkten nun, daß die Krankheit des Vaters, welche sie verhindert hatte, auch auf die Hochzeit zu gehen, eine wohlthätige Schickung und Regierung Gottes gewesen sey, und lobten Gott dafür.„

Rich. Der Zufall, welcher den Vater traf, wird hier eine Schickung Gottes genannt, und das ganze Lesestück ist überschrieben Schicksal! Wißt ihr denn, was man Schicksal zu nennen pflegt?

A — K. †.

Rich. Wenn zwey gute Freunde mit einander verabreden, an einem gewissen Tage, da oder da, in einem Hause zusammen zu kommen, und nun einander an dem bestimmten Orte sehen: Können sie wohl sagen: Ei, wie führt uns das Schicksal da zusammen?

J. Nein. Sie haben ia einander bestellt.

Rich. Wenn aber keiner es mit dem andern verabredet hätte? . . .

J.

J. Dann könnten sie so sagen.

Rich. Wenn der Vater, von dem ihr gelesen habt, gerade auf den Hochzeittag sich vorgenommen hätte, einen Acker zu pflügen, oder sonst ein aufschiebliches Geschäfte zu verrichten — wär' es dann ein Schicksal gewesen, was ihn von der Hochzeit zurückgehalten hätte?

J. Nein. Er hätte nur die Arbeit eher verrichten, oder aufschieben dürfen.

Rich. Kannst du mir nun sagen, lieber J., was man Schicksal nennt?

J. Was von ungefähr geschieht.

Rich. Was heißt aber: von ungefähr? . . . Das heißt wohl so viel als ohne Ursache?

J. Nein. Es geschieht nichts ohne Ursache.

Rich. Wenn du eine Nuß an einen gewissen Platz steckest und ein Bäumchen wächst hervor — Kannst du sagen: es wächst von ungefähr?

J. Nein; weil ich die Nuß selbst gelegt habe.

Rich. Wenn du aber nicht weißt, wie die Nuß auf den Platz gekommen ist? . . .

J. Dann sag' ich: sie ist von ohngefähr daher gekommen.

Rich. Können wir also das, was wir mit Absicht zu wege bringen, ein Ungefähr, ein Schicksal nennen?

J. Nein, nur das was ohne unsre Absicht geschieht.

Rich. Hatte wohl der Vater die Absicht, an dem Hochzeittage krank zu werden, und seinen Kindern den Spaß zu vereiteln?

J. Nein, die Krankheit kam ohne seine Absicht.

Rich. Wie wird sie daher genannt?

J. Ein Schicksal.

Rich. So begegnen dem Menschen allerley angenehme und unangenehme Zufälle, die er weder selbst veranstaltet, noch vorausgesehen hat; und diese nennen wir Schickungen und Schicksale. Wer weiß denn aber alle Schicksale der Menschen schon von Ewigkeit her?

K. Gott.

Rich. Und wer lenkt und regiert sie alle?

K. Auch der liebe Gott.

Rich. Wie heißt es No. 36 im ersten Theile des Kinderfreundes? „Denn Gott ist doch der beste Freund ꝛc.

A. „Denn Gott ist doch der beste Freund;
Er lenkt, was noch so widrig scheint,
Zum wahren Wohlergehen.
Wer fromm ist, den verstößt Gott nicht;
Der darf mit Kindeszuversicht
Auf ihn, den Vater, sehen.

Rich. Wozu hat auch dieser weise und gute Gott das Schicksal des krank gewordenen Vaters gelenkt?

B. Zum wahren Wohlergehen.

Rich. Was lehrten daher die beyden Aeltern ihre Kinder an diesem Exempel?

D. „Daß Gott auch bey zugeschickten Leiden die besten Absichten habe, und daß, wenn wir oft nicht sogleich wissen, wozu das Leiden uns gut ist, wir doch

hernach erfahren werden, wie gut es unser himmlischer Vater mit uns meyne.

Rich. Was ist dabey für ein Bibelspruch angeführt?

D. Röm. 8, 28. „Wir wissen aber, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum beßten dienen.„

Rich. Ich will euch, liebe Kinder, eine schöne Geschichte erzählen: Ein Paar reiche Eheleute hatten ein einziges Kind, das ihnen von 6 Kindern übrig geblieben war. Ihr könnt leicht denken, wie lieb sie das Kind hatten, wenn ich euch noch dazu sage, daß es ein schönes, gesundes und gutartiges Kind war. Oft sagten sie zusammen: Gott! wenn uns das Kind stürbe, wir hätten keine Freude mehr auf der Welt! — Aber hört, was geschah! — Plötzlich wurde das Kind in der Nacht krank, und so krank, daß man Doctor und Bader noch in der Nacht rufen ließ. Da schien aber alle Kunst vergeblich zu seyn. Ueber acht Tage lang wartete man alle Stunden auf das Ende. Doch, da die Noth am größesten war, war Gottes Hülfe am nächsten. Das Kind wurde wieder gesund und lebt heute noch zur Freude seiner Aeltern. — Unglücklicher als die Aeltern dieses Kindes sich dünkten, war indeß eine Familie in einem benachbarten Dorfe. Eine Räuber- oder Mörderbande brach bey ihnen ein; band das ganze Haus mit Stricken und verstopfte den Gebundenen den Mund, daß sie nicht schreyen konnten. Das Haus wurde ausgeplündert; und da endlich die Ortsleute zu Hülfe kamen, fand man den Vater erstickt

und

und die übrigen Gemißhandelten so abgemattet, daß zwey davon beynahe die Angst noch mit dem Leben bezahlen mußten. O Gott! sagten da die Aeltern des kranken Kindes, unsern Jammer dürfen wir gegen diesen gar nicht in Anschlag bringen!

Aber was erfuhren sie erst in der Folge! Drey Jahre darauf wurde die Räuberbande in Sachsen eingefangen. Unter vielen Mord- und Greuelthaten gestanden sie denn auch den Einbruch, von dem ihr eben gehört habt, mit dem Beysatze: daß ihre Absicht eigentlich auf einen reichen Bauersmann eines benachbarten Dorfes, der kurz zuvor ein Capital von 1000 fl. eingenommen habe, gerichtet gewesen sey. Dreymahl hätten sie den Einbruch versucht, aber allemal Licht und Lärm im Hause gefunden, so daß sie also unverrichteter Sachen hätten abziehen müssen.

Das wurde denn an die Obrigkeit des Dorfes, wo der Einbruch geschehen war, geschrieben, und da ergab sichs denn, daß das Haus, dem sie das Unglück zunächst zugedacht hatten, eben das war, wo sie die Krankheit des Kindes (um dessen willen immer Licht und wachende Menschen im Zimmer waren) an ihrem schrecklichen Vorhaben gehindert hatte. — Sagt mir nun, Kinder, war diese Krankheit ein Glück oder ein Unglück?

B: Ein großes Glück.

Rich:

Rich. Und dafür hielten es auch die Aeltern, nachdem sie die Absicht der Diebe erfahren hatten. Gesetzt aber diese Mörder wären nicht gefangen worden; oder hätten des Umstandes, daß sie nämlich in dem erstgedachten Hause an ihrem Einbruche wären verhindert worden, nicht im Verhöre gedacht; oder der Umstand wäre nicht von dem Gerichte gemeldet worden — würden dann wohl auch die Aeltern des krank gewesenen Kindes dieses Schicksal für ein wahres Glück achten?

F. Nein.

Rich. Warum nicht?

G. Weil sie dann nicht wüßten, wie gut die Krankheit für sie war.

Rich. Da Joseph von seinen Brüdern als Sklave verkauft wurde — hielt er wohl dieses Schicksal für ein Glück?

G. Nein, für ein großes Unglück.

Rich. Als die bösen Brüder dem Vater berichteten, daß sein Sohn wahrscheinlich von einem wilden Thiere zerrissen worden sey — hielt er es für ein Glück?

H. Nein, er wollte sich gar nicht trösten lassen.

Rich. Da Joseph ins Gefängniß kam, glaubte er ohne Zweifel nun ganz unglücklich zu werden, und siehe! gerade das Gefängniß und die Bekanntschaft die er da machte, waren der Weg zu seinem Glücke. — Die große Theurung, die den Vater Jakob in die klägs-

lichste

lichste Noth brachte, war daran Schuld, daß er seinen lieben Joseph wieder fand u. s. w. — Merkt also, liebe Kinder: wer nicht in die Zukunft hinaussieht und alle Folgen seiner Schicksale genau vorher weiß, der kann auch nicht darüber urtheilen, was ihm am beßten ist. Das unangenehme ist uns oft nützlicher als das angenehme. Was halten wir indeß gewöhnlich für das beßere — — das unangenehme?

K. Nein, das angenehme.

Rich. Was würdet ihr aber von einem Arzte halten, der seine Patienten fragte: welche Speisen, Getränke und Arzneyen ihnen am angenehmsten seyen, und sich dann blos nach dem Geschmacke der Kranken richtete?

J. Wir würden glauben, daß er seine Sachen schlecht verstehe.

Rich. Welche Arzneyen sind oft die allerzuträglichsten — die wohl- oder übel-schmeckenden?

A. Die übelschmeckenden.

Rich. Würden Aeltern ihre Kinder gut erziehen, die alles thäten was den unverständigen Kindern angenehm ist?

B. Nein.

Rich. Erinnert ihr euch nicht noch, wie ihr in eurer ersten Kindheit oft gedacht habt, eure Aeltern seyen doch recht grausam, wenn sie euch nicht alles gaben was ihr wolltet und auch nicht alles zuließen, was euch einfiel?

E. Ja, das wissen wir wohl noch.

Rich. Warum thaten doch aber eure Aeltern nicht immer nach eurem Sinne?

E. Weil sie besser wußten als wir, was uns gut war.

Rich. Und Gott soll immer nach unserm Sinne handeln?

J. Nein. Gott ist der Herr, und seinen Segen
Vertheilt er stets mit weiser Hand;
Nicht so, wie wir's zu wünschen pflegen,
Nein, so, wie Er es nützlich fand.

Rich. Gieng es denn immer den frommen Verehrern Gottes, von denen uns die heilige Schrift erzählt, nach Wunsch und Willen?

J. Nein, es gieng ihnen oft sehr übel.

Rich. Wenn indeß gleich Gottes Gedanken nicht ihre Gedanken, Gottes Wege nicht ihre Wege waren — so mußten sie doch am Ende bekennen: sein Rath ist wunderbar; aber er führt es herrlich hinaus! — Erfahren wir aber allezeit schon hier auf Erden, wozu die Leiden uns nützlich sind?

D. Nein, nicht allemahl.

Rich. Wo werden wir es besser erfahren?

J. In jener Welt.

Dort werd' ich das im Licht' erkennen,
Was ich auf Erden dunkel sah ꝛc.

Rich. Gesetzt aber, unangenehme Zufälle brächten uns im leiblichen gar keinen Vortheil, welches wohl oft der Fall ist — sind sie darum ganz ohne Nutzen?

J. Nein, sie können uns an unsrer Seele nützen.

Rich. Was zum Exempel?

J. Sie können uns besser machen.

Rich. Wie sagt Salomo in seinem Predigerbuche, Kap. 7, 4?

J. „Es ist trauren besser denn lachen; denn durch trauren wird das Herz gebessert.„

Rich. Und wie heißt es in den Denkreimen Nr. 85. im 2ten Theile des Kinderfreunds? . . „Nicht mehr zu klagen rath' ich dir u. s. w.

H. Nicht mehr zu klagen rath' ich dir,
Unglücklicher, auf Erden;
Denn Unglück wird ein Glück, wenn wir
Durch Unglück besser werden.

Rich. Von den Uebeln in der Welt und von den mancherley Vortheilen derselben wollen wir weiter reden, wenn wir in dem Leitfaden *) auf die Regierung und Fürsehung Gottes und auf die Uebel in der Welt zu reden kommen. Heute mag es genug seyn, euch an der schönen Geschichte, die ihr gelesen habt, gezeigt zu haben, daß wir gar nicht wissen, was uns im leiblichen wahrhaft gut ist, und daß Gott schon auf Erden uns gar oft zu unsrer Zufriedenheit erfahren lässet, warum er so manchen unserer Wünsche unerfüllt läßt.

Neun-

*) Leitfaden beym ersten Unterrichte in der christl. Religion. 2te Aufl. 1796. Seite 7, 8 und 9.

Neunzehnte Katechisation.

Vom Nutzen des Lesens und Schreibens.

(Kinderfr. Nr. 37 im 1. Th. und Nr. 14 im 2ten Th.)

Vom Nutzen des Lesens und Schreibens.

Ein verschuldeter aber arglistiger Bürger erfuhr, daß Hans, der weder schreiben, noch lesen konnte, Geld geerbt hätte, und es gern auf Zinsen auslehnen wollte. Er gieng also zu Hansen, und versprach ihm, sechs Thaler, für jedwedes hundert Reichsthaler, Zinse zu geben, ihm sein Brauhaus zu verschreiben, auch das geliehene Geld in einem Jahre wieder zu bezahlen; doch mit dem Bedinge, daß Hans es nicht unter die Leute bringen sollte. Das gefiel Hansen wohl; er holte das Geld, nebst Feder, Papier und Dinte. Der Bürger schrieb einen ganzen Bogen voll nichtswürdiger Possen hin, und statt seines Namens, einen Namen, den keiner aussprechen konnte. Der Bauer verwahrte diesen

Bogen sorgfältig, und der Bürger nahm das Geld. Kurz darauf gieng der Bürger in die weite Welt. Laß ihn laufen! sprach Hans, ist mir doch das Haus verschrieben, und das ist mehr werth, als die Schuld. Da machte sich Hans auf den Weg, und meldete sich bey dem Rathe der Stadt. Aber als er den Bogen in den Gerichten vorzeigte: so wurde er abgewiesen, weil nicht ein Wort von einer Schuldverschreibung darauf stand. Des Bürgers anderweitige Gläubiger wurden bezahlt: denn die hatten sich besser, als Hans, vorgesehen. Nur Hans gieng leer aus. Als er nun traurig nach Hause kam, sprach er: ach hätte ich doch schreiben und lesen gelernt! und von der Zeit an schickte er alle Tage seine Kinder in die Schule, wo sie schreiben und lesen lernen konnten. Sir. 32, 24.

Richard. Ihr habt eben von einem Mann gelesen, l. K., der das nicht konnte, was ihr eben gethan habt. . .

J. Er konnte nicht lesen.

Rich. Und was konnte er noch mehr nicht? Es steht noch etwas dabey. . .

J. Nicht schreiben.

Rich. Ist denn von einem Buche die Rede, das er nicht lesen konnte?

J.

J. Nein, von einer Handschrift.

Rich. Vielleicht konnte er doch Gedrucktes lesen; Welche Art von Schrift war ihm aber unbekannt?

A. Die geschriebene.

Rich. Und welche Schrift ist wohl am schwersten zu lesen?

A. Die geschriebene.

Rich. Warum?

B. Weil viele Leute so undeutlich schreiben.

Rich. Wär' es also schon genug, wenn ihr z. E. meine Handschrift lesen könntet?

B. Nein, wir müssen allerley Handschriften lesen können.

Rich. Ist denn das Lesen geschriebner Sachen so nothwendig? Bibel, Gesangbuch, Gebetbücher, Predigtbücher und Katechismen hat man ja gedruckt, und kann also in der Kirche mit singen und sich zu Hause erbauen, wenn man gleich nicht geschriebnes lesen kann. . .

B. Aber man kann dann doch viele andre Sachen nicht lesen, die geschrieben sind.

Rich. Was konnte z. E. unser Hans nicht lesen?

E. Die Handschrift, die ihm ein arglistiger Bürger über sein Geld gegeben hatte.

Rich. Was hatte denn dieser auf das Papier geschrieben?

E. „ Nichtswürdige Possen, und statt seines Namens einen Namen den keiner aussprechen konnte. „

Rich. Was aber glaubte Hans, daß auf dem Papiere stehe?

J. Daß der Bürger das Geld empfangen habe — daß er 6 pro Cent zahlen wolle — daß er ihm sein Brauhaus verschreibe — und daß er in Jahr und Tagen das Geld wieder geben wolle.

Rich. Da Hans nicht selbst lesen konnte, warum rief er doch keinen guten Freund, der es an seiner Statt gelesen hätte?

A. Er dachte eben nicht, daß der Bierbrauer ein Schelm sey.

J. Und der Bierbrauer wollte nicht haben, daß jemand darum wissen sollte.

Rich. Wahrscheinlich stellte er sich, wie wenn er, als ein so wohlhabender Mann, sich schämen müßte, wenn jemand etwas davon erführe. — Kurz, er bekam das Geld, und Hans das — Papier. Was geschah aber bald darauf?

F. Der Bürger gieng in die weite Welt.

Rich. Was heißt das?

F. Er gieng durch oder lief davon.

Rich. Da erschrak wohl Hans sehr?

H. Nein. Er sagte! "laß ihn laufen! ist mir doch das Haus verschrieben, und das ist mehr werth, als die Schuld.

Rich. Und so war es ja auch?

G. Nein! „Da er den Bogen vor den Gerichten vorzeigte, wurde er abgewiesen, weil nicht ein Wort von einer Schuldverschreibung darauf stand.„

Rich. Und eben solche Papiere brachten wohl auch die übrigen Gläubiger?

K.

K. Nein. Die hatten sich besser als Hans vorgesehen.

Rich. Sie hatten also wahrscheinlich etwas gelernt, das Hans nicht konnte und das doch zum vorsehen nöthig war. . .

J. Ja; das Lesen des Geschriebenen.

Rich. Hätte wohl Hans seiner Sache vollkommen gewiß seyn können, wenn er auch jemand anders zu Hülfe genommen hätte?

J. Nein. Der Andre hätte ihn eben so gut anführen können, als der Bürger.

Rich. Und half ihm wohl vor Gerichte die Entschuldigung, daß er nicht lesen gelernt habe?

K. Nein, sie half ihm nichts.

Rich. Warum habt Ihr es nicht gelernt? sagten wohl die Richter. — Hätten sie nicht aber doch dem armen Hans das Geld zusprechen können, weil er doch offenbar betrogen war?

J. Nein. Sie konnten nicht gewiß wissen, ob er betrogen worden sey, oder ob er nicht selbst betrügen wolle.

Rich. Allerdings! Gesetzt aber sie wären in ihrem Herzen von Hansens Ehrlichkeit vollkommen überzeugt gewesen — hätten sie ihm wohl das Geld zusprechen dürfen?

J. Nein.

Rich. Die bloße innre Ueberzeugung des Richters gilt nichts, wo es auf Beweise ankommt, und be-

weisen konnte Hans seine Sache nicht, da er weder Zeugen noch etwas schriftliches hatte. — Wie sehr es ihn auch schmerzen mochte, so mußte er also den Schaden seiner Unwissenheit tragen.

Nicht besser als ihm gieng es jenem armen Tagelöhner, der ebenfalls nicht lesen konnte, und von dem im 2ten Theile des Kinderfreunds, Nr. 14, steht. Leset einmal die Geschichte!

Schaden der Unwissenheit.

Ein armer Tagelöhner hatte einen Bruder in der Fremde, der war wohl zwanzig Jahr abwesend, und die Leute glaubten, er wäre todt, weil er so gar nichts von sich hören ließ. Einmal kam ein Brief an den armen Tagelöhner, als er eben in der Stadt war. Weil dieser Mann aber selbst weder gedruckte, noch geschriebene Schrift lesen konnte: so gieng er mit dem Briefe zu seinem Wirthe, und bat, daß dieser ihm den Brief doch vorlesen möchte. Als der Wirth den Brief eine Weile stille durchgelesen hatte, sagte er zum Tagelöhner: Hört! in dem Briefe steht: euer Bruder in der Fremde wäre todt, „und hätte euch funfzig Thaler vermacht; „aber ihr müßtet sogleich kommen, und „das Geld selbst abholen." „Herr Wirth," sagte der Tagelöhner, „wo soll ich denn hinge„hen, und das Geld abholen? „Nach Amster„dam, über hundert Meilen von hier," sagte „der Wirth, „da liegt euer Geld." „Ei, sagte

der

„der Mann, hundert Meilen hin, hundert her —
„das sind ja wohl gar zweyhundert Meilen, — da
„kostete mich die Reise und Versäumniß bey der
„nahen Aernte fast mehr, als ich erben soll.“
„Hört,“ sprach der Wirth, „gebt mir den
„Brief, und verkauft mir euer Recht daran für
„dreyßig Thaler: so könnt ihr hier bleiben,
„und ich will schon sehen, wie ich zum Scha-
„den komme. Aber ihr müßt keinem Menschen
„etwas von diesem Handel sagen. Wollt ihr
„das?“ Herzlich gern, antwortete der Tage-
löhner. Nun holte der Wirth und zahlte die
dreyßig Thaler auf. Der Tagelöhner dankte,
nahm sie, und gieng vergnügt nach Hause. Aber
nach vielen Jahren, als der Wirth, der indeß
liederlich und arm geworden war, sterben sollte,
da bekannte er mit großer Angst auf dem Todbet-
te, wie er den armen Tagelöhner betrogen habe.
Denn in dem Briefe hätte gestanden:

„Wer diesen Brief in Amsterdam, bey
einem gewissen Manne, vorzeigen würde,
dem sollten zweytausend Thaler (und also sehr
vielmal mehr, als der Wirth dem Tagelöhner
gegeben hatte,) ausgezahlt werden,“

welche er denn auch erhalten, aber liederlich durchgebracht hätte.

Unschätzbar ist der Werth der Schulen! Lesen, Schreiben und Rechnen lernen, ist ein Hülfsmittel, zu aller wahren Weisheit zu gelangen, und viel Gutes zu kennen. Weish. 10, 8.

Richard. Der arme Tagelöhner bekam also einen Brief. . Jeden andern Brif würde er ebenfalls angenommen haben, wie wenn er an ihn gehörte; denn er konnte weder . . . . wie heißt es im Kinderfreunde?

A. „Er konnte weder gedruckte noch geschriebene Schrift lesen.“

Rich. Der Brief war also für ihn, was für den Blinden die Farbe und für den stocktauben die Musik ist. Was machte er nun mit dem Briefe?

B. Er trug ihn zu seinem Wirthe.

Rich. Und dieser konnte ihm vorlesen was er wollte. Der Tagelöhner mußte alles glauben. Was stand denn nun in dem Briefe?

J. Sein Bruder sey gestorben und habe 2000 Thaler hinterlassen. „Wer nun diesen Brief in Amsterdam, bey einem gewissen Manne, vorzeigen würde, dem sollten die 2000 Thaler ausgezahlt werden.“

Rich. Ihr seht, daß der Brief nicht ganz da steht. Wahrscheinlich mußte der Vorzeiger doch amtliche Zeugnisse mit bringen, entweder daß er selbst der Bruder des Verstorbenen sey, oder doch die Vollmacht habe, im Namen desselben das Geld zu erheben. Was las aber der arglistige Wirth dem armen Tagelöhner vor?

D. Sein Bruder sey gestorben und habe 50 Thaler hinterlassen, die er selbst zu Amsterdam abholen solle.

Rich.

Rich. Wie viel las also der Wirth zu wenig?

J. 1950 Thaler.

Rich. Und noch eine andre Unwahrheit las er ihm vor. Worin bestand diese?

J. Daß der Tagelöhner das Geld selbst abholen müsse.

Rich. Hielt es nun der Tagelöhner der Mühe werth, um der 50 Thaler willen eine so weite Reise zu machen?

J. Nein. Er sagte: „Hundert Meilen hin, hundert Meilen her — das sind ja wohl gar zweyhundert Meilen — da kostete mich die Reise und Versäumniß, bey der nahen Aernte, fast mehr als ich erben soll.“

Rich. Und welchen Vorschlag that ihm nun der Wirth?

J. „Hört, sprach er, gebt mir den Brief, und verkauft mir euer Recht daran für 30 Thaler: so könnt Ihr hier bleiben und ich will schon sehen wie ich zum Schaden komme. Aber ihr müßt keinem Menschen etwas von diesem Handel sagen.“

Rich. Der Wirth verbot also dem Tagelöhner es eben so sehr, etwas davon unter die Leute zu bringen, als der Bierbrauer, von dem ihr vorhin gelesen habt. Wahrscheinlich sagte er, daß Er sich anstellen müsse, wie wenn er selbst der Bruder des Verstorbenen sey; daß folglich der Handel äusserst geheim müsse gehalten werden; oder was er dem Tagelöhner sonst vorspiegelte. Genug, dieser erhielt für

2000 Thaler 30. Wie viel gab ihm also der Böse-wicht zu wenig?

J. 1970 Thaler.

Rich. Und bey alle dem war der arme Mensch froh, daß er nur so viel erhielt. — Wie gieng es indeß mit dem so schändlich erworbenen Gelde?

H. Der Wirth brachte es durch.

Rich. So wurde denn auch bey ihm wahr, was das Sprichwort sagt: Unrecht Gut gedeiht nicht; oder: unrecht Gut kommt nicht auf den dritten Erben. Allezeit trifft es wohl nicht ein; aber doch sehr oft. Das geringste Unglück war indeß die Armuth in welche der Wirth noch vor seinem Ende verfiel. Weit unglücklicher machte ihn sein böses Gewissen. Wie heißt es von ihm im Kinderfreunde?

H. „Nach vielen Jahren, als der Wirth, der indeß liederlich und arm geworden war, sterben sollte, da bekannte er mit großer Angst, auf dem Todbette, wie er den armen Tagelöhner betrogen habe."

Rich. Die Worte: der indeß liederlich und arm geworden war — sind sehr merkwürdig, liebe Kinder; denn sie scheinen mir anzuzeigen, wie Gott den bösen Menschen auf eine ganz natürliche Art bestraft habe. Wenn der Wirth erst liederlich geworden ist: so mußte er es zuvor noch nicht gewesen seyn. Wodurch ward er aber wohl so liederlich?

J. Wahrscheinlich durch die neunzehnhundert Thaler, um die er den Tagelöhner betrog.

Rich.

Rich. Richtig! Er dachte wohl: wie gewonnen so zerronnen! Er gewöhnte sich an das Schwelgen, und so fraß das unrechte Gut am Ende auch das auf, was er mit Recht besaß. — Nachdem nämlich das Sündengeld durchgebracht war, griff er auch sein rechtmäßig erworbenes Vermögen an und verdarb. Seht, liebe Kinder, so straft Gott auf Erden nicht durch Wunder, sondern durch natürliche Folgen. Thue nichts böses, so . . .

K. . . . so wiederfährt dir nichts böses; halte dich vom Unrechte: so trifft dich nicht das Unglück.

Rich. Wie gut wär' es also auch für diesen schändlichen Betrüger gewesen, wenn der Tagelöhner hätte lesen können! Er hätte dann die Gelegenheit nicht gehabt und wäre folglich auch in diesem Falle nicht zum Diebe geworden.

Aber auch für den Tagelöhner war es ein großer Schaden. Wenn dem Manne jemand in seiner Jugend gesagt hätte: wenn du nicht lesen lernst: so wirst du über deiner Unwissenheit, in Zeit von einer Viertelstunde, beynahe 2000 Thaler einbüssen; Würde er's wohl geglaubt haben?

B. Gewiß nicht.

Rich. Und wenn ich euch sagte: Kinder, lernt recht lesen, schreiben und rechnen, wer weiß ob ihr nicht dadurch einmahl mehr als 2000 Thaler gewinnen könnt? . . . würdet ihr das für wahrscheinlich halten?

J. Nein.

Rich. Und doch ist es möglich! — Wäre das aber auch nicht: so sollten uns die vielen gewissen Vortheile, die uns die Lese- und Schreibekunst verschaft, reizen, sie so gut als möglich zu erlernen.

Des Lesens gedruckter Schrift will ich gar nicht gedenken. Leuten, die das nicht können, ist der Weg zu tausend nützlichen Kenntnissen verschloßen. Wie viel lernt man nicht durchs Lesen schöner Bücher! Wie viel Freude macht es einem, so viele belehrende und aufmunternde Sachen lesen zu können! Leset ihr nicht immer mit Vergnügen aus eurem Kinderfreunde?

Kinder. Ja wohl!

Rich. Wie schmerzhaft muß es seyn, in der Kirche nicht mit singen; zu Hause nicht aus einem schönen Buche beten und in Leiden sich durch das Lesen einer Trostschrift aufrichten zu können! — Doch nur vom Schreiben, und vom Lesen des geschriebenen wollen wir reden. — Wie fieng Marie ihren ersten Brief an, den sie an ihre Mutter aus der Stadt schrieb? (Nr. 59. im 1 Th. des Kinderfr.)

A. „Liebe Mutter! Wie gut ist's doch, daß Ihr schreiben könnt, und daß ich auch schreiben kann! Wir sind so weit von einander, und nun können wir doch manchmal so herzlich mit einander reden, als wenn wir beysammen wären. Euer lieber Brief hat mich recht gestärkt — u. s. w.

Rich. Wenn nun Mutter und Tochter nicht hätten lesen und schreiben gelernt? . .

J. So hätten sie entweder nichts von einander erfahren, oder sie hätten durch jemand anders müssen schreiben lassen.

Rich. Und das hätte ihnen vielleicht Geld gekostet. Gesetzt aber sie hätten sich Heimlichkeiten zu schreiben gehabt? . .

J. So hätten sie dem Briefschreiber die Heimlichkeiten müssen offenbaren.

Rich. Und wenn nun Mutter oder Tochter den Brief mit dem Geheimnisse bekommen hätte: so wär es unumgänglich nöthig gewesen, die Heimlichkeit noch jemand zu offenbaren.

J. Ja, es hätt' ihnen jemand den Brief vorlesen müssen.

Rich. Wenn man etwas nicht vergessen will, wodurch sucht man der Vergessenheit vorzubauen?

J. Man schreibt es auf.

Rich. Wenn man das aber nicht kann: so ist kein anders Mittel, als sich Tag und Nacht den Kopf zu zerbrechen, oder es von andern Leuten aufschreiben und sich wieder vorlesen zu lassen. Das letztere aber geht nicht immer an; und alles zu merken was in einer Wirthschaft vorfällt, ist kaum möglich. — Gesetzt nun es läugnete einem jemand nach einigen Wochen oder Monathen eine Schuld ab, oder verlangte mehr als

wir schuldig sind — kann man sich da so zuverläßig erinnern?

C. Nein man wird selbst irre.

Rich. Wenn man aber die Sache sogleich aufgeschrieben hat? . . .

D. Dann kann man sich darauf verlassen.

Rich. Wie wollen Boten und andre Personen, denen viel anbefohlen wird, zu Rechte kommen, ohne Aufschreiben? Wie will sich ein Handwerksmann, der zuweilen lange borgen und ganze Verzeichnisse machen muß, ohne die edle Schreibe- und Rechenkunst helfen? Versteht sich indeß, daß man es besser lernen muß als Jener, der von einem Juden 14 Gulden borgte und selbst 41 schrieb.

Es giebt sogar Verhältnisse und Umstände, wo man ohne Schreiben und Rechnen sein Glück gar nicht machen kann; und das ist nicht nur der Fall bey Mannspersonen, sondern auch beym weiblichen Geschlechte. Wenn ein Kaufmann, ein Krämer, ein Fabrikant ꝛc. heyrathen wollen, glaubt ihr wohl, die fragen nicht auch, ob das Mädchen schreiben und rechnen kann? Gewiß, Kinder, mancher Mensch hat schon blos dadurch sein Glück gemacht, oder sich doch sehr empfohlen. So war es bey dem armen Karl, (Nr. 21. im 1 Th.) der von der tiefsten Armuth sich zum Verwalter aufschwang. Und warum nahm ihn sein junger Herr zum Verwalter?

C. Weil er ihm einmal das Leben gerettet hatte.

Rich.

Rich. Dafür wollte er ihn freylich belohnen; kann man aber alle tapfern Leute zu Verwaltern brauchen?

J. Nein! Es steht auch dabey: "denn Karl war klug, und konnte fertig schreiben und rechnen."

Rich. Heißt das aber schon schreiben, wenn man Bibelsprüche und Gesangbuchsverse abschreiben kann?

H. Nein. Man muß aus dem Kopfe schreiben können.

Rich. Was mußte denn Karl in seinem Amte schreiben? Liederverse?

J. Nein! Rechnungen und solche Sachen.

Rich. Und was schrieb Marie an ihre Mutter?

B. Briefe.

Rich. Hätte sie ihrer Mutter das ganze Gesangbuch abgeschrieben, wär' ihr wohl damit gedient gewesen?

K. Nein. Einen Brief wollte sie haben, um zu wissen, was ihre Tochter macht, und kein Gesangbuch.

Rich. Wäre es aber ein Brief gewesen, an dem ein ganzes Dorfsgericht hätte studieren müssen, um heraus zu bringen, was eigentlich gemeynt ist — hätte man dann sagen können, Marie kann schreiben?

J. Nein, das wäre nur geschmiert gewesen.

Rich. Manche Leute schreiben einen ganz leserlichen Buchstaben; aber doch weiß man kaum was sie wollen. Woher kommt das?

J. Sie schreiben so falsch, daß man nicht zusammen bringen kann, was sie wollen.

Rich. Lernt also, liebe Kinder, alles was ihr lernt recht, und befleißigt euch besonders, das Schreiben und Rechnen nicht wieder zu vergessen, wenn ihr etliche Jahre aus der Schule seyd. Wie wollt ihr es anfangen, um es nicht zu vergessen?

Kinder. Wir wollen an Sonn- und Feyertagen fleißig schreiben und rechnen.

Rich. . . . und so oft eine Gelegenheit kommt selbst Briefe schreiben; aufzeichnen, was in der Haushaltung zu merken ist; kurz, durch beständige Uebung der Vergessenheit vorbauen. Wollt ihr das?

A — K. Ja, das wollen wir!!

Zwanzigste Katechisation.

Vom Wesentlichen und Zufälligen.

(Kinderfr. Nr. 15 im 2ten Th.)

Vom Wesentlichen und Zufälligen.

In einer gewissen Stadt war ein lustiger Thorschreiber. Wenn die Bauern zu Markte fuhren, und oft wegen ihrer Menge lange halten mußten, dann scherzte er mit einigen, die er kannte,

kannte, und verachtete gewöhnlich den Stand der Ackerleute.

Einst scherzte er auch so mit Wilhelm; da kam er aber unrecht an. Denn dieser forderte von ihm eine genaue Beschreibung, was denn ein Bauer eigentlich wäre? Der Thorschreiber sagte: „Ein Bauer ist grob, dumm und faul, „und wenn er nicht muß, so regt er weder Hand, „noch Fuß.“

„Ihr irrt,“ sagte Wilhelm. „Ein Bauer „ist ein Mensch, der aus dem Landbau und der „Viehzucht den größten Vortheil zu ziehen weiß; „— Der das Vorrecht hat, bey seiner Arbeit „am meisten gesund und stark zu bleiben; — „Dem allein, unter allen Ständen, die Kinder „nicht zur Last sind; — Dessen beständige Be„treibung seines Berufs die meisten wahren „Reichthümer in den Staat bringt; — Der die „Welt ernährt und auch dem Herrn Thorschrei„ber sein Brod schafft, damit er noch länger le„ben und spaßen kann. — Seht, mein Freund! „das soll und kann der Bauer seyn. Grobheit „steht ihm so wenig an, als dem Bürger in der „Stadt, und gute Schullehrer und Aeltern auf „dem Dorfe suchen eben so wohl, als in Städ„ten, ihre Kinder klug, fleißig und höflich zu „ziehn. Wenn ihr also künftig wieder eine Be„schreibung von einem Dinge macht: so unter„scheidet fein das Wesentliche vom Zufälligen.“

Da schämte sich der Thorschreiber, und gieng schweigend fort.

Zufällig ist das an einem Dinge, was daran seyn kann, aber eben nicht nothwendig seyn muß. Wesentlich hingegen dasjenige, ohne welches ein Ding nicht das, oder nicht so vollkommen ist, was es seyn soll. So ist z. E. in dieser Geschichte am Ackermanne keine nothwendige Eigenschaft, daß er grob, dumm und faul seyn müsse; obgleich, aus mancherley Ursachen, es sich oft ereignet, daß er es ist.

Richard. Ihr habt eben von einem gewaltig spaßhaften Thorschreiber gelesen. Wenn die Bauern zuweilen mit ihren Fuhrwerken unter dem Thore halten mußten, dann scherzte er mit denen, die er kannte — und über was spaßte er dann gewöhnlich?

G. Ueber den Bauersstand.

Rich. Seine Späßchen waren also ziemlich wohlfeil; Manche Stadtleute müßten das Scherzen verreden, wenn man ihnen verböte, über die Dorfleute zu witzeln. Einmal aber kam der Herr Thorschreiber übel an. Gegen wen wollte er wieder über die Bauersleute spotten?

H. Gegen Wilhelmi.

Rich. Und was that der? — Schimpfte er ihn allenfalls? oder machte er sich dagegen über die Stadtleute lustig?

J. Nein, er forderte von ihm eine Beschreibung, was denn ein Bauer eigentlich wäre.

Rich. Und was antwortete der Thorschreiber?

B. „Ein Bauer ist grob, dumm und faul; und wenn er nicht muß, so regt er weder Hand noch Fuß."

Rich. Gefällt euch diese Art zu spassen?

C. Nein.

Rich. Warum nicht?

D. Weil es abscheulich grob ist, was der Thorschreiber sagt.

Rich. Und so machen's die meisten, die mit Gewalt Spaßvögel seyn wollen. Merkt, Kinder, es ist schwer, so zu scherzen, daß es niemand verdrießen kann. Wer also immer Späßchen machen und jedermann schrauben will, der wird gar zu gerne plump und beleidigend. Ueberdieß war die Antwort des Thorschreibers nicht einmahl passend. Was hatte Wilhelm von ihm verlangt?

D. Eine genaue Beschreibung, was ein Bauer eigentlich wäre.

Rich. Er sollte also angeben, wodurch sich ein Bauer von andern Leuten; oder besser: wodurch sich die Beschäftigung eines Bauers von den Geschäften andrer Leute unterschiede. — Statt dessen sagte er . . . .

C. „Ein Bauer ist grob, dumm und faul."

Rich. Der Thorschreiber aber war höflich, witzig und fleißig?

J. Der Thorschreiber, von dem wir gelesen haben, war so grob als ein Bauer seyn kan, und seine Antwort war auch dumm.

Rich. Folglich war er ein Bauer?

J. Das folgt nicht. Er war doch ein Thorschreiber.

Rich. Wilhelm verstand das Beschreiben besser, und gab dem Thorschreiber einen Beweiß, daß nicht alle Bauern grob und dumm sind. Was sagte er?

Ein Bauer ist ein Mensch, der aus dem Landbaue und der Viehzucht den grössten Vortheil zieht.

B. Welches sind also die zwey Hauptgeschäfte eines Bauersmannes?

J. Landbau und Viehzucht.

Rich. Wenn also Wilhelm blos gesagt hätte: ein Bauer ist ein Mensch, der sich mit dem Landbau und der Viehzucht beschäftigt und nährt: so wäre das schon genug gewesen. Er setzt aber mit Fleiß noch mehr hinzu, um dem Thorschreiber zu zeigen, daß der Bauer ein wichtiger und in manchem Anbetrachte glücklicher Mensch sey. Was sagt er also noch weiter?

G. „Der das Vorrecht hat, bey seiner Arbeit am meisten gesund und stark zu bleiben."

Rich. Warum sind denn die Bauersarbeiten so gesund?

J. Weil man sie meistentheils in der freyen Luft verrichtet.

Rich. Weil sie mit beständiger Bewegung verbunden sind; weil man bey manchen Arbeiten, z. E. beym Pflügen und Heumachen, die gesundesten Dünste einathmet; weil man sich von Jugend auf an den Wechsel der Witterung und Luft gewöhnt und sich abhärtet u. s. w., wie ihr das alles Nr. 74 im ersten Theile des Kinderfreundes gelesen habt. Was sagt Wilhelm weiter?

K. „Dem allein, unter allen Ständen, die Kinder nicht zur Last sind.“

Rich. Warum nicht?

J. Weil man die Kinder sehr bald im Haushalten brauchen kann.

Rich. Muß der Landmann erst so viel Geld ausgeben, bis seine Kinder die Geschäfte lernen, mit denen sie sich nähren sollen, als man aufwenden muß, bis ein Kind studirt, eine Kunst, oder ein Handwerk lernt?

A. Nein.

Rich. Er wendet nicht nur kein Geld auf, sondern die Kinder müssen, während ihrer Lehrzeit, noch überdieß ihr Brod verdienen. — Und wenn der Landmann Kinder hat, die er selbst in seiner Haushaltung nicht brauchen kann . . . ?

A. So verdingt er sie.

Rich. Und das sehr frühzeitig. Braucht er die Kinder so stattlich zu kleiden, als es die Stadtleute wohl müssen?

J. Nein. Von Wolle und Flachs, die man im Hause hat und selber spinnt, macht man die Kleider.

Rich. Was sagt Wilhelm noch ferner?

C. „Dessen beständige Betreibung seines Berufs die meisten wahren Reichthümer in den Staat bringt.“

Rich. Was versteht ihr unter Staat?

J. Das Vaterland.

Rich. Vom Bauersmanne heißt es nun: er bringt die meisten wahren Reichthümer in den Staat, weil er so zu sagen das, was Feld und Vieh eintragen, ursprünglich hervorbringt. Ich will euch das deutlicher machen. Wenn ein Kaufmann Waaren aus Holland, oder England, oder sonst wo her bringen läßt, kann man sagen: er bringt Reichthümer ins Land?

J. Nein.

Rich. Warum nicht?

J. Weil er Geld dafür zahlen muß.

Rich. Wenn ein Handwerker inländische Felle, Wolle, Flachs, Hanf u. dergl. verarbeitet — bringt er dadurch etwas ins Land, was noch nicht da war?

B. Nein.

Rich. Und wenn er ausländische Sachen verarbeitet?

J. So muß er das Geld dafür schicken.

Rich. Im Grunde bringt er also wieder keine neuen Reichthümer ins Land. — Eben so wenig der, welcher Tauschhandel treibt, das ist, inländische Waa-

ren in das Ausland schickt, und ausländische dafür einhandelt. Nur der bringt also wahre Reichthümer in das Land, der mehr in das Land schafft, als schon da ist. Und das thut besonders der Bauersmann. Mit was für Sachen bereichert er denn das Land?

J. Mit Vieh, mit Korn, Weizen, Dinkel, Hafer, Gerste, Obst u. s. w.

Rich. Von welchen Thieren erhalten wir die Wolle?

B. Von den Schafen.

Rich. Und wer zieht diese hauptsächlich?

C. Der Bauersmann.

Rich. Von welchen Thieren kommen die Felle, welche von Gerbern, Säcklern, Schuhmachern, Riemern, und vielen andern Handwerkern verarbeitet werden?

F. Von Ochsen, Kühen, Kälbern, Schafen, Böcken u. s. w.

Rich. Und wer zieht diese?

F. Auch der Bauersmann.

Rich. Flachs und Hanf — wer baut diese?

G. Der Bauersmann.

Rich. Folglich gibt er nicht nur vielen Handwerkern die Materialien zu ihren Arbeiten, sondern auch allen, die dergleichen Arbeiten brauchen, ihre Bedürfnisse. — Wer baut die Früchte für Menschen und Vieh?

D. Der Bauersmann.

Rich. Wie sagt daher Wilhelm zu dem Thorschreiber?

J. „Der Bauersmann ernährt die Welt und schafft auch dem Herrn Thorschreiber sein Brod, damit er noch länger leben und spaßen kann."

Rich. Und alle diese Reichthümer, die wir dem Fleiße des Landmanns und dem göttlichen Gedeihen verdanken, bringt der Landmann so zu sagen ursprünglich hervor. Nur wenig säet er aus und ärntet viel dagegen. Sein Vieh pflanzt unter seiner Wart' und Pflege sich fort und so kommen eine Menge Güter ins Land, die zuvor nicht da waren und für die kein Geld in das Ausland geschickt werden darf. — Sollte man nicht glauben, ein Mann, der so viel Nutzen dem Staate bringt, müsse sehr geschätzt werden? — Warum wird er aber doch gewöhnlich geringer geachtet als er's, wegen seiner Nützlichkeit verdient. . ? . . . . das wesentliche macht ihm gewiß Ehre. An vielen aber ist etwas zufälliges, das ihnen keine Ehre macht? und was ist das wohl?

J. Die Grobheit.

Rich. Es gibt sogar welche, die sich ihrer Grobheit rühmen, und glauben also, daß ihnen dieser häßliche Fehler wohl anstehe. Was sagt aber Wilhelm darüber zu dem witzigen Thorschreiber?

H. Grobheit steht dem Bauer so wenig an als dem Bürger in der Stadt, und gute Schullehrer und Aeltern auf dem Dorfe, suchen eben so wohl, als in Städten, ihre Kinder klug, fleißig und höflich zu ziehen. Wenn ihr also künftig wieder eine Beschreibung von

einem Dinge macht: so unterscheidet fein das Wesentliche vom Zufälligen."

Rich. Was nennt man denn zufällig an einem Dinge?

K. „Zufällig ist das an einem Dinge, was daran seyn kann, aber eben nicht nothwendig seyn muß."

Rich. Und was nennt man wesentlich?

A. „Dasjenige, ohne welches ein Ding nicht das, oder nicht so vollkommen ist, was es seyn soll."

Rich. Sind z. E. Unhöflichkeit und Unwissenheit nothwendige Eigenschaften eines Bauersmanns? . . Wie heißt es ganz am Ende?

G. „So ist z. E. in dieser Geschichte am Ackermanne keine nothwendige Eigenschaft, daß er grob, dumm und faul seyn müsse; obgleich aus mancherley Ursachen, es sich oft ereignet, daß er es ist."

Rich. Welche Eigenschaften sind denn einem Bauersmanne nothwendig?

J. Daß er mit dem Felde und Viehe umgehen kann.

Rich. Also, daß er sich auf die Arbeiten und Dinge verstehe, mit denen ein Bauersmann umgehen muß. Nothwendig ist ihm auch eine feste Gesundheit wenn er vollkommen das seyn will, was er seyn soll, indem die Landgeschäfte viele körperliche Anstrengung erfordern. — Woher mag es aber kommen, daß manche und vielleicht viele Bauersleute den Vorwurf wirklich verdienen, den ihnen der Thorschreiber gemacht hat?

J. Weil sie nicht besser gezogen worden sind.

Rich. Also werden alle Landleute schlecht gezogen?

B. Nein nicht alle. „Gute Schullehrer und Aeltern auf dem Dorfe suchen eben so wohl, als in Städten, ihre Kinder klug, fleißig und höflich zu ziehen.“

Rich. Ist es denn aber eine Wohlthat, wenn man euch höflich, gescheid und fleißig zu machen sucht?

C. Ja wohl!

Rich. Wozu hilft es denn wenn man gescheid und geschickt ist?

J. Man kann sich in allem besser helfen und auch andern Leuten rathen.

B. Und sich besser nähren und fortbringen.

G. Und es macht einem auch Ehre.

Rich. Denkt nur wie viel Schaden und Schande einem der Aberglaube bringt; wie Mancher sein Glück so zu sagen mit Füssen tritt, weil er zu dumm ist, einen guten Rath anzunehmen oder selbst auszusinnen; wie Mancher zum Erbarmen betrogen und belogen wird bey seiner Unwissenheit. Seyd ihr nun froh, daß eure Aeltern und Lehrer so fleißig daran arbeiten, euch geschickt und klug zu machen?

H. Ja, wir sind froh.

Rich. Werdet ihr wohl einmahl auch so betrogen werden können wie Hans und jener Tagelöhner, von denen wir vor ein Paar Tagen gelesen haben?

A. Nein.

Rich. Oder eure Landwirthschaft so verkehrt treiben wie Georgs Vater, von dem Nr. 51 im 1 Th. des Kinderfreundes steht? oder wie Wilhelms Vater von dem Nr. 16. im 2ten Theile erzählt wird? oder so halsstarrig seyn wie Matz, der der Obrigkeit zum Trotz die Trauer anlegte? (Nr. 63 im 2ten Th.)

A. Nein.

Rich. Und wozu nützt der Fleiß?

Kinder. — Man ist angenehmer bey den Leuten — Man verdient mehr — Man treibt nicht so viel böses als der Müssiggänger — Man hat keine lange Weile — Man hat Ehre davon u. s. w.

Rich. Aber wozu nützt die Höflichkeit?

Kinder geben allerley an: Wo Ehre ausgeht da geht Ehre ein — Die Leute haben einen lieb — Man erspart sich viel Verdruß u. s. w.

Rich. Sollte man sich aber nicht auch durch Grobheit Respect erwerben können?

J. Nein, man macht nur daß die Leute nichts mit einem mögen zu thun haben.

Rich. Und was wiederfährt dem Grobian, wenn sich Leute mit ihm einlassen?

J. Er wird geschimpft — geschlagen ꝛc.

Rich. Wenn ihr denn nun als Bauersleute bey wohlgesitteten Menschen wohl gelitten und geehrt seyn wollt; zu was müßt ihr euch gewöhnen?

B. Zur Höflichkeit, wie Wilhelm.

Rich. Wohlgesittete Leute dürfen sich in manche Bauersgesellschaften nicht einmahl wagen und müssen sich vor aller Gemeinschaft mit manchen Bauersleuten hüten, wie vor dem Feuer. Warum denn?

J. Weil sie sich vor Grobheiten fürchten müssen.

Rich. Steht denn die Höflichkeit auch Bauersleuten gut an?

A. Sie steht allen Leuten gut an.

Rich. So befleißigt euch denn dieser schönen Eigenschaft und beschimpft euch nicht selber durch Grobheit. Ihr werdet dann angenehm und beliebt seyn bey Großen und Kleinen. Wodurch zeigt man aber die Höflichkeit?

C. Wenn man vor den Leuten höflich den Hut abzieht. —

D. Und nicht flucht und schimpft. —

E. Und sich nicht volltrinkt und Händel anfängt. —

F. Und bescheiden auf alles antwortet. —

G. Und zu vornehmern Leuten nicht Ihr und Er sagt —

Die Kinder geben noch mehr Beyspiele an.

Rich. Sagt mir nun, Kinder, wie sind wir auf das Gespräch von der Höflichkeit gekommen?

J. Der Thorschreiber sagte, die Bauern wären alle grob.

Rich. Und darauf antwortete Wilhelm: Es gäbe auch gescheide und höfliche Bauersleute; denn die Grobheit sey nichts wesentliches, sondern etwas zufälli-

fälliges. — Ist denn die Lehre vom Wesentlichen und Zufälligen so wichtig, daß es der Mühe werth ist, so viel davon zu reden?

D. Ja, sie ist wichtig.

Rich. Allerdings! — Wenn man wesentlich und zufällig nicht unterscheidet: so kann man über die wenigsten Dinge richtig urtheilen; nicht einmahl eine Sache recht beschreiben. Man hängt sich an Nebendinge, und vergißt darüber die Hauptsache. — Laßt nun einmahl hören, ob ihr in ganz gemeinen Dingen das Wesentliche und Zufällige unterscheiden könnt. — Dieses Tischchen ist viereckigt und hat ein Kreuzgestell — ist beydes etwas wesentliches?

J. Nein.

Rich. Warum nicht?

G. Weil der Tisch auch rund seyn und gerade Füsse haben könnte —

Rich. Und doch ein eben so vollkommner Tisch wäre, als dieser. Ferner das Tischchen ist von unangestrichnem Eichenholze. — Ist das etwas wesentliches?

G. Nein, es könnte auch von Fichtenholz und angestrichen seyn.

Rich. Sind aber an einem Tische die Füsse und die Platte etwas wesentliches?

G. Ja.

Rich. Warum?

J. Weil eine Tischplatte ohne Füsse kein Tisch seyn würde.

B. Und Füsse ohne Platte wären auch kein vollkommner Tisch.

Rich. Ist es an einem Thurme wesentlich, daß er mit Schiefern gedeckt seyn muß, wie der unsrige?

C. Nein er könnte auch nur mit Ziegeln gedeckt seyn.

Rich. Oder mit Blech; oder mit Steinplatten. Ist aber überhaupt ein Dach darauf, wie es auch geformt und woraus es auch bestehn mag — ist das Dach überhaupt wesentlich?

C. Ja!

Rich. Aber der alte Thurm auf dem Schloßberge hat gar kein Dach und ist doch ein Thurm. —

J. Ja; aber nicht so vollständig das was er seyn soll.

Rich. Ich sehe nun, daß ihr die Lehre vom Wesentlichen und Zufälligen verstanden habt. Hört nun aber auch eine sehr nützliche Anwendung! — Der große Haufe des Volks hat an den meisten Orten, wo man auf Verbeßrungen im Kirchen- und Schulwesen bedacht ist, über Neuerungen zu klagen. Woher kommen doch die zum Theil sehr unvernünftigen Klagen?

J. Daß die Leute das Wesentliche vom Zufälligen nicht unterscheiden können.

Rich. Sagt mir einmahl: Ist die schwarze Tracht eines Pfarrers, sein Kirchenrock, sein Chorhemd, sein Umschlag — sind diese Dinge wesentlich?

A. Nein. Man könnte auch in einer andern Tracht predigen.

Rich. Und überhaupt alle Pflichten eines Predigers erfüllen. In einigen Orten haben die Prediger nur kurze Mäntelchen statt der Kirchenröcke. Wenn indeß die Obrigkeit allen Pfarrern frey stellte, in welcher Tracht sie ihr Amt verrichten wollen, und es käme einer allenfalls in einem grünen Kleide und mit einem gewundenen Zopfe auf die Kanzel? . . .

J. Da würden die meisten Leute glauben, das Christenthum gehe zu Grunde.

Rich. Hätten sie da wohl recht?

D. Nein.

Rich. Warum würden sie sich aber doch die lächerliche Vorstellung machen?

J. Weil sie das Wesentliche und Zufällige nicht unterscheiden.

Rich. Ist aber auch das an einem Prediger blos zufällig oder Nebensache, daß er deutlich sprechen kann; daß er besonders die Sprache gut versteht, in welcher er predigen muß; daß er auch andre Sprachen, ohne welche man die Bibel nicht recht verstehen kan, gelernt habe; daß er besonders auf die Religionswahrheiten, die er vortragen soll, wohl studirt und alle die nützlichen Wissenschaften, die zu seinem Amte gehören, erlernt habe? Ist das etwas unnothwendiges?

A. Nein das ist nothwendig und wesentlich.

Rich. Ist es wesentlich, daß er seine Predigt auswendig hersagt?

J. Nein, er könnte sie auch ablesen.

Rich. Wenn er es aber hier zu Lande thäte?

B. So würden die Leute meynen, das sey gar nicht recht gepredigt.

Rich. Sind die Kreuze, die an manchen Orten über Brod und Wein beim Nachtmahle gemacht werden, wesentlich?

H. Nein, sie sind zufällig.

Rich. Ist es wesentlich, daß man gerade Oblaten oder Hostien beym Abendmahle gebraucht?

H. Nein, Brod ist eben so gut.

Rich. Ist aber überhaupt Brod und Wein auch Nebensache und zufällig?

B. Nein, die sind wesentlich.

Rich. Warum wesentlich?

B. Weil es Christus befohlen hat.

J. Aber die Kreuze, und daß es gerade Hostien seyn müssen, hat er nicht befohlen.

Rich. Gesetzt also: ein Prediger nähme statt der Oblaten im Nothfalle Brod, und statt des Kelches ein Glas — was würden manche Leute denken?

K. Das wäre gar kein Abendmahl.

Rich. Auf der Kanzel spricht unser Herr Pfarrer gewöhnlich nur Einmahl das Vaterunser; andre beten es zweymahl — ist das etwas wesentliches?

J. Nein. Man könnte es auch gar weglassen.

Rich. Gewöhnlich predigt man über . . . über was?

J. Ueber die Episteln und Evangelien.

Rich. Ist das wesentlich und nothwendig?

J. Nein. Man könnte auch über Texte predigen.

Rich. Oder auch gar keinen Text zum Grunde legen. — Sind die Gebete und Formeln die man in den Kirchen gebraucht, die Gesangbücher, Katechismen ꝛc. so wesentlich in ihrer jetzigen Gestalt, daß man nicht daran ändern darf?

J. Nein. Man darf daran ändern.

Rich. In einigen Gegenden tauft man die Kinder auf den Kopf; in andern in das Genicke oder auf den Nacken und bey uns auf die Brust. Wenn indeß ein neuer Prediger, der nicht wüßte was bey uns Mode ist, hier ein Kind auf die Stirne taufte — was würden manche einfältige Leute denken?

K. Das Kind wäre gar nicht recht getauft.

Rich. (nachdem er mehrere Beyspiele angeführt hat) Glaubt ihr nun, Kinder, daß die richtige Unterscheidung des Wesentlichen und Zufälligen wichtig sey?

A — K. Ja, recht wichtig!

Rich. Lernt also immer besser das Wesentliche vom Zufälligen unterscheiden und hütet euch vor den Thorheiten derer, die beydes miteinander verwechseln!

Ein und zwanzigste Katechisation. *)

Edle Gesinnungen findet man unter allen Ständen.

(Kinderfr. 1. Th. Nr. 45.)

Die Rekrutenaushebung.

Es war einmal im Kriege nöthig, daß Rekruten mußten ausgehoben werden, und der Officier ließ deswegen die Eingeschriebenen zusammen kommen. Unter diesen war einer, der weinte sehr. „Schäme dich!" sagte „der Officier; „bist du ein treuer Unterthan, und

*) Diese und die folgende Katechisation sind aus Niemanns neuer Beschreibung der Reckanischen Schule genommen, wo sie, als Probe der dort herrschenden Lehrart, abgedruckt stehn. Ich glaube durch Einrückung dieser zwey Stücke den Dank aller Leser zu verdienen, welche das obenerwähnte Buch nicht besitzen. Die letzte Katechisation dieses

„und fürchtest dich, deinem Könige, und dem „Vaterlande zu dienen, wenn deine Dienste nö„thig sind?" „Ach Herr!" sagte der Bursche: „aus Furcht weine ich nicht: aber ich habe eine „siebenzigjährige gichtbrüchige Mutter, und eine „Schwester, welche durch die Blattern blind ge„worden ist, und diese beyden habe ich bisher „mit meiner Arbeit ernährt; die jammern mich „so sehr!" Der Officier fragte nach, ob dieses sich also verhielte, und als er es wahr befand, ließ er den Burschen zurück. Nach zwey Monaten starb die alte Wittwe, und kurz darauf die elende Schwester; und nun, so bald sie begraben waren, gieng der junge Bursche zum Regiment und meldete sich! Denn er sprach bey sich selbst: Nun hält mich keine andere Pflicht ab, meinem Landesherrn zu dienen, und wenn sich der gute Officier an mir nicht betrogen findet: ist er vielleicht gegen andre eben so gütig, als er gegen mich gewesen ist.

Edle Gesinnungen findet man unter allen Ständen.

ses Heftes (die 23ste) ist nicht einmahl zur Hälfte aus dem Riemannischen Buche; indem ich, wegen der Zusätze, die ich in der fränkischen Auflage des Kinderfreunds gemacht hatte, die Katechisation ebenfalls auf mehrere Umstände ausdehnen mußte, noch ein zweytes Lesestück damit verband und manches einschob und abänderte.

Richard. Was stehet über dieser Geschichte?

K. Die Rekrutenaushebung.

Rich. Habt ihr wohl schon eine erlebt?

B. Ja.

Rich. Wann denn?

B. Wenn die jungen Leute zusammen kommen und gemessen werden.

Rich. Wer thut denn das?

A. Der Officier.

Rich. Warum?

A. Damit er weiß, welche Soldaten werden können.

Rich. Hier in der Geschichte steht: es war nöthig. — Wenn war es nöthig?

A. Im Kriege.

Rich. Was war da nöthig?

F. Daß Rekruten mußten ausgehoben werden.

Rich. Was heißt das?

F. Es mußten welche Soldaten werden.

Rich. Ist jetzt auch Krieg?

F. Nein.

Rich. Was denn?

F. Friede.

Rich. Geschieht denn das jetzt auch?

F. Ja.

Rich. Warum ist denn das aber auch in Friedenszeiten nöthig?

F.

F. Damit immer Soldaten da sind.

Rich. Was that der Officier?

E. Er ließ die Eingeschriebenen zusammen kommen.

Rich. Die Eingeschriebenen? — wo mögen sie eingeschrieben seyn?

E. In der Rolle.

Rich. Was ist das?

F. Ein großes Buch.

Rich. Was stehet in diesem Buche?

E. Die Namen der jungen Bursche.

Rich. Weiß denn der Officier, welche junge Bursche da sind?

E. Ja.

Rich. Woher?

K. Wenn der Officier kommt, so schreibt sie der Officier ein und weiß also die Namen.

Rich. Wozu also dieß große Buch?

K. Damit er die jungen Bursche kennt.

Rich. Einer weinte sehr: was dachte der Officier von dem?

G. Daß er sich fürchte.

Rich. Was sagte der Officier?

G. Schäme dich!

Rich. Was sagte er denn noch mehr?

H. Bist du ein treuer Unterthan, und fürchtest dich, deinem Könige und deinem Vaterlande zu dienen?

Rich. Wem zu dienen?

H. Dem Könige und dem Vaterlande.

Rich. Kann denn der König allein Krieg führen?

H. Nein.

Rich. Was muß er also haben?

J. Soldaten.

Rich. Der Officier meinte: er weine aus Furcht. Hatte der Officier Recht?

D. Nein.

Rich. Nun, warum weinte denn der junge Bursche? was sagte er zum Officier?

D. Ich habe eine Mutter.

Rich. Eine gesunde Mutter?

D. Nein: eine kranke.

Rich. Wie alt war seine Mutter?

D. 70. Jahre.

Rich. Hatte er sonst noch jemand?

D. Ja; eine Schwester.

Rich. Was für eine Schwester?

D. Eine blinde.

Rich. Wodurch war sie blind geworden?

K. Durch die Pocken oder Blattern?

Rich. Warum weinte er denn also?

K. Sie konnten sich nichts verdienen.

Rich. Wo hatten sie denn was her bekommen?

A. Er hatte sie ernährt.

Rich. Womit ernährt?

C. Mit seiner Arbeit.

Rich. Wenn er nun fort gemußt hätte?

B. So hätten sie müssen Hunger leiden.

Rich. Warum weinte er nun?
E. Um seine Mutter und um seine Schwester.
Rich. Glaubte denn das der Officier?
F. Nein, er fragte nach.
Rich. Warum glaubte er's nicht gleich?
G. Sie lügen ihm zuweilen was vor.
Rich. Hatte dieser auch gelogen?
G. Nein.
Rich. Nahm demnach der Officier, da er mehrere brauchbare Rekruten hatte, ihn nun auch mit?
Rich. Nein, er ließ ihn zu Hause.
Rich. Wie lange lebte die Mutter noch?
H. Zwey Monate.
Rich. Wie ward es mit der blinden Schwester?
D. Sie starb auch.
Rich. Nun sie beide begraben waren, hatte er niemand mehr zu versorgen: was that er denn nun?
K. Er gieng zum Regimente.
Rich. Wer holte ihn ab?
K. Niemand.
Rich. Also von freyen Stücken?
K. Ja.
Rich. Nun hielt ihn keine andere Pflicht mehr ab; — aber wie vorher?
K. Da mußte er seine Mutter und Schwester versorgen
Rich. Ja. Und da weinte er, als er mit sollte; — Manchmal weinen die Rekruten wohl auch darum, daß sie Soldaten werden sollen?

K. Ja.

Rich. Kann denn das was helfen?

A. Nein.

Rich. Und wie läßt es denn?

A. Nicht gut.

Rich. Hatte denn dieser darum geweint?

J. Nein, darum nicht.

Rich. Aber nun hätte er ja können zurückbleiben?

J. Ja.

Rich. Er hätte ja nicht dürfen so geschwind hingehen: warum that er es aber doch?

J. Er sagte: nun hält mich keine andere Pflicht ab, meinem Könige zu dienen.

Rich. Was sagte er noch mehr?

F. Wenn er den Officier nicht betröge, so würde er vielleicht gegen andere auch so gut seyn.

Rich. War denn das gut von dem Burschen?

F. Ja.

Rich. Unter der Geschichte steht noch etwas?

J. Ja: „Edle Gesinnungen findet man unter allen Ständen."

Rich. Was heißt: edle Gesinnungen?

J. Gute Gesinnungen.

Rich. Was heißt das: jeder Stand kan sie haben?

D. Alle Menschen.

Rich. Der Officier war wol nicht gut gesinnt?

D. O ja!

Rich. Aber der junge Bursche?

D. Auch der!

Rich. Wer von beiden war also gut gesinnt?

K. Alle beyde.

Rich. Da ihr glaubt, daß man in jedem Stande gut gesinnt seyn könne; könnt ihr wohl auch so gut gesinnt seyn?

K. Ja.

Rich. Wenn ein Kind dächte, seinem Lehrer Freude zu machen, was hätte das für Gesinnungen?

H. Gute Gesinnungen.

Rich. Sagt mir doch mehrere Beyspiele!

H. Seinen Aeltern folgen und keinen Verdruß machen.

Rich. Noch mehr!

J. Freundlich und höflich gegen andre Leute seyn — (die Kinder führen noch mehr Beyspiele an.)

Rich. Seyd so gesinnt, liebe Kinder, und ihr werdet Gott und euren Mitmenschen gefallen!

Zwey und zwanzigste Katechisation.

Von den Nachtheilen der Trägheit.

(Kinderfr. 1 Th. Nr. 41.)

Die Tagelöhner.

Der Tagelöhner Trägemann war läßig und faul. Zur Arbeit mochte kein Mensch ihn haben, denn er hinderte nur die andern; und wer denn doch von ihm Arbeit gethan haben wollte, der mußte gewiß auch jemand bey ihm zur Aufsicht stellen.

Da ihm nun keiner gern was zum verdienen gab, ausser im Nothfalle, wenn kein anderer zu haben war: so verdiente Trägemann auch wenig, konnte sich nichts zu Gute thun, kam immer mehr und mehr von Kräften, und die Arbeit wurde ihm von Tag zu Tag saurer. Davon wurde er nun auch endlich verdrüßlich, mürrisch, neidisch und zänkisch gegen jedermann. Mit seiner Frau, die mit den Kindern, seiner Faulheit wegen, oft kein

Brod

Brod hatte, führte er die unzufriedenste Ehe, und man sah ihm das Elend und den Mangel an. Einst, als sie des Abends von der Arbeit nach Hause giengen, klagte er gegen einen andern fleißigen Tagelöhner, und sprach: „Wir armen „Tagelöhner! uns geht es recht übel!“ „Nein!“ antwortete der andere, „nur den Faulen unter „uns geht es schlecht. Wer arbeiten will und „kann, dem mangelt nichts, als das, was über„flüßig, und also entbehrlich ist.“

Armuth folgt der Faulheit auf dem Fuße nach. Spr. Sal. 6, 6. 11. 14, 23.

Richard. War denn wohl Trägemann ein guter Mann?

F. Nein.

Rich. Warum nicht?

F. Er war faul.

Rich. Ich denke Faulheit ist etwas Gutes?

F. Nein, was Böses.

Rich. Ob es einem denn dabey gut gehet?

G. Nein.

Rich. Wie denn?

H. Man wird arm.

Rich. Giengs denn unserm Trägemann gut bey seiner Faulheit?

J. Nein.

Rich. Hatten ihn die Leute gern zur Arbeit?

K. Nein.

Rich. Warum mochten sie ihn denn nicht gern haben?

A. Er hinderte nur die andern.

Rich. Aber er selbst war fleißig?

D. Nein, er war faul.

Rich. Nun so wird er doch die andern wenigstens haben arbeiten lassen?

D. Nein, die hinderte er.

Rich. Woran hinderte er sie?

D. An der Arbeit.

Rich. Davon hatten die Leute, bey denen er arbeitete, ja wohl Schaden?

K. Ja.

Rich. Nur einfachen Schaden?

K. Nein, doppelten Schaden.

Rich. Wie so?

K. Er war faul und hinderte die Andern.

Rich. Mußten ihn die Leute doch wohl zuweilen nehmen?

B. Ja.

Rich. Was mußten sie aber dabey thun?

B. Sie mußten jemand bey ihm hinstellen.

Rich. Was sollte denn der?

A. Acht geben, daß er arbeitete.

Rich. Muß man denn bey allen Tagelöhnern jemand zur Aufsicht hinstellen?

A. Nein.

Rich. Warum denn aber bey Trägemann?

E. Weil er faul war.

Rich. Ob man denn also Trägemann etwas zu verdienen gab?

E. Nein.

Rich. Wenn andere zu kriegen waren, nahm man da wol Trägemann?

E. Nein.

Rich. Wenn nahm man ihn denn nur?

E. Im Nothfalle.

Rich. Was heißt das?

K. Wenn keiner zu kriegen war.

Rich. Ob das wol oftkam, daß keiner zu kriegen war?

K. Nein, das kam nicht oft.

Rich. Freylich wird das nicht oft gekommen seyn; denn man wird wol andere gefunden haben, die fleißiger waren. Kam denn also Trägemann oft zur Arbeit?

D. Nein.

Rich. Und wie sah es da mit einem Verdienste aus?

D. Sehr schlecht.

Rich. Wenn die andern Tagelöhner sechs oder acht Tage zu thun hatten, wie lange mochte denn Trägemann wohl zu thun haben?

D. Einen Tag.

Rich. Wenn andere einen Gulden verdienten, wie viel mochte Er da wohl verdienen? D.

D. Kaum zwey oder drey Groschen.

Rich. Das war ja aber gut, daß Trägemann nichts zu thun hatte; da durfte er doch auch nicht arbeiten?

K. Wenn auch; er verdiente sich doch dabey nichts —

F. Und konnte sich dabey nichts zu gute thun.

Rich. Wurde er dadurch stärker?

F. Nein: er kam immer mehr von Kräften.

Rich. Was heißt das: er kam immer mehr von Kräften?

F. Er ward dadurch immer schwächer.

Rich. War das nicht auch wieder eine Folge seiner Faulheit?

F. Ja.

Rich. Und wie wurde es dem Trägemann darüber zu Muthe?

F. Er ward verdrießlich.

Rich. Wie noch mehr?

A. Mürrisch.

Rich. Was heist das: mürrisch?

A. Es war ihm nichts recht.

Rich. Wie wurde er noch mehr?

A. Neidisch.

Rich. Was heißt das?

A. Er gönnte keinem was Gutes.

Rich. Hatten denn die andern mehr Gutes als er?

C. Ja, weil sie fleißiger waren.

Rich. Auf die Art vertrug er sich wol treflich mit andern Leuten?

C. Nein, er zankte sich immer. Rich.

Rich. Mit wem?

C. Mit den Tagelöhnern.

Rich. Wie steht im Buche?

C. Mit jedermann.

Rich. Was heißt das?

B. Mit allen Leuten.

Rich. Aber mit seiner Frau lebte Trägemann doch recht vergnügt?

B. Nein.

Rich. Was führte er für eine Ehe?

B. Eine unzufriedene Ehe.

Rich. Mußten denn seine Frau und seine Kinder auch darunter leiden?

B. Ja; denn sie hatten kein Brod.

Rich. Konnte denn seine Frau wol damit zufrieden seyn?

B. Nein.

Rich. Wie war denn Trägemann an alle dem Schuld?

F. Durch seine Faulheit.

Rich. Eine so üble Lage kann man den Leuten gewöhnlich aus dem Gesichte lesen. War das auch bey dem Tagelöhner Trägemann der Fall?

G. Ja.

Rich. Was sah man ihm an?

F. Elend und Mangel.

Rich. Sage mir das doch mit andern Worten!

J. Man sahe ihm an, daß es ihm schlecht gieng.

Rich. Wenn hat man denn Mangel?

F. Wenn man nicht so viel hat, als man nothwendig braucht.

Rich. Was sagte denn Trägemann, als er einsmahls mit andern nach Hause gieng?

E. Es geht uns armen Tagelöhnern recht übel!

Rich. Wem gehe es übel?

E. Den Tagelöhnern.

Rich. War es denn wahr, daß es Trägemann übel gieng?

E. Ja.

Rich. Wovon meynte er aber, daß das käme?

E. Weil er Tagelöhner wäre.

Rich. War denn das Schuld, daß er Tagelöhner war?

E. Nein, sondern weil er faul war.

Rich. Was sagte denn der Andere?

E. Nur den Faulen unter uns geht es übel.

Rich. Ob der wohl wissen mochte, was Schuld daran war, daß es Trägemann nicht gut gieng?

K. Ja, seine Faulheit.

Rich. War dieser Andre wohl auch so faul?

K. Nein, der verdiente etwas.

Rich. Wer unter den Tagelöhnern arbeiten will und arbeiten kann, ob der wohl so viel verdient, als er braucht?

K. O, ja!

Rich. Woran könnte es ihm also nur mangeln?

H. Am überflüssigen.

Rich. Wenn hat man überflüssig?

H. Wenn man mehr hat, als man braucht.

Rich. Gehört das zum Entbehrlichen, oder zum Unentbehrlichen?

H. Zum Entbehrlichen.

Rich. Ob Tagelöhner viel Ueberfluß haben?

H. Nein.

Rich. Ob sie aber ihr Auskommen haben?

J. Ja.

Rich. Aber wenn sie sind wie Trägemann?

J. Dann haben sie nicht ihr Auskommen.

Rich. Woher kam es also, daß es Trägemann so schlecht gieng?

J. Von seiner Faulheit.

Rich. Und so traf das Sprüchwort ein: Wie man's treibt so gehts! Triebs Trägemann gut?

K. Nein, er triebs schlecht.

Rich. Gings ihm also auch gut?

K. Nein, schlecht.

Rich. Kann man aber gleichwohl von Trägemann etwas lernen?

Einige Ja; Einige Nein.

Rich. Wünscht ihr daß es euch so gehe, wie Trägemann?

K. Nein.

Rich. Aber wie müßt ihr's denn machen, wenn's euch nicht so gehen soll?

D. Nicht so faul seyn.

Rich. Könnt ihr euch schon jezt zur Faulheit gewöhnen?

J. Ja. Jung gewohnt, alt gethan.

Rich. Könnt ihr in der Schule auch faul seyn?

J. Ja.

Rich. Aber zu Hause wohl nicht?

J. Ja.

Rich. Z. E. wenn dir deine Mutter etwas befiehlt, und du hast nicht Lust dazu, wie bist du dann?

G. Faul.

Rich. Wenn dir nun ins künftige was gesagt wird, das du thun sollst?

G. Will ich es thun.

Rich. An wen willst du denn denken, wenn du faul seyn wolltest?

G. An Gott.

Rich. Ja, das ist wohl gut; aber kannst du nicht noch an jemand denken?

H. An Trägemann.

Rich. Wie viel sind unter euch, die werden wollen wie Trägemann?

H. Keiner.

Rich. Das sagt ihr wohl so; aber es ist die Frage, ob's auch euer Ernst ist, und ob ihr auch den guten Vorsatz behalten werdet? — Gewiß, Kinder, ihr möchtet einst alle so zufrieden in eurem Zustande seyn, als der fromme Tagelöhner, für den ein so schönes

Lied

Lied am Ende des Kinderfreunds steht; das könnt ihr aber nur werden, wenn ihr treu, fleißig, ordentlich und sparsam seyd, in allem christlich und redlich handelt und dann Gott vertraut.

Leset doch einmahl das vortrefliche Lied zum Schlusse!

Lied eines frommen Tagelöhners.

Du aller Menschen Gott uud Herr!
Anbeten will ich, und Dich loben;
Du bist mein Gott nicht weniger,
Als aller, die Du hoch erhoben.

Nicht alle konnten Reiche seyn —
Verschiedenheit erhält das Ganze.
Verschieden ist der Sterne Schein;
Verschieden Erde, Baum und Pflanze.

Mich setztest Du in einen Stand,
Den Müh und Arbeit stets begleiten.
Ich habe nichts, als diese Hand,
Mein täglich Brod mir zu bereiten.

Doch ferne sey die Schuld von mir,
Gerechter! über dich zu klagen!
Auch diesen Muth hab ich von Dir,
Der stark ist, mein Geschick zu tragen.

Du knüpftest Glück an meinen Fleiß.
Was könntest Du mir bessers geben?
Gesundheit ist der Mühe Preiß;
Geschäftigkeit verlängt das Leben.

Der Hunger kennt des Essens Lust;
Der sanfte Schlaf ist für den Müden;
Dieß alles, Trägen unbewußt,
Dieß alles hast du mir beschieden.

Der Erde Güter sind ja Dein.
Wie Du sie theilst, wer kann's verstehen?
Nie soll mein Auge neidisch seyn,
Nach andrer Glück hinauf zu sehen!

Auch bitt' ich dich um Reichthum nicht,
Nicht um Erlösung vom Geschäfte.
Gib nur zur Uebung meiner Pflicht,
Mir ferner Muth und ferner Kräfte.

Mein Lohn ist klein, bald aufgezehrt:
Doch soll mir nicht vor Hunger grauen!
Der Sperling lebt, von Dir genährt:
Und ich? ich sollte Dir nicht trauen?

Und wenn nach frommer Jugend Fleiß,
Mich Kraft und Sinnen einst verlassen,
Wirst Du, mein Gott! den schwachen Greiß
Im Alter doch nicht darben lassen.

Drum will ich stets mit Redlichkeit
Mein Tagewerk getreu verwalten,
Und die von mir versäumte Zeit
Gewissenhaft für Diebstahl halten!

Wenn mir der Tag zur Arbeit winkt,
Soll mein Gebet ihm schon begegnen,
Und wenn die Abendsonne sinkt,
Herr, deine Vatergüte segnen!

Wie herrlich ist doch die Natur!
Schön meines lieben Gottes Werke!
Mein Geist erhebt sich, wenn ich nur
Den kleinsten Theil davon bemerke.

Im Himmel werd' ich mehr verstehn;
Da werden Engel mich belehren;
Da wird mein Auge Wunder sehn;
Da werd ich Jubellieder hören!

Oft gönnet Gott mir schon den Blick
In dieses Land der wahren Freuden —
Wie wunderbar wirst Du das Glück
Der armen Tugend dort entscheiden!

So nah' ich mich mit Heiterkeit
Dem Ende meiner sauren Tage.
Willkommen ist die Ruhezeit
Nach überstandner Müh und Plage.

Drey und zwanzigste Katechisation.

Ueber die rechte Sonntagsfeyer.

Kinderfr. Nr. 43 im 1 Th. und Nr. 78 im 2 Th.)

Die gute Gewohnheit.

In Christians Hause war die Gewohnheit, daß des Sonntags Abends Christian seine Kinder und sein Gesinde versammelte, und sie fragte, was sie aus der Predigt behalten hätten. Wer dann am meisten wußte, den ehrte Christian vorzüglich, und sprach mit ihm über das, was er wußte. Von dem Pfarrer borgte er immer schöne Bücher und ließ sich auch zuweilen eines von ihm kaufen. Aus diesen las er entweder selbst vor, oder ließ auch jemand anders vorlesen, und alle Sonntage kamen etliche Nachbarn zu ihm, weil man da immer so viel schönes hören konnte. Wenn er sein Abend- oder Morgenlied sang: so mußten alle seine Hausleute zusammen. Niemand aber durfte dabey so häßlich schreyen, wie es sonst

sonst gewöhnlich war. Mit gemäßigter Stimme mußte jedes mitsingen, daher man auch nirgends im Dorfe einen so wohl klingenden und rührenden Gesang hörte, wie bey ihm. Auch war das Gesinde, welches bey Christian gedient hatte, Zeit seines Lebens zu kennen, denn es hatte dort etwas Gutes gelernt.

Wie viel Böses geschieht am Sonntage! Nur der feyert den Sonntag recht, der am Sonntage viel Gutes thut. 2 Mos. 20, 8.

Richard. Wovon haben wir gelesen, liebe Kinder?

H. Von einer guten Gewohnheit.

Rich. Wo war eine gute Gewohnheit?

H. In Christians Hause.

Rich. Und worin bestand die gute Gewohnheit?

J. „Des Sonntags Abends versammelte er seine Kinder und sein Gesinde.“

Rich. Warum that er denn das?

J. Er fragte sie, was sie aus der Predigt behalten hätten.

Rich. Wußten sie ihm dann auch zu antworten?

B. Ja.

Rich. Und woher kam's, daß sie gewöhnlich antworten konnten?

B. Sie hatten Acht gegeben in der Kirche.

Rich. Wenn man aber nicht Acht gibt?

G. Dann behält man nichts und kann auch nicht antworten.

Rich. Christians Leute waren also aufmerksam. Und wie belohnte er die, welche am meisten wußten?

H. Er ehrte sie vorzüglich.

Rich. Was heißt vorzüglich?

J. Mehr denn andre.

Rich. Er ehrte: — was heißt das?

J. Er lobte sie — (machte ihnen Ehre.)

Rich. Was that er noch mehr?

K. Er sprach mit ihnen.

Rich. Ueber was?

J. Ueber das was sie wußten.

Rich. Wozu konnte das helfen?

J. Sie lernten etwas.

Rich. Wer lernte etwas?

C. Die Kinder und das Gesinde.

Rich. Merkte man es dem Gesinde auch an, daß sich Christian so viel mit ihm abgab?

D. „Das Gesinde, welches bey Christian gedient hatte, war Zeit seines Lebens zu kennen."

Rich. Woran zu kennen?

G. Sie hatten etwas gelernt.

Rich. Und wodurch lernten sie etwas?

J. Daß sie Acht gaben.

Rich. Warum aber gaben sie besser Acht als viele Andere?

C. Weil sie wußten, daß Christian nachfragt.

Rich. Wodurch könnten demnach alle Aeltern ihre Kinder zur Aufmerksamkeit in der Kirche gewöhnen?

C. Wenn sie fleißig nachfragten, was sie gemerkt haben.

Rich. War also das Nachfragen von Christian eine schlimme, oder gute Gewohnheit?

A. Eine gute Gewohnheit.

Rich. Und was war bey seinen Kindern und Dienstboten eine gute Gewohnheit?

B. Daß sie Acht gaben.

Rich. Was heißt denn Gewohnheit?

C. Was man gewöhnlich thut.

Rich. Oder mit andern Worten . . . .

J. Was man sehr oft thut.

Rich. Kann man von jemand, der allenfalls nur alle halbe Jahre in einer Predigt aufmerkt, sagen: das Aufmerken ist Gewohnheit bey ihm?

D. Nein.

Rich. Warum nicht?

J. Weil er es nicht oft thut.

Rich. Wodurch wurde aber das Aufmerken bey Christians Leuten zur Gewohnheit?

A. Dadurch, daß sie es oft thaten.

Rich. Wer oft unachtsam ist, woran gewöhnt sich der?

C. An die Unachtsamkeit.

Rich. Wer oft unreinlich ist?

F. Der gewöhnt sich zur Unreinlichkeit.

Rich. Ist das eine gute Gewohnheit?

K. Nein, eine böse.

Rich. Es giebt also zweyerley Gewohnheiten . .

J. Ja! Gute und böse.

Rich. Nennt mir einmahl gute Gewohnheiten!

A — K. Nennen verschiedene: Gehorsam — Fleiß — Mäßigkeit — Ordnung — Sparsamkeit — Höflichkeit ꝛc.

Rich. Nennt mir nun auch böse Gewohnheiten!

A — K. Nennen auch solche: z. E. Faulheit — Unreinlichkeit — Trunkenheit — Grobheit — Zanksucht ꝛc.

Rich. Was für eine Gewohnheit war nun in Christians Hause?

B. Daß er am Sonntage seine Leute versammelte und ausfragte, was sie gemerkt hatten.

Rich. Was waren sonst noch für gute Gewohnheiten in seinem Hause?

E. „Von dem Pfarrer borgte er immer schöne Bücher und ließ sich auch zuweilen eines von ihm kaufen.“

Rich. Was machte er denn mit den Büchern?

G. „Aus diesen las er entweder selbst vor, oder ließ auch jemand anders vorlesen.“

Rich. Und wer hörte da zu?

J. Seine Leute und etliche Nachbarn.

Rich. Und warum kamen diese Nachbarn auch dazu?

G. „Weil man da immer so viel schönes hören konnte."

Rich. Waren demnach das Lesen und der Zuspruch der Nachbarn gute Gewohnheiten?

H. Ja.

Rich. Warum?

J. Weil man da etwas lernen konnte.

Rich. Und auch Freude dabey genos. Ließ aber Christian zu solchen Zeiten vorlesen, wo die Arbeit nothwendig war?

B. Nein, an Sonntagen.

Rich. Bringen denn alle Bauersleute den Sonntag so nützlich zu?

D. Nein. Sie gehen ins Wirthshaus.

Rich. Haben davon ihre Leute auch Nutzen?

E. Nein, Schaden.

Rich. Welchen Nutzen hatten denn Christians Kinder und Dienstboten besonders davon, daß sie auch selbst lesen mußten?

F. Daß sie das Lesen recht lernten.

Rich. Und aus welchen Büchern lasen sie? doch wohl aus lauter alten Predigtbüchern?

J. Nein, aus allerley nützlichen Büchern.

Rich. Und wo bekam Christian diese her?

E. Von dem Herrn Pfarrer.

Rich. Von dem er sie zum Theil borgte. Warum sage ich zum Theil?

J. Weil Christian manchmal selbst eines kaufte.

Rich. Aber das kostete ja Geld?

J. Das ersparte er wohl am Wirthshause.

Rich. Wie viel unnütze Ausgaben macht mancher Bauersmann! Wie liederlich bringt mancher sein Geld durch! Wozu könnte er es besser verwenden?

G. Zu Büchern.

Rich. Und wie hielt es Christian, wenn er sein Morgen- und Abendlied sang?

H. „Da mußten alle seine Hausleute zusammen."

Rich. Wahrscheinlich um ein recht gräßliches Geschrey zu machen?

H. Nein. „Niemand durfte dabey so häßlich schreyen, wie es sonst gewöhnlich war."

Rich. Wie mußten sie vielmehr singen?

F. Mit gemäßigter Stimme.

Rich. Was heißt das?

J. Sie durften nicht schreyen und blöcken.

Rich. Dafür lautete der Gesang auch nicht gut —

J. Er lautete so gut, „daß man im ganzen Dorfe keinen so wohl klingenden und rührenden Gesang hörte, wie bey ihm."

Rich. An was für einen Gesang wollt Ihr euch nach Christians Beyspiele gewöhnen?

J. An einen schönen und gemäßigten.

Rich. Schon der Anblick eines Menschen, der beym Gesange das Maul aufreißt, wie ein hungriger Wolf, und sich roth und blau schreyt, ist abscheulich; Noch abscheulicher ist ein solches Geschrey selbst. —

Woher kommt es, daß mancher, der sonst eine gute Anlage zum Singen hat, sein Lebtage kein Lied ordentlich singen lernt?

J. Von dem Geschrey.

Rich. Warum von dem Geschrey?

J. Weil er vor lauter Geschrey keinen Menschen hört, als sich selbst.

Rich. Ohne Zweifel hielt Christian an Sonntagen seine Kinder auch zum Schreiben und Rechnen an, damit sie nicht alles wieder vergaßen, was sie in der Schule gelernt hatten. So heiligte er denn den Sabbattag. Was heißt den Sabbattag heiligen?

J. Ihn heilig oder fromm zubringen.

Rich. Gieng denn aber Christian selbst auch seinen Leuten mit gutem Beyspiele voran?

G. Ja.

Rich. Wenn er seine Leute z. E. ausfragen wollte, ob sie in der Kirche aufgemerkt hätten — was mußte er selbst thun?

E. Er mußte selbst aufmerken.

Rich. Warum selbst aufmerken?

J. Weil er sonst nicht hätte drein helfen können.

Rich. Er war also in der Kirche ein Mann wie Wilhelm, von dem Nr. 78. im zweyten Theile des Kinderfreunds steht. Leset doch einmahl von ihm!

Der Zuhörer, wie er seyn soll.

Wenn Wilhelm wußte, daß den Tag gepredigt wurde: so pflegte er eine halbe Stunde vorher, ehe die Predigt angieng, sich von allen Geschäften zu entfernen, etwa die Epistel und das Evangelium durchzulesen, und darüber nachzudenken. Wenn er zur Kirche gieng, dann vermied er allerley Geschwätz von Neuigkeiten vor der Kirchthüre, und gieng deßwegen nicht eher, als bis es eben Zeit war. Nun war sein Gemüth vorbereitet, und er war begierig zu wissen, was über die Worte, deren Innhalt er, nach dem Maaße seiner Einsichten, sich schon selbst ausgelegt hatte, der Prediger ihm noch für bessere Erkenntniß schaffen würde. In der Predigt schlief er nicht, oder hatte etwa fremde Gedanken; sondern er war beständig bemüht, mit dem Prediger fort zu denken. Und daher kam es nun, daß er so viel aus der Predigt merken, und nachher sie mit seinen Kindern wiederholen konnte. Davon aber hatte nicht allein er selbst, sondern auch sein ganzes Haus wahren Vortheil. Denn seine Kinder vergaßen Gott und seine Gebote nicht, und sein Gesinde wurde treu und gewissenhaft. Pred. Sal. 4, 17. Jac. 1, 22. 25.

Rich. Wilhelm gieng also nicht ohne Vorbereitung zur Kirche. Wie machte ers denn, wenn er eine Predigt hören wollte?

J. „Er pflegte sich eine halbe Stunde vor der Kirche von allen Geschäften zu entfernen.“

Rich. Warum das?

J. Damit er nicht zerstreut in die Kirche gieng.

Rich. Welche Leute nennt man zerstreute Leute?

J. Die, welche immer fremde Gedanken haben.

Rich. Und was that Wilhelm an Sonntagen noch mehr?

J. Er las die Epistel und das Evangelium durch.

Rich. Es steht noch etwas dabey —

B. „Und dachte darüber nach.“

Rich. Warum denn gerade die Epistel und das Evangelium?

J. Weil meistentheils darüber gepredigt wird.

Rich. Und wie verhielt er sich auf dem Kirchwege? Blieb er da vor der Kirche wohl erst eine Viertelstunde bey einer guten Gesellschaft stehn, um eins zu plaudern?

G. Nein. „Er vermied allerley Geschwätz von Neuigkeiten vor der Kirchthüre, und gieng deßwillen nicht eher, als bis es eben Zeit war.“

Rich. Und was hatte er für einen Vortheil davon? Wie steht im Kinderfreunde?

H. „Nun war sein Gemüth vorbereitet.“

Rich. Auch war er auf etwas begierig? Wie heißt es weiter?

K. „Er war begierig zu wissen, was über die Worte, deren Inhalt er, nach dem Maaße seiner Einsichten, sich schon selbst ausgelegt hatte, der Prediger ihm noch für bessere Erkenntniß schaffen würde.“

Rich. Wilhelm war also begierig etwas gutes zu wissen. Wie heißt man die Leute, welche gerne viel gutes wissen?

J. Wißbegierige.

Rich. Wer aber nur nach Neuigkeiten, Heimlichkeiten und Klatschereyen begierig ist — wie nennt man den? . . . Gebt auf die Worte Neu und begierig Acht!

J. Einen Neugierigen.

Rich. Neugierig war aber Wilhelm gewiß nicht sehr; denn er vermied . . . wie heißt es von ihm?

E. Er vermied alles Geschwätz von Neuigkeiten auf dem Kirchwege."

Rich. Durfte er aber wohl in der Kirche schlafen, wenn er seine Wißbegierde stillen wollte?

E. Nein.

Rich. Was that er also nicht?

J. „Er schlief nicht in der Predigt."

Rich. Was steht noch dabey?

J. „Er hatte keine fremden Gedanken."

Rich. Manche Leute haben eine Unart in der Kirche, die noch ärger ist als schlafen und fremde Gedanken haben. Welche wohl?

D. Sie plaudern.

Rich. Da nun Wilhelm das alles vermied und seine Aufmerksamkeit allein auf den Prediger richtete — merkte er nun wohl auch etwas aus den Predigten?

D. Ja.

Rich. Konnte er nun wohl auch seine Kinder darüber ausfragen?

E. Ja.

Rich. That er das auch, wie Christian?

E. Ja.

Rich. Was that er?

E. Er wiederholte die Predigt mit seinen Kindern.

Rich. Und wer hatte davon Vortheil? . . . Wie steht im Buche?

J. „Er und sein ganzes Haus."

Rich. Welchen Vortheil hatte denn Er? . . . . Glaubt ihr, Kinder, daß ich die Sachen die ich euch lehre, selbst immer besser lerne?

G. Ja.

Rich. Und wie geht das zu?

J. Weil sie eben oft davon reden und darüber denken.

Rich. Man sagt daher im Sprichworte: Durchs Lehren lernen wir! — Und wozu nützte es seinen Kindern?

K. Seine Kinder vergaßen Gott und seine Gebote nicht und sein Gesinde wurde treu und gewissenhaft."

Rich. Schlagt nun die beyden Bibelstellen nach die am Ende angezeigt stehn!

B. Pred. Sal. 4, 17.: „Bewahre deinen Fuß, wenn du zum Hause Gottes gehest, und komme daß du hörest. Das ist besser denn der Narren Opfer; denn sie wissen nicht was sie böses thun."

Rich. Wenn jemand von euch einen Weg gienge wo er leicht fallen könnte, und ich riefe ihm zu: bewahre deinen Fuß! Was hieße das?

J. Nimm dich in Acht!

Rich. Meynt denn Salomo dieß im eigentlichen Verstande? Will er sagen: fallt nicht, wenn ihr in den Tempel geht?

J. Nein?

Rich. Was will er denn damit sagen?

A. Nimm dich in Acht.

Rich. Besser sey vorsichtig! gib auf dich selbst, auf deine Gedanken und auf dein Herz Acht, wenn du in den Tempel gehst. — Und in welcher Absicht soll man dahin kommen? Wie hast du gelesen?

B. „Daß du hörest."

Rich. Oder aufmerkest auf den Religionsvortrag — und das ist besser als . . ? —

B. als der Narren Opfer; denn sie wissen nicht was sie böses thun.

Rich. Wie heißt der andre Spruch? Jac. 1, 22 — 24.

G. Seyd Thäter des Worts, und nicht Hörer allein, damit ihr euch selbst betrügt. Denn so jemand ist ein Hörer des Worts, und nicht ein Thäter, der ist gleich einem Manne, der sein leibliches Angesicht im Spiegel beschauet; denn nachdem er sich beschauet hat, geht er davon und vergißt wie er gestaltet war.

Rich. Was wollt ihr also künftig seyn? Bloße Hörer?

A. Nein, auch Thäter.

Rich. Wie heißt es in den Denkreimen? . . . . . Wer nicht thut nach guten Lehren . . .

A. Wer nicht thut nach guten Lehren,
Diesem nützt nicht, sie zu hören.

Rich. Und wie steht Joh. 13, 17?

J. So ihr solches wisset, selig seyd ihr, so ihr's thut!

Vier und zwanzigste Katechisation.

Von der Ordnung.

(Kinderfr. Nr. 54. und 57 im 2. Th.)

Das ordentliche Dorf.

Ich sah einmal ein Dorf, dessen Anblick mich sehr vergnügte; und wollte Gott, ein jedes Dorf wäre eben so beschaffen!

Alle Höfe und Gärten waren mit Mauern von Leimen und Feldsteinen eingefaßt, sieben Fuß hoch, drey Fuß unten, und zwey Fuß oben dick. Ich fragte gleich die Leute: „ob es ihnen nicht „viel Mühe gemacht hätte, solche Mauern aufzu„führen? "Freylich, antworteten sie, „aber „nun haben wir auch ins künftige wenig Mühe „damit. Diese Wand verbrennt nicht in Feuers„brunst, und kann auch nicht gestohlen werden. „Es ist ein dauerhaftes Werk, und wir haben es „allmählich selbst gemacht, wenn eben nichts „Nöthiges zu thun war."

Die Schwellen an den Gebäuden lagen alle zwey Fuß über der Erde, auf gemauertem Grunde. Am Hause wurde kein Koth, kein Mistpfuhl geduldet. Des Sonntags kam die Gemeine zusammen, und wurde eins, was zum gemeinen Beßten in künftiger Woche sollte gethan und gegeben werden. Einen Dieb, Säufer, Flucher und liederlichen Menschen, oder schlechten Ackerwirth, litten die Leute nicht in der Gemeine; denn sie sagten; „Solcher Mensch richtet nur Unglück an, und bringt Unsegen und „Schimpf über unser Dorf." Wer aber unverschuldet Unglück hatte, oder krank wurde, dem halfen die andern, daß er mit fort kam, und nicht verarmte. Und der war dann herzlich dankbar, und bat Gott, daß er diese Wohlthat seinen Nachbarn reichlich vergelten möchte! Es war kein Neid, Zank und Groll unter diesen guten Leuten. Ihre Kinder sahen nichts Böses, und wurden durch den Schulunterricht viel leichter gebessert, als andere, die in ihrer Aeltern Hause viele Laster lernen. Ihren Herrn und ihren Seelsorger liebten sie kindlich, und waren willig gehorsam. Es war auch kein Gefängniß im Dorfe; das alte war eingefallen, und der Herr ließ keins wieder bauen. Denn er sagte: „Das „Gefängniß ist nur für böse Leute, und solche „sind meine Unterthanen nicht."

O daß doch jedes Dorf diesem Dorfe gleich werden wollte! Spr. 14, 34.

Rich.

Rich. Wie ist das heutige Lesestück überschrieben?

B. Das ordentliche Dorf.

Rich. Was nennt man denn ordentlich?

B. Was nach der Ordnung ist.

Rich. Und was heißt denn Ordnung? . . . Ihr habt doch schon oft von unsrer Gemein-Ordnung gehört?

J. Ja wohl. Wir haben sie ja schon in der Schule gelesen.

Rich. Was verstehst du denn unter Gemeinordnung?

J. Das Buch, worin die Gesetze stehn.

Rich. Also die Gesetze und Regeln, die man in dem Dorfe beobachten muß, heißen die Ordnung. — Hülf' es aber etwas, wenn wir die schönste Dorfsordnung — das ist, die beßten Dorfsgesetze — hätten; niemand aber thäte darnach?

G. Nein.

Rich. Zur Ordnung gehören also zwey Stücke; Erstlich: vernünftige Regeln, und zweytens: genaue Befolgung dieser Regeln. — Ordentlich nennt man demnach das:

was nach vernünftigen Regeln und Absichten eingerichtet ist.

Was nennt man ordentlich?

Die Kinder wiederholen es der Reihe nach.

Rich. Waren denn in dem ordentlichen Dorfe so vernünftige Regeln und wurden sie auch befolgt?

H. Ja.

Rich. Was hatten sie z. E. für eine Regel in Ansehung der Verzäunung ihrer Höfe und Gärten?

J. Alle Höfe und Gärten mußten mit Mauern von Leimen und Feldsteinen eingefaßt seyn.

Rich. War denn diese Regel vernünftig?

K. Ja.

Rich. Warum?

J. Weil die Stickel (hölzernen Zäune) bald verfaulen und oft gestohlen werden.

Rich. Ist das auch bey steinernen Mauern der Fall?

A. Nein. „Die sind ein dauerhaftes Werk.“

Rich. Aber sie kosten viel Geld. . .

J. Die Leute in dem ordentlichen Dorfe machten sie selbst.

Rich. Und zu welcher Zeit machten sie die Mauern?

J. Wenn eben nichts nöthiges zu thun war.

Rich. Muß also auch in Ansehung der Zeit, da man diese oder jene Arbeit verrichtet, eine Regel beobachtet werden?

B. Ja.

Rich. Beym Landbaue kommt überaus viel darauf an, daß man genau die beßte Zeit in Acht nimmt. — Ist der also ordentlich, der seine Geschäfte zur Unzeit thut?

C. Nein, unordentlich.

Rich.

Rich. Welche Regel hatten sie in Ansehung der Schwellen ihrer Gebäude in dem ordentlichen Dorfe?

J. Sie mußten alle zwey Fuß über der Erde auf gemauertem Grunde liegen.

Rich. Warum denn nicht auf der Erde?

J. Weil da das Holz bald verfault und das ganze Haus davon Schaden nimmt.

Rich. Auch in Ansehung der Miststätte hatten sie eine schöne Regel oder Einrichtung. Wie steht im Buche?

C. „Am Hause wurde kein Koth, kein Mistpfuhl geduldet.“

Rich. Ohne Zweifel leiteten sie also die Mist-Lauge fein säuberlich auf die Gasse?

J. Nein, das thaten sie gewiß nicht.

Rich. Wäre denn das nicht ordentlich oder: nach vernünftigen Regeln gewesen?

J. Nein.

Rich. Warum nicht?

J. Weil da das beßte Fett weggelaufen wäre.

Rich. In dem ordentlichen Dorfe war also nur beym Anlegen der Miststätten darauf Rücksicht genommen, daß die Feuchtigkeit und die stinkende Ausdünstung nicht gerade vor die Wohnstuben kam. Und warum das?

J. Weil es garstig riecht und ungesund ist.

Rich. Wollte man aber in dem ordentlichen Dorfe nur die Häuser und Hauseinrichtungen ordentlich haben?

K. Nein, auch die Menschen.

Rich. Welche Menschen duldete man daher nicht?

K. Die unordentlichen.

Rich. Welche nennt man denn unordentliche? die welche sich nach vernünftigen Regeln richten?

J. Nein, die welche sich nach vernünftigen Regeln nicht richten wollen.

Rich. Ist das Gebot: du sollst nicht stehlen! eine vernünftige Vorschrift?

B. Ja.

Rich. Wie nennt man die, welche sich nicht darnach richten?

B. Diebe.

Rich. Wurden solche in dem ordentlichen Dorfe geduldet?

E. Nein.

Rich. Und welche Menschen mochten sie noch weiter nicht?

J. „Die Säufer — die Flucher — die schlechten Ackerwirthe."

Rich. Diese jagten sie also wohl gleich aus dem Dorfe?

J. Nein. Sie suchten sie wohl erst zu bessern.

Rich. Warum wollten sie denn solche Leute nicht unter sich dulden? —

E. „Solcher Mensch, sagten sie, richtet nur Unglück an und bringt Unsegen und Schimpf über unser Dorf."

Rich. Seht, Kinder, so besorgt waren sie für die gute Aufführung einzelner Nachbarn; und das war zugleich eine Sorgfalt für das gemeine Beßte. Was versteht man denn unter dem gemeinen Beßten?

E. Was der ganzen Gemeine nützt.

Rich. Und für dieses sorgten sie besonders an Sonntagen. Was thaten sie da?

F. „Sie kamen zusammen und wurden eins, was zum gemeinen Beßten in künftiger Woche sollte gethan werden.“

Rich. Sie kamen zusammen — wahrscheinlich auf einem Rathhause oder sonst an einem öffentlichen Platze —. Wo kommen wohl die Zechbrüder an Sonn- und Feyertagen gewöhnlich zusammen?

G. Im Wirthshause.

Rich. Und warum? Auch um des gemeinen Beßten willen?

G. Nein, zum Trinken und Spielen.

Rich. Kamen wohl die wackern Leute, von denen ihr gelesen habt, auch in der Absicht zusammen?

B. Nein.

Rich. Warum denn?

J. Um sich über das gemeine Beßte zu berathschlagen.

Rich. Sie kamen zusammen und . . . was steht noch dabey? . .

A. Und wurden eins.

Rich. Gefällt euch das eins werden von ihnen?

G. Ja.

Rich. Können denn nicht alle Gemeinen eins werden zum gemeinen Beßten?

A. Nein. Sie schreyen nur unter einander.

Rich. Sagt mir doch einmahl, liebe Kinder, was z. E. Anstalten zum gemeinen Beßten seyn würden.

J. Wenn man Wege bessert.

Rich. Besinnt euch auf mehr dergleichen!

Die Kinder nennen, unter Richards Anleitung, noch allerley gemeinnützliche Unternehmungen: Wälder ansäen - hegen - öffentliche Baumschulen anlegen — Bäume auf Gemeinplätze pflanzen — Wiesen im Frühlinge nicht vom Vieh betreiben lassen ꝛc. —

Rich. Auch für die Unglücklichen machten sie in dem Dorfe gute Anstalten. — Was thaten denn die Einwohner des ordentlichen Dorfes wenn jemand unverschuldet Unglück hatte?

J. „Sie halfen ihm, daß er nicht darüber verarmte.“

Rich. Und wie bezeugten sich die, welchen so geholfen wurde?

B. Dankbar.

Rich. Was wird sonst noch von den Tugenden der wackern Ortsleute erzählt?

B. „Es war kein Neid, Zank und Groll unter diesen guten Leuten.“

Rich. Zogen diese aber auch eben so gute Kinder nach?

K. „Ihre Kinder sahen nichts böses, und wurden daher durch den Schulunterricht viel leichter gebessert, als andere, die in ihrer Aeltern Hause viele Laster lernen.“

Rich. Warum wurden sie leichter als andre gebessert; oder zu ordentlichen Leuten gemacht?

J. Weil sie zu Hause lauter gute Beyspiele sahen.

Rich. Hörten sie da wohl über die Herrschaft, den Prediger und Schullehrer schimpfen und schmähen?

J. Nein.

Rich. Wie steht im Kinderfreunde von den Ortseinwohnern?

C. „Ihren Herrn und ihren Seelsorger liebten sie kindlich.“

Rich. Und wodurch bewiesen sie diese Liebe?

J. Daß sie willig gehorsam waren.

Rich. Wie: gehorsam? Etwa nur aus Furcht?

J. Nein, willig.

Rich. War also für diese Leute, die alles willig thaten, ein Gefängniß nothwendig?

H. Nein. „Es war kein Gefängniß im Dorfe. Das alte war eingefallen und der Herr ließ keines wieder bauen. Das Gefängniß, sagte er, ist nur für böse Leute, und solche sind meine Unterthanen nicht!“

Rich. Ist wohl für eine Schule, wo die Kinder von selbst aufmerksam, stille und gehorsam sind, ein Stecken nothwendig?

B. Nein.

Rich. Kann man ihn aber unter boshaften und ungehorsamen Kindern ganz entbehren?

B. Nein.

Rich. Möchtet ihr wohl in einer Schule seyn, wo man erst mit dem Stecken zum Gehorsam zwingen muß?

J. O da muß es nicht wacker seyn.

Rich. Freutet ihr euch aber, in einem Dorfe zu wohnen, das so beschaffen wäre wie das, von dem ihr gelesen habt?

C. Ja, da wäre es schön.

Rich. Gefällt es euch in einem Haushalten, wo alles unordentlich hergeht?

C. Nein.

Rich. Von so einer verwirrten Haushaltung steht im Kinderfreunde Nr. 57 im 2ten Theile. Leset doch einmahl das Stück!

Der durch Unordnung verarmte Bauer.

Ein gewisser Bauer war verarmt, und keiner wußte, wie das zugieng. Da war ein verständiger Mann im Dorfe, der sagte: „Kinder! „das will ich euch wohl sagen. Den Mann hat „hauptsächlich der Lohn an die Handwerker zu „Grunde gerichtet. Er mußte beständig Wagnerarbeit kaufen, die war theuer. Und doch „ließ er alles hölzerne Ackergeräth in Schnee „und Regen auf der Erde stehn und liegen; das „war denn allezeit verstockt und schadhaft. Le-

der-

„derzeug und Leinen lagen auf dem Fußboden im „Stalle; das fraßen die Ratten. Die Joche „und Stränge ließ er im Felde an den Pflügen; „die verfaulten in weniger Zeit. Alles sein ei„sern Geräth hatte der Rost gefressen, denn er „sah nicht mehr darnach, wenn er es aus der „Hand legte. — Dann mußte er neues schaf„fen. Und so ist er verarmt.“ Die Leute gaben dem Manne Recht, und nahmen das Ihrige besser in Acht. Spr. 10, 4.

Richard. Aus der Geschichte könnt ihr lernen, wie schädlich die Unordnung ist. Ein Bauer war verarmt. War er wohl ein Säufer, Spieler und Verschwender?

J. Nein. Es wußte fast niemand, wie er ins Abwesen kam.

Rich. Einer aber wußte es doch. Welchem Fehler gab dieser die Schuld?

D. Der Unordnung.

Rich. Wie sagte er?

D. „Den Mann hat hauptsächlich der Lohn an die Handwerker zu Grunde gerichtet.“

Rich. Haben denn die Handwerker ihm mehr gerechnet als andern?

J. Nein; aber er mußte mehr machen lassen.

Rich. Warum?

J. Weil er die Sachen nicht aufgehoben hat.

Rich. In einer ordentlichen Haushaltung müssen vernünftige Regeln festgesetzt seyn und beobachtet werden. Was für eine muß man z. E. in Ansehung des hölzernen Ackergeräths beobachten? Darf man es in Schnee und Regen auf der Erde liegen lassen?

B. Nein. Man muß es ins trockne bringen.

Rich. Wo ließ es aber der unordentliche Wirthschafter?

B. Im Schnee und Regen.

Rich. Und wo ließ er das Lederzeug und die Stricke?

J. Die lagen auf dem Fußboden im Stalle.

Rich. Und was geschah damit?

J. Die Ratten fraßen es.

Rich. Oft ließ er die Joche und Stränge im Felde an den Pflügen — wie gieng's da?

D. Sie verfaulten in kurzer Zeit.

Rich. Und das eiserne Geräthe . . .?

D. Fraß der Rost.

Rich. Wenn er denn nun etwas davon brauchen wollte. .?

J. Da taugte es nicht mehr.

Rich. Was mußte er also nun thun?

J. Er mußte es erst ausbessern oder neu machen lassen.

Rich. Konnte er also mit seiner Arbeit so bald fertig werden, als Andre, die ihre Sachen in Ordnung hatten?

C. Nein.

Rich. Und machten ihm wohl die Handwerker seine Sachen unentgeltlich?

C. Nein. Es kostete Geld.

Rich. Da alles unter einander herum fuhr — Konnte er wohl seine Sachen gleich finden?

C. Auch nicht.

Rich. Merkt! In einer ordentlichen Haushaltung muß alles im Stand erhalten werden und einen gewissen Ort haben, damit man es gleich zu finden weiß. — Ich kam einmahl in ein Haus, da warf eben der Bauer das Stroh aus seinem Scheunenviertel. Was macht Ihr da, Nachbar? fragte ich ihn. Je, sagte er voll Verdruß, da kann ich meine Karste nicht finden und suche schon seit drey Stunden Haus und Stall durch. Vielleicht ist das Geschirr unter das Stroh gekommen. — Wir giengen mit einander in das Haus. Da hatte die Frau ein Licht in der Hand und zündete unter die Bettstätte. Was sucht ihr, Nachbarin? fragte ich. Je, da such ich das ganze Haus durch, und kann meinen Fingerhut nicht finden. Indem kam die Magd herein. Wo ist denn das Grastuch? fragte sie. Weißt du denn nicht wo du es im Herbste hingebracht hast? war die Antwort — Und nun giengs wieder an ein Suchen; eins zankte dabey mit dem andern, und mir wurde darüber so bange, daß ich kaum zu bleiben wußte. War das wohl eine ordentliche Haushaltung?

A. Nein, eine unordentliche.

Rich. Warum eine unordentliche?

H. Weil die Sachen nicht am rechten Orte wären und sie niemand finden konnte.

Rich. Und ob und wie er sie gefunden hat, weiß ich nicht einmahl. Wenigstens fulminirte er während des Suchens beständig über Dieberey und klagte, daß er auf allen Seiten bestohlen und betrogen würde. Wie kam es wohl, daß er mehr bestohlen wurde als andre?

J. Weil er unordentlich war, und seine Sachen nicht aufgehoben hat.

Rich. Und weil die untreuen Menschen sich darauf verließen, daß man in einer so verwirrten Haushaltung den Diebstahl nicht so leicht entdecken, wenigstens lange nicht wissen werde, ob die Sache blos verschleppt oder gestohlen sey. — Weiter! Schrieb wohl der Meister Liederlich ordentlich auf, was er einzunehmen oder zu zahlen hatte, oder was schon bezahlt war?

J. Schwerlich.

Rich. Wenn nun das betrügliche Tagelöhner, Handwerker ꝛc. merkten — war das nicht eine Versuchung, ihn zu betriegen?

B. Ja.

Rich. Wer weiß wie oft er eine Sache zweymahl bezahlen mußte! wie oft ihm ein Tagelöhner 4 Tage für drey Tage rechnete! wie mancher Schuldner gegen ihn behauptete, die Schuld sey schon bezahlt, wenn

es gleich nicht so war! — Ferner: war wohl in der verwirrten Haushaltung eine ordentliche Eintheilung der Geschäfte, so daß jeder wußte, was er zu thun habe?

C. Ich glaube nicht.

Rich. Und wenn sich denn nun immer Eins auf das Andre verließ . . .

J. So gieng es gewiß schlecht.

Rich. Und wie arbeiteten die Dienstboten wahrscheinlich, da keine rechte Aufsicht war?

J. Auch schlecht.

Rich. Wenn nun aber Er oder seine Frau zuweilen hinter dergleichen Treulosigkeiten kamen — wenn sie merkten wie das Gesinde naschte und stahl — wie die Arbeiten so schlecht gethan waren — wie die beßten Sachen zu Grunde giengen, weil sie nicht am rechten Orte waren oder niemand zur rechten Zeit darnach sah — wie war ihnen da wohl zu Muthe?

D. Sie ärgerten sich wohl recht.

Rich. Und wenn sie, was sie brauchten, nicht zu finden wußten? . .

D. So zankten sie untereinander.

Rich. Und wenn sie endlich die Sachen in einem unbrauchbarn Zustande fanden — wenn z. E. der Hausherr seinen Karst halb verrostet oder abgebrochen — die Frau ihren Fingerhut breit getreten — und die Magd ihr Grastuch verspart und verfault gefunden hätten? —

E. Dann hätten sie die Sachen nicht brauchen können.

Rich. Was mußte also nun geschehn?

B. Sie mußten die Sachen erst wieder machen lassen.

J. Oder neu anschaffen.

Rich. Konnten sie demnach ihre Arbeit gleich anfangen?

G. Nein.

Rich. Da war also Zeitverlust, der oft ärger ist als Geldverlust. War denn aber auch Geldverlust damit verbunden?

J. Allerdings.

Rich. Da hat also Salomo wohl recht, wenn er sagt . . . wie steht in der unten angeführten Stelle?

H. Spr. Sal. 10, 4. Lässige Hand machet arm; aber die fleißige Hand macht reicht.

Rich. Schlagt noch auf: Spr. Sal. 24, 4.

K. Durch ordentliches Haushalten werden die Kammern voll aller köstlichen Reichthümer.

Rich. An was wollt ihr euch also gewöhnen, liebe Kinder?

K. An die Ordnung.

Rich. Und wann wollt ihr anfangen?

J. In der Jugend.

Rich. Ist denn das in der Jugend schon nothwendig?

J. Ja. Wie man sich in der Jugend gewöhnt; so läßt man nicht davon wenn man alt wird.

Rich:

Rich. Aber ihr habt ja keine Gelegenheit zur Ordnung. . .

B. Ja.

Rich. Zum Exempel?

G. Wir können wacker aufräumen.

Rich. Habt ihr nicht auch allerley zu arbeiten?

C. Ja.

Rich. Und wie wollt ihr die Arbeiten machen — liederlich?

C. Nein. Ordentlich.

Rich. Sind das ordentliche Kinder, die ihre Kleider nicht schonen — nicht so anziehen wie sich's gehört — nicht aufheben — die ihre Bücher und Schriften herumfahren und von kleinern Geschwistern beschmutzen und zerreissen lassen?

C. Nein.

Rich. Wenn ihr die guten Regeln und Lehren, die ihr in der Schule empfangt, oder die Befehle eurer Aeltern, nicht befolgt — was seyd ihr dann für Menschen?

D. Unordentliche.

Rich. Und wenn ihr so bleibt, wird man euch dann in der Welt gern haben?

J. Nein!

Rich. So befleißigt euch denn der Ordnung in euern Sitten so wohl als in eurem Thun und Lassen, und ihr werdet vielem Verdruße entgehn und vielem Verluste, die aus der Unordnung entspringen; dage

gen aber viele Freuden und Vortheile geniesen, die dem ordentlichen Menschen zu Theil werden. Wie steht von der Ordnung in den Denkreimen?

J. Lernet Ordnung, liebet sie!
Ordnung spart euch manche Müh.

Fünf und zwanzigste Katechisation.

Ueber die Unreinlichkeit.

(Kinderfreund 2 Theil, Nr. 23.)

Die schlechte Hauswirthinn aus Unreinlichkeit.

Balthasars Frau sollte aus dem Milchwesen den größten Vortheil ziehen, da sie nahe bey einer großen Stadt wohnte, wo Milch, Rahm und Butter sehr gut anzubringen waren, und man konnte ihr auch eben nicht vorwerfen, daß sie etwas davon verschwendete; denn auf ihrem eigenen Tische war nichts seltner, als Milch, Butter und Käse. Doch konnte sie wenig verkaufen, und die Kunden, welche der verstorbenen Bäuerinn auf ihrem Gute alles reissend abge-

gekauft hatten, verlohren sich nach und nach gänzlich. Was war davon die Ursache? Keine andre, als daß Balthasars Frau äusserst unreinlich einhergieng, auch eben dieses an ihren Mägden und Kindern litte. Und wer in ihre Milchstube kam, der verlohr vollends allen Appetit zu ihren Waaren.

Unreinlichkeit ist eine böse Gewohnheit; denn sie hat fast allemahl Ungesundheit zur Folge, und sehr oft auch Armuth. Spr. Sal. 31, 25. 27.

Richard. Von was für einer Frau habt ihr eben gelesen, liebe Kinder?

J. Von einer unreinlichen.

Rich. Woraus sollte sie den grösten Vortheil ziehen, da sie nahe bey einer Stadt wohnte?

J. Aus dem Milchwesen.

Rich. Was versteht ihr unter Milchwesen?

J. Milch — Butter — Schmalz — Käse.

Rich. Was half es ihr denn in Ansehung dieser Dinge, daß sie nahe an einer Stadt wohnte?

B. Daß sie die Waaren gut verkaufen konnte.

Rich. Da hatte sie also wohl starke Kundschaft?

B. Nein.

Rich. Warum nicht?

C. Weil sie unreinlich war.

Rich. Wovor scheuten sich demnach die Leute, welche der vorigen Bäuerinn alles reissend abgekauft hatten?

D. Vor der Unreinlichkeit.

Rich. Woran sahen denn die Leute in der Stadt, daß Balthasars Frau unreinlich war?

D. An ihren Waaren.

Rich. Ohne Zweifel; aber ich glaube man sah es ihr selbst an. — Woran?

J. „Weil sie äusserst unreinlich einher gieng, und eben das an ihren Mägden und Kindern litte."

Rich. Brauchte man also erst in ihre Milchkammer zu gehn, um die unreinen Töpfe und Geschirre zu betrachten?

B. Nein.

Rich. Wer aber gar in die Milchstube kam. . ?

B. „Der verlohr vollends allen Appetit zu ihren Waaren."

Rich. Half es ihr nun so viel als der verstorbenen reinlichen Hauswirthinn, daß sie auf ihrem eigenen Tische so sparsam mit Milch, Butter und Käse umgieng?

C. Nein.

Rich. Warum nicht?

C. Weil es niemand kaufen wollte.

Rich. War also die Unreinlichkeit eine gute Gewohnheit?

J. Nein, eine böse Gewohnheit.

Rich. Was für Folgen hat denn die Unreinlichkeit? . . Wie steht am Ende?

J. „Unreinlichkeit ist eine böse Gewohnheit; denn sie hat fast allemahl Ungesundheit zur Folge, und sehr oft auch Armuth.“

Rich. Sollte denn die Unreinlichkeit einen ungesund machen können?

G. Ja.

Rich. Ich will Exempel angeben: Woher kommt es, daß manche kleine Kinder so blaß und elend aussehen und immer wund sind?

J. Von der Unreinlichkeit.

Rich. Haben Kinder, die man in ihrem Unrathe stecken läßt, eine gesunde Nachtruhe?

B. Nein.

Rich. Und woher kommen die vielen Hautausschläge der Kinder gewöhnlich?

B. Auch von der Unreinlichkeit.

Rich. Ihr wißt, Kinder, daß wir beständig aus der Haut ausdünsten, und das geschieht nicht nur, wenn wir schwitzen, sondern immerfort, sogar in der größesten Kälte. Diese beständige Ausdünstung ist höchst nothwendig; denn durch sie gehn eine Menge Feuchtigkeiten weg, die nicht taugen und, wenn sie zurückbleiben, Schaden anrichten. Wie heißt man denn die kleinen Oefnungen der Haut, durch welche diese Ausdünstungen, entweder ganz unmerklich, oder als Schweiß hervor dringen?

J. Schweißlöcher.

Rich. Wenn man nun auf seiner Haut allen Schmutz liegen läßt . . ?

J. So verstopfen sich die Schweißlöcher.

Rich. Und was wird dadurch gehemmt?

J. Die Ausdünstung.

Rich. Was muß man daher fleißig thun?

B. Sich sauber waschen.

Rich. Warum sagst du sauber waschen?

B. Weil man sich recht waschen soll.

Rich. Also: weil man die Haut überall und von allem Unrathe rein machen soll. — Ist es denn aber nöthig, sich alle Morgen zu waschen, wenn man auch nicht schmutzig ist?

C. Ja.

Rich. Allerdings. Auch wenn man den Schmutz nicht Rangenweis auf sich liegen sieht: so können doch die Schweißlöcher von feinen klebrichten Unreinigkeiten verstopft seyn; dagegen öffnen sie sich aufs neue nach dem Waschen. — Wenn man in unsaubern Kleidern und Betten steckt, in die sich schon so viele unreine Dünste gezogen haben, — taugt das?

D. Nein.

Rich. Warum nicht?

J. Weil sich das unreine Zeug wieder in den Körper zieht.

Rich. Worauf muß man also besonders in Ansehung der Hemden sehen?

J. Auf die Reinlichkeit. Daß man sie fleißig waschen läßt.

Rich. Und was hat man sonst am Körper zu beobachten, wenn man ein reinlicher Mensch seyn will? . . z. E. in Ansehung der Haare?

H. Man muß sie fleißig auskämmen und schneiden, wie sich's gehört.

Rich. Warum denn fleißig kämmen?

J. Daß man kein Ungeziefer bekommt.

Rich. Auch ist das Kämmen selbst gesund. Durch das Reiben, welches der Kamm auf der Haut verursacht, öffnen sich die Schweißlöcher; das Blut in den feinen Adern bekommt einen schnellern Umlauf, und manchmal kann man ein Kopfweh blos dadurch vertreiben, daß man die Haare recht durchkämmt. — Noch mehr! Wornach sehe ich zuweilen an euren Händen?

B. Ob sie sauber gewaschen sind, und ob die Nägel abgeschnitten sind.

Rich. Das nämliche muß auch an den Füssen geschehen. Wäscht man sie nicht: so wird man ekelhaft durch den übeln Geruch; und schneidet man die Nägel nicht ab: so bekommt man oft wunde Zehen von den langen Krallen. Und wie ekelhaft sehen nicht die langen und mit Schmutz gefüllten Nägel an den Händen aus! — Daß man die Nase sauber hält, und auch das Ohrenschmalz, so oft es sich ansetzt, wegschafft, gehört gleichfalls zur Reinlichkeit. — Warum kann

ich es aber nicht leiden, wenn ihr die Nase mit den Fingern schneuzt und mit dem Aermel wischt?

J. Weil das unreinlich ist.

Rich. Kann es einen wohl gelüsten von einer Hand etwas zu essen, die erst der Nase die Dienste eines Schnupftuchs geleistet hat?

G. Nein.

Rich. Und wie lieblich sieht es nicht aus, wenn jemand sich auf den Stubenboden hin schneuzt? Und wenn das erst in rein aufgewaschenen Zimmern geschieht . . .

J. Da ist es noch garstiger.

Rich. Möchtet ihr überhaupt gerne um Menschen seyn, die vor Schweiß und Unreinlichkeit stinken; deren Aermel, Schürzen oder Beinkleider vom Rotze glänzen ꝛc. ?

G. Nein.

Rich. Manche Leute riechen überdieß entsetzlich aus dem Halse. Woher kommt das bey einigen?

J. Daß sie den Mund nicht ausschwanken und die Zähne nicht putzen.

Rich. Ist denn das Reinmachen des Mundes und der Zähne auch gesund?

B. Ja wohl!

Rich. Die Unreinigkeiten, welche sich die Nacht über im Munde ansetzen, schluckt man mit dem Speichel und mit den Speisen hinunter und das verdirbt den Magen; zugleich verderben auch die Zähne von dem

dem Unrathe, der sich an ihnen anlegt. — Soll man aber nur an seinem Leibe und an seinen Kleidern reinlich seyn?

J. Nein, auch in der Haushaltung.

Rich. Wie sah die Milchfrau, von der ihr gelesen habt, in der Kleidung aus?

G. Unreinlich.

Rich. Gesetzt aber, sie hätte sich selber und ihre Kleider rein gewaschen; aber ihre Hausgeräthe unrein gehalten — würden die Stadtleute, die das gesehen oder erfahren hätten, Lust zu ihrer Waare bekommen haben?

G. Nein.

Rich. Möchtet ihr bey einer Hausfrau, die unreinlich in der Küche wirthschaftet, Kostgänger seyn, wo man — der Himmel weiß was — oft in dem Essen findet?

K. Nein.

Rich. Und welches Geschlecht soll vorzüglich auf Reinlichkeit der Haushaltung, der Geschirre, der Wäsche, der Hausgeräthe, des Fußbodens ꝛc. sehen?

J. Das weibliche Geschlecht.

Rich. Gewiß, manches Mädchen hat schon eine gute Heyrath dadurch verscherzt, daß sie als eine schlumpichte und unreinliche Person verrufen war. Manche Hausmutter kann, wegen ihrer Unreinlichkeit keinen gescheiden und ordentlichen Dienstboten erhalten. — Und was ist das für eine Schande, wenn man

den Bissen Brod, den sie einem gibt, dem Hunde vorwirft, weil's einen davor ekelt! — Wollt ihr einmahl auch solche garstige Hauswirthinnen werden, ihr Mädchen?

Alle. Nein! — wir wollen reinlich hausen.

Rich. Das heißt also: euch beständig putzen?

Sie. Nein.

Rich. Kann man denn auch in geringen, alltäglichen Kleidern reinlich seyn?

Sie. Ja, wenn man sie sauber wäscht oder ausbürstet. Selbst gesponnen, selbst gemacht, rein dabey ist Bauerntracht!

Rich. Unreine Menschen und Haushaltungen habt ihr alle schon oft gesehen. — Zuweilen seyd ihr aber auch in Stuben gekommen, wo etwas unsichtbares höchst unrein war, das man nur vermittelst der Nase wahrnehmen konnte — Was meyne ich da wohl?

J. Die Luft.

Rich. Wisset, liebe Kinder! Unreine Dünste, in denen wir leben, sind noch viel ungesunder als eine unreine Haut oder als unreine Wäsche. Können wir aber eine neblichte und ungesunde Luft im Freyen verbessern?

B. Nein.

Rich. Wo aber können wir's?

B. In der Stube.

Rich. Wodurch wird denn die Stubenluft unrein und ungesund?

A — K. Nennen unter Richard's Anleitung allerley: z. E. daß die Luft eingeschlossen ist und nicht bewegt wird — die Ausdünstung der Leute in der Stube — die Lichter und Oellampen — die Schleifsen oder Holzspäne — Kohlen — Fett in der Ofenröhre — die Dünste des Höllhafens oder des in dem Ofen eingemauerten Wassertopfs — die Ausdünstung der Speisen — Ausdünstungen des gährenden Mostes in Kellern — Ausdünstungen von vielen feuchten Waaren, die man oft unnöthiger Weise in die Stuben bringt — besonders Ausdünstungen kranker Personen, wovon auch die Gesunden angesteckt werden u. s. w.

Rich. Wir würden nicht fertig, liebe Kinder, wenn ich heute von all diesen Luftverderbnissen mit euch reden wollte. So bald wir aber einmahl eine halbe Stunde übrig behalten, will ich euch aus einem Buche (Helmuths Volksnaturlehre) mehr darüber vorlesen, wiewohl ihr selbst schon in dem schönen Noth- und Hülfsbüchlein mehr darüber gelesen habt.

Sagt mir nun ein recht wohlfeiles Mittel, die verdorbne Stubenluft zu verbessern.

B. Wachholderrauch.

Rich. Das Mittel ist zwar wohlfeil; aber ich kenne ein weit wohlfeileres und weit besseres.

J. Das kenn' ich auch! Man macht die Fenster auf. —

Rich. Getroffen! Und dieses probate Mittel wird von so vielen Menschen halbe Jahre lang nicht gebraucht. — Ich kam einmahl in das Wohnzimmer eines alten Beamten, der schon Jahr und Tag nicht aus seiner Stube gegangen war, oder vielmehr, gar nicht gehen konnte. Der wunderliche Mann glaubte nun, krank zu werden, wenn ein Fenster geöffnet würde. Um alle freye Luft von sich abzuhalten, ließ er nicht nur die gewöhnlichen Fenster überall fleißig verstopfen, sondern auch Winterfenster, ausser diesen, anbringen, so daß also der Zugang der freyen Luft durch doppelte Fenster verschlossen war. Auch hatte er doppelte Thüren. Wenn nun seine alte Aufwärterinn aus und ein gieng: so mußte sie sorgfältig die eine Thüre erst hinter sich zu machen, ehe sie die andere aufthat. Dafür aber wurde täglich zwey - dreymahl geräuchert. Beym Eintritte fand ich den alten Mann in seinem Lehnstuhle sitzen und jämmerlich keuchen. Ach, lieber Herr Cantor, sagte er zu mir, und klopfte auf die Brust — hier fehlt mir's! Ich muß doch noch ersticken! — Liebster Herr Amtmann, war meine Antwort, ich bin gesund auf der Brust; aber in 24 Stunden würd' ich in Ihrer Stube so engbrüstig als Sie sind. — Wirklich konnt' ich es keine Stunde lang bey ihm aushalten. Die Luft war so schlapp, daß sie meine Lunge nicht hob, und das Vergnügen

das ich empfand, als ich wieder in die freye Luft kam, kann ich euch nicht beschreiben. Der alte Amtmann aber glaubte gleichwohl in seiner abgestorbnen Luft sich besser zu befinden, und starb bald darauf an einem Steckflusse. — Freye Luft — sogar die neblichte — ist weit gesünder als eingesperrte Stubenluft. Bey heitrer und heller Witterung muß man daher, selbst im kältesten Winter, wenigstens einmahl des Tags die Fenster auf eine kurze Zeit öffnen, um die dumpfichte Stubenluft hinaus und gesunde Luft herein zu lassen. Wer nur mit Rauch helfen will, der betrügt sich gewaltig. — Wenn jemand eine Neige faules stinkendes Wasser in einem Glase stehn hat — sucht der es wohl nur durch Salz oder Zucker zu verbessern; oder gießt er's nicht lieber ganz weg und schenkt frisches ein?

J. Er schüttet das schlechte aus, und gießt frisches ins Glas.

Rich. Ist nicht die Luft eben so wohlfeil als das Wasser? — Warum wollen aber doch die Leute diese nicht ebenfalls mit ganz reiner vertauschen, wenn sie verdorben ist? Warum wollen sie besonders im Winter keine frische Luft herein lassen?

J. Weil es kalt herein geht.

Rich. Ist das kluge Sparsamkeit mit dem Holze?

J. Nein, dumme Sparsamkeit.

Rich. Die Gesundheit ist doch wahrlich mehr werth, als ein wenig Holz! Ueberdieß haben ja

Bauersleute, auch im Winter, öfters ausser der Stube zu arbeiten, wo sie ohnedieß nicht einheizen. Sollten sie nicht wenigstens diese Zeit benützen und die Fenster öffnen? — Gewiß, wenn manche Familie nicht ihrer Geschäfte willen öfters, auch im Winter, in die freye Luft müßte, sie würde den Winter kaum überleben! — Doch genug! Zur Reinlichkeit gehört auch reine Luft; denn nichts ist schädlicher als ein solcher Qualm, in welchem manche Leute beysammen sitzen. Der Kinderfreund hat also recht, wenn er sagt: „Unreinlichkeit ist eine böse Gewohnheit; . . .

B. „denn sie hat fast allemahl Ungesundheit zur Folge, und sehr oft auch Armuth.“

Rich. Wie? Auch Armuth? wie gienge das zu?

J. Wie bey der Bäuerinn von der wir gelesen haben.

Rich. Also blos durch das Milchwesen?

D. Nein, auch auf and.: Weise.

Rich. Unreinlichkeit und Unordnung sind Geschwister. Wer unreinlich ist, ist gewiß auch unordentlich; — und wie viel geht in einer unordentlichen Haushaltung zu Schanden! Manche Haushaltungen können blos wegen der Unreinlichkeit in Kleidern nicht aufkommen. Weil nichts ordentlich und zur rechten Zeit gewaschen und wieder scheinlich zugerichtet wird: so hat man immer neu anzuschaffen und doch fehlt es dabey auf allen Seiten — Manche Person muß eine schlechte Heyrath wegen ihrer Unreinlichkeit thun und

Zeit Lebens mit Armuth ringen. So hat denn nicht selten die Unreinlichkeit auch Armuth zur Folge. — Und wie manche arme Leute müssen wegen ihrer Unreinlichkeit fast im Elende umkommen, weil sie niemand mehr in das Haus aufnehmen will? — Alte Leute werden ohnehin gewöhnlich unreinlicher als sie in der Jugend waren, und dadurch unwerth. Woran sollten sich daher alle Leute in der Jugend gewöhnen, um im Alter nicht so unangenehm zu werden?

B. An die Reinlichkeit.

Rich. Leset nun zum Schlusse die im Kinderfreunde angeführte Stelle aus den Sprichwörtern. Sie sind aus einem Lobliede auf ein braves Weib genommen.

K. „Ihr Schmuck ist, daß sie reinlich und fleißig ist, und wird hernach lachen. Sie schauet wie es in ihrem Hause zugeht und isset ihr Brod nicht mit Faulheit."

Rich. Sie wird hernach lachen — heißt: sie freut sich auf den folgenden Tag. Gewiß, in reinlichen und ordentlichen Haushaltungen ist tausendmahl mehr Freude, als in unreinlichen und unordentlichen. Und diese Freuden der Ordnung und Reinlichkeit könnt ihr einmahl alle genießen, wenn ihr euch jetzt schon an die schöne Tugend gewöhnt, von der wir geredet haben. Wollt ihr das?

A — K. Ja! Ja!

Rich. Nun, ich will sehen ob das wahr ist. Ob ihr immer rein gewaschen und gekämmt; sauber in Kleidern und mit saubern Büchern in die Schule kommt; ob ihr eure Schuhe hübsch rein macht, eh ihr herein geht; eure Schnupftücher nicht vergeßt und die Regeln der Reinlichkeit ordentlich beobachtet, die ich euch so oft vorpredige!

Sechs und zwanzigste Katechisation.

Von den Nachtheilen der schnellen Verkältung auf vorhergegangenen Schweiß.

(Kinderfreund 2 Th. Nr. 37.)

Die Kleinigkeit.

Kunz war leichtsinnig, und nahm nicht gerne gute Lehren an. Einst hatte er an einem schwülen Tage sich im Laufen sehr erhitzt. Ein kühler Gewitterregen erfolgte, und nun stellte sich Kunz, der seinen Rock ausgezogen hatte, unter den Thorweg in die Zugluft Sein Herr warnte ihn vor der unausbleiblichen Verkältung

tung; aber Kunz meinte, das wäre eine Kleinigkeit für ihn — er könnte alles vertragen. Des Abends hatte er schon den Schnupfen, und war so heiser, daß er nicht laut reden konnte. Sein verständiger Herr wollte ihn nun viel warmen Hollunderblüten-Thee trinken, und früh zu Bette gehen lassen, damit durch die hergestellte Ausdünstung (denn Verkältung ist nichts anders, als gehemmte Ausdünstung) die grössere Gefahr vermieden würde. Aber Kunz sprach: der Schnupfen wäre eine Kleinigkeit, der Hals würde sich schon von selbst wieder geben — und war so wenig dazu zu bewegen, daß er vielmehr noch den Abend ausgieng, und spät nach Hause kam. Aber am andern Morgen war er auf eine unruhige Nacht träge, und hatte unleidliche Kopfschmerzen. Nachmittags trat, mit einem Ekel am Essen, das Fieber ein; der Hals ward entzündet, und am vierten Tage starb Kurz an der Bräune, oder der Entzündung des Halses.

Die Verkältung war also keine Kleinigkeit. Sir. 31, 26. 37, 30.

Richard. Wie steht über der Numer, die ihr gelesen habt, liebe Kinder?

B. Die Kleinigkeit.

Rich. Also handelt auch das Stück von einer Kleinigkeit?

B. Nein. Von etwas, das wichtig ist.

Rich. Warum ist es aber doch „die Kleinigkeit" überschrieben?

J. Weil Kunz glaubte, es sey eine Kleinigkeit.

Rich. Was hielt er dafür?

J. Das Erkälten.

Rich. Ist es denn so gefährlich, in die Kälte zu gehn?

J. Nein. Wenn man sich nicht erhitzt, so ist es nicht gefährlich.

Rich. Wer hatte sich aber sehr erhitzt?

A. Kunz.

Rich. Und wie war die Witterung damals beschaffen?

A. Schwühl.

Rich. Und auf die große Schwühle kam . . . ?

J. Ein kühler Gewitterregen.

Rich. Nichts ist erquickender für Pflanzen und Thiere, als ein sanfter Gewitterregen, an einem schwülen Tage. War er es aber auch für unsern Kunz?

E. Ja.

Rich. Und wie machte er's, um sich was rechtes dabey zu Guten zu thun?

D. Er zog den Rock aus und stellte sich unter den Thorweg in die Zugluft.

Rich. Das that ihm gewiß wohl?

J. Ja; aber es bekam ihm nicht gut.

Rich. Ohne Zweifel wußte er also nicht, daß es ihm nicht wohl bekommen würde — .

J. Aber sein Herr sagte es ihm.

Rich. Glaubte auch Kunz diesem verständigen Herrn?

J. Nein. Er meynte, es wäre eine Kleinigkeit für ihn. Er könne alles vertragen.

Rich. . . für ihn . . . worauf verließ er sich also . . ?

J. Auf seine gute Natur.

Rich. Hatte er da wohl auch recht?

C. Nein, unrecht.

Rich. Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er zerbricht. — Warum aber war ihm die angenehme Kühlung so schädlich, die doch seinem Herrn nichts that?

C. Weil er sich erhitzt hatte.

D. Noch viele Leute des Dorfs hatten sich damahls wohl auch erhitzt — war aber der Gewitterregen für alle so schädlich?

J. Nein, weil sich andre nicht ohne Rock in die Zugluft stellten.

Rich. Was begegnete nun Kunzen?

G. „Er bekam den Schnupfen, und war so heiser, daß er nicht laut reden konnte."

Rich. Da mußte denn nun Kunz aus der Erfahrung lernen, daß sein Herr recht gehabt habe. Gewiß folgte er ihm nun, wenn er ihm wieder einen guten Rath gab?

B. Nein. Er folgte doch nicht.

Rich. Was rieth ihm denn sein Herr gegen den Schnupfen und rauhen Hals?

B. Hollunderblüthenthee.

Rich. Warum denn Hollunderblüthenthee?

J. Weil er Schweiß treibt.

Rich. Und warum sollte Kunz eben schwitzen?

J. „Damit durch die hergestellte Ausdünstung (denn Verkältung ist nichts anders als gehemmte Ausdünstung) die größere Gefahr vermieden würde."

Rich. Für was hielt also der Hausherr die Verkältung?

J. Für eine gehemmte Ausdünstung.

Rich. Ganz natürlich schloß er also: die übeln Folgen der gehemmten Ausdünstung müssen wieder nachlassen, oder gar ausbleiben, wenn die Ausdünstung selbst wieder hergestellt wird. Deswillen sollte Kunz nicht nur Hollunderthee trinken, welcher ein vortreffliches Schweißtreibendes Mittel ist, sondern auch . . . was sollte er noch mehr?

H. Sich ins Bett stecken.

Rich. That das Kunz?

H. Nein. „Er sagte: der Schnupfen wäre eine Kleinigkeit; der Hals würde sich schon von selbst wieder geben."

Rich. Und so war's ja auch?

H. Nein.

Rich. Hoffentlich blieb doch Kunz den Abend nach der Verkältung zu Hause?

H. Auch nicht. Er gieng aus und kam spät zurück.

Rich. Und wie gieng es nun dem unfolgsamen Kunz?

B. Er hatte eine unruhige Nacht.

Rich. Und wie war es ihm am Morgen darauf?

B. Nicht wohl.

Rich. Wie steht im Kinderfreunde?

J. „Er war träge und hatte unleidliche Kopfschmerzen."

Rich. Und wie gieng's weiter?

J. „Nachmittags trat, mit einem Ekel am Essen, das Fieber ein."

Rich. Und das war auch wieder eine Kleinigkeit?

K. Nein. „Der Hals war entzündet und am vierten Tage starb Kunz an der Bräune oder Entzündung des Halses."

Rich. Was war demnach an seinem frühen Tode Schuld?

K. Die Verkältung.

Rich. Ihr seht daraus, liebe Kinder, wie gefährlich es ist, sich nach vorhergegangener Erhitzung schnell zu verkälten. Diese Verkältung aber geschieht theils äusserlich, theils innerlich. Wie hatte sich Kunz verkältet? Aeusserlich oder innerlich?

C. Aeusserlich.

Rich. Wodurch.

J. Durch die Zugluft.

Rich. Wovor habt ihr euch also zu hüten, wenn ihr erhitzt seyd?

B. Vor der Zugluft.

Rich. Aber auf den kühlen Boden dürft ihr euch mit erhitztem Leibe nieder legen, wenn ihr im Felde müd und schläfrig werdet?

C. Nein.

Rich. Warum nicht?

C. Weil man sich verkältet.

Rich. Darf man mit nassem Hemde, mitten im Schweisse, in den Keller — oder mit erhitztem Leibe ins Wasser gehn?

B. Nein.

Rich. Giengen wohl die Kinder, von denen Nr. 12 im ersten Theile erzählt wird, erhitzt in das Bad?

. . Schlagt die Nummer auf!

J. „Dieses letzte, (nämlich das Baden) welches der Gesundheit doch sehr nützlich ist, thaten sie an abgelegenen Oertern, in hellem und nicht allzutiefem Wasser, und gewöhnlich des Abends, wenn das Wasser von der Sonne schon erwärmt war. Dabey hüteten sie sich vorzüglich, daß keiner, der sich erhitzt hatte, eher in das Bad stieg, als bis er abgekühlt war."

Rich. Ist es rathsam, die vom Schweisse nassen Hemden auch dann noch, wenn man aufgehört hat zu arbei-

arbeiten oder zu tanzen, am Leibe zu behalten, und auf der Haut trocken werden zu lassen?

G. Nein. Es friert einen zu sehr.

Rich. Und die Ausdünstungen treten auch zum Theil wieder zurück. — Ueberhaupt müssen wir alle plötzliche Erkältung vermeiden, wenn wir erhitzt sind. Nicht nur äusserlich, sondern auch innerlich. Sagt mir einmahl ein Beyspiel von einer innerlichen Verkältung.

J. Wenn man in die Hitze hinein trinkt.

Rich. Wenn man sich aber des Trinkens nicht ganz enthalten kann — welche Vorsicht muß man wenigstens anwenden?

J. Nur ein wenig auf einmahl trinken.

Rich. Am beßten ist es, man löscht den ersten Durst mit warmem Getränke. Hat man das nicht: so sucht man doch wenigstens überschlagnes Getränke zu bekommen; oder schwankt mit dem kalten Wasser den Mund mehrmahls aus, isset allenfalls etliche Bissen Brod vorher, und löscht dann den Durst nach und nach, so daß die innre Hitze nicht auf Einmahl abgekühlt wird. Auch ist es gut, wenn man sich nach der Hand wieder bewegt. Gewiß würden nach jeder Aernte eine Menge Menschen von dem in der Hitze gähling hineingetrunkenen Wasser sterben, wenn sie nicht nach jedem Trunke sich wieder so heftig bewegten, daß der Nachtheil des kalten Trunkes gleich wieder aufgehoben wird. — Gesetzt aber, man hat den Fehler began-

gen und die Ausdünstung zu schnell unterdrückt, was muß man dann vor allem andern thun?

J. Die Ausdünstung wieder herzustellen suchen.

Rich. Und durch welches gemeine und wohlfeile Mittel kann das geschehen?

D. Durch Hollunderblüthenthee.

Rich. Wenn man aber diesen auf den Nothfall in Bereitschaft haben will — was muß man thun?

B. Man muß ihn sammeln.

Rich. (sagt wie man ihn trocken macht; wie viel man auf eine gewisse Portion Wasser nimmt und empfiehlt dieses herrliche und wohlschmeckende Mittel ꝛc.) Wenn man also bemerkt, daß man sich auf einen Schweiß erkältet hat — darf man erst warten, was für eine Krankheit etwa darauf folgen wird?

G. Nein. Man muß gleich vorbauen.

Rich. Was für Krankheiten entstehn denn am gewöhnlichsten auf dergleichen Verkältungen?

J. Die Schwindsucht.

Rich. Und was für eine bekam Kunz?

E. Die Bräune.

Rich. Also: ein Entzündungsfieber. — Und welches Uebel bekommt man am gewöhnlichsten auf eine Verkältung des Unterleibs? . . . Es ist eine höchst schmerzhafte und eckelhafte Krankheit, bey welcher Blut und Darmschleim durch den Stuhlgang weggeht, und an der sehr viele Menschen sterben . . .

F. Die Ruhr.

Rich. Getroffen! diese Krankheit kann zwar auch zuweilen ohne Verkältung entstehn; meistentheils aber ist Verkältung des Unterleibs an ihr Schuld. In welchen Jahrszeiten grassirt die Ruhr gewöhnlich am stärksten?

J. Im Sommer und Herbste.

Rich. Und warum eben um diese Jahrszeiten?

J. Weil man sich da am leichtesten verkältet.

Rich. In welcher Jahreszeit erhitzen sich besonders Landleute am meisten?

B. Im Sommer.

Rich. Und im heissesten Sommer sind in unsern Gegenden die Abende gewöhnlich kühl. Wenn denn nun Schnitter im Anfange der Kühlung nach Hause gehn, suchen sie sich alle vor Erkältung zu hüten?

J. Nein. Sie sind froh wenn sie recht abkühlen.

Rich. Und was thut man um diese Zeit gar zu gern im Schlafe, wenn einem zu warm wird?

J. Man stößt das Deckbette von sich.

Rich. Oder legt sich gar, wie es manche machen, in der Graskammer aufs kühle Gras — . Und wenn Weinbergsarbeiter ausruhen, wo setzen sie sich gewöhnlich hin?

Rich. Unter einen Baum oder an eine Hecke in Schatten.

Rich. Manche legen sich wohl gar auf den Bauch der Länge lang auf die kühle Erde. Was kann aber aus der Verkältung leicht entstehn?

B. Die Ruhr.

Rich. Diese schreckliche Krankheit regiert auch sehr gern im Herbste, weil da die Tage gleichfalls noch ziemlich warm, die Abende aber schon sehr kühl sind. — Wie soll man sich nun verhalten, wenn man von der Ruhr befallen wird? Was verordnete der kluge Prediger, von dem Nr. 41 im 2ten Theile des Kinderfreunds steht?

Ein Kind liefet:

Wider die Ruhr mußte der Kranke täglich ein oder zweymal ein Brechpulver, aus der Ruhrwurzel bereitet, so oft wiederholt einnehmen, bis der bittre Geschmack im Munde und das Drücken in der Herzgrube sich verlor. Wenn aber die Ruhr schon sehr überhand genommen hatte; so durften die Kranken kein Brechpulver mehr nehmen. Da mußte ein geschickter Arzt herbey geschafft werden. Ausserdem ließ er täglich, bis zur Besserung, Klystiere geben. Die Hauptspeise war getrocknetes oder frisches, reifes Obst, und sonderlich Zwetschgen oder Trauben, wenn sie zu haben waren. Vor seiner Zeit waren gar viele Leute an der Ruhr gestorben, weil sie sich vor dem Klystieren mehr fürchteten, als vor dem Tode und Brantwein, Eyer und andre stopfende Sachen eingenommen hatten, wodurch die Schärfe in den Gedärmen zurück gehalten wurde, die Därmer anfraß und Brand erregte.

Rich.

Rich. Wozu hilft es euch aber, solche Sachen zu wissen?

J. Daß wir uns vor Verkältung in Acht nehmen, und wenn wir uns verkältet haben wieder helfen können.

Rich. Hilft es aber bey allen Menschen, daß man ihnen sagt, was ihnen gesund oder ungesund ist?

G. Nein.

Rich. Sie sind also gerade wie Kunz. Was sagt Sirach zu diesen Leuten, Kap. 31, 26?

K. Mein Kind, gehorche mir, und verachte mich nicht, daß dich zuletzt meine Worte nicht treffen.

Rich. Oder: daß dir's nicht gehe, wie ich dir vorher gesagt habe. — Und wie steht Sir. 47, 30.?

K. Mein Kind, prüfe was deinem Leibe gesund ist; und siehe, was ihm ungesund ist, das gib ihm nicht!

Gesang.

Gesunde Glieder, muntre Kräfte,
O Gott, wie viel sind die nicht werth!
Wer taugt für des Berufs Geschäfte,
Wenn Krankheit seinen Leib beschwert?
Ist nicht der Erde größtes Gut
Gesundheit und ein heitrer Muth?

Drum gib, daß ich mit Sorgfalt meide,
Was meines Körpers Wohlseyn stört,

Daß nicht, wenn ich je Schmerzen leide,
Mein Geist den innern Vorwurf hört:
Du selbst bist Störer deiner Ruh;
Du zogst dir selbst dein Uebel zu!

Sieben und zwanzigste Katechisation.

Ueber die Quacksalberey.

(Kinderfreund Nr. 38 im 2ten Theile und Nr. 53 im 1. Th.)

Die schädliche Cur.

Luise war mit dem gewöhnlichen dreytägigen Fieber zu Ende des Winters befallen. Diese Art Fieber vergeht aber, wenn die Ursachen des Fiebers, nämlich zähe verdorbene Säfte, durch die Erschütterung des Frostes erst beweglich gemacht, und dann, durch die darauf folgende Ausdünstung nach der Hitze, weggeschafft sind, sonderlich bey jungen Leuten, von selbst. Doch thörichte Rathgeber brachten sie dahin, daß sie sich durch zu voreiligen Gebrauch stärkender Arzneymittel das Fieber vertreiben ließ. Nun ver-

gieng

gieng zwar das Fieber; aber Luise war deßwegen nicht wieder völlig gesund, sondern blieb kränkelnd und siech. Und wenn sie nicht bald in die Hände eines verständigen Arztes gekommen wäre, so hätte sie an der Wassersucht sterben können.

So wie es Arzneyen gibt, die, zur Unzeit gebraucht, schädlicher sind, als die Krankheit, die sie vertreiben sollen; so gibt es auch schädlichen Trost. Ein Beyspiel davon findet sich oft bey dem, die Last seiner Vergehungen und Thorheiten fühlenden, und deswegen betrübten Sünder. Ihn, z. E., eher mit Gottes Vergebung durch Christum trösten, als er die Größe seiner Vergehungen und Thorheiten recht innig an sich erkannt hat; oder ihn damit zu früh beruhigen wollen, daß eine anderweitige Tugend seine Untugend schon bedecken und gut machen werde, heißt nichts anders, als das angefangene Geschäft seiner Besserung schädlich unterbrechen, und die heilsame Betrübniß schwächen, die ihn zur gründlichen Sinnesänderung, als der einzigen Bedingung der Gnade Gottes, bringen würde. Denn nun glaubt er vielleicht glückselig werden zu können, ohne daß die ewigen Hindernisse aller wahren Glückseligkeit, nämlich Abneigung vom Guten, Neigung zum Bösen, Geschmack an Nichtswürdigkeit und Thorheit ꝛc. in ihm gehoben und weggeschaft werden.

Jes. 1, 16. 17. 18. 1 Petr. 3, 10. 11. Ebr. 12, 14. Matth. 5, 8. Matth. 7, 21. Ebr. 5, 9. Röm. 2, 5. 10. Sir. 35, 5.

Richard. Mit was für einer Krankheit war Luise behaftet, liebe Kinder?

G. Mit dem Fieber.

Rich. Und mit welcher Art von Fieber?

G. Mit dem dreytägigen.

Rich. Also mit einem kalten Fieber, das man das dreytägige nennt. Und warum nennt man es so?

J. Weil man das Fieber allemahl über den dritten Tag bekommt.

Rich. Die beyden Tage, an welchen das Fieber aussetzt, nennt man daher gewöhnlich die guten Tage, und den Fiebertag den bösen Tag. — Woraus entstehn denn die Fieber? . .

J. Aus verdorbenen und zähen Säften.

Rich. Und wodurch sollen diese ledig und beweglich gemacht werden?

J. Durch das Fieber.

Rich. Was soll also der Fieberfrost bewirken?

E. Er soll die zähen Säfte beweglich machen.

Rich. Und was soll dann der Schweiß, der auf die Hitze folgt, wirken?

J. Er soll die beweglich gemachten zähen Säfte auswerfen.

Rich.

Rich. Geschickte Aerzte behaupten daher, man sollte das Fieber vielmehr eine natürliche Cur, als eine Krankheit nennen; denn wenn das Fieber nicht die zähen und verdorbenen Säfte wegschaffte: so müßten die Leute gar daran sterben. — Der Arzt muß folglich der Natur zu Hülfe kommen und sie nicht stören. Was muß er also wegschaffen helfen?

A. Die bösen Säfte.

Rich. Ich dächte das Fieber . . . .

A. Nein. „Diese Art Fieber vergeht, wenn die Ursachen des Fiebers, nähmlich zähe verdorbene Säfte, durch die Erschütterung des Frostes erst beweglich gemacht, und dann, durch die darauf folgende Ausdünstung, nach der Hitze, weggeschaft sind, sonderlich bey jungen Leuten, von selbst."

Rich. Geschickte Aerzte suchen also die Ableidigung der zähen Säfte zu befördern und beßre Säfte an ihre Stelle zu bringen, keineswegs aber das Fieber zu hemmen, als welches zur Ableidigung und Wegschaffung unumgänglich nöthig ist, wenn nicht eine harte und tödliche Krankheit daraus werden soll. Was wollen aber Quacksalber wegschaffen? — Auch die verdorbenen Säfte?

B. Nein, das Fieber.

Rich. Solche Quacksalber wollten einmahl auch dem Wilhelm von welchem Nr. 53 im 1 Th. des Kinderfreunds erzählt wird, ein Fieber vertreiben, das er von schlechter Verdauung (woraus natürlicher Wei-

se verdorbne Säfte entstehn) bekommen hatte: Ließ er das aber zu?

G. Nein.

Rich. Leset doch einmahl die Erzählung!

Der ordentliche Kranke.

Wilhelm hatte einstmals das Fieber von schlechter Verdauung. „Wollt ihr nicht „zu der weisen Frau schicken? "sprach diese; „oder zu dem Marktschreyer?" sprach jene unverständige Frau. Hans brachte einen Mann, der Arzney herumtrug, ins Haus, von diesem sollte Wilhelm Bergöhl kaufen und einnehmen. Einer rieth gar, sich von einem Hexenmeister das Fieber vertreiben zu lassen, und was dergleichen Thorheiten mehr waren. Aber Wilhelm sagte: „Nein, das thue ich nicht; meine „Gesundheit ist mir lieber. Es ist nicht genug, „des Fiebers los zu werden; man muß auch „nachher keine schlimmere Krankheit bekommen, „als das Fieber selbst ist. Ich will zum Prediger gehn, und was mir der rathen wird, das „will ich thun." Dieser war ein verständiger Mann, und für wenige Groschen Arzney ward die Ursache des Fiebers aus dem Leibe geschaft; und da hörte das Fieber, als die Wirkung, von selbst auf. Denn ohne Ursache ist keine Wirkung.

Rich:

Rich. War wohl Luise auch so klug als Wilhelm?

K. Nein.

Rich. Wie wird im Kinderfreunde erzählt?

C. „Thörichte Rathgeber brachten sie dahin, daß sie sich durch zu voreiligen Gebrauch stärkender Arzneymittel das Fieber vertreiben ließ.

Rich. Durch was für Mittel?

J. Durch stärkende.

Rich. Diese konnten zwar den Magen verbessern; — was konnten sie aber nicht?

J. Die bösen Säfte aus dem Leibe schaffen.

Rich. Verständige Aerzte geben zwar auch dem Fieberpatienten stärkende Mittel, z. E. die sogenannte China, oder Fieberrinde. Wann aber geben sie die Mittel?

B. Wann die verdorbnen Säfte weggeschaft sind.

Rich. Da geht es aber gar zu langweilig mit der Kur . . .

J. Ja. Wenn aber das Fieber vorüber ist, dann ist man auch ganz gesund.

Rich. War das wohl auch Luise, nachdem ihr das Fieber zu voreilig vertrieben war?

E. Nein.

Rich. Was wird von ihr erzählt?

E. „Nun vergieng zwar das Fieber, aber Luise ward deswegen nicht völlig gesund, sondern blieb kränkelnd und siech."

Rich. Sie starb doch nicht gar daran?

F. Nein, weil sie bey Zeiten einem verständigen Arzt unter die Hand kam.

Rich. Wäre das aber nicht geschehen, woran hätte sie wahrscheinlich sterben müssen?

F. An der Wassersucht.

Rich. Welche Krankheit ist nun schlimmer: ein dreytägiges Fieber; oder die Wassersucht?

G. Die Wassersucht.

Rich. Und diese beschwerliche und gefährliche Krankheit hätte Luise der Quacksalberey zuschreiben müssen. — Warum aber brauchte sie doch nicht gleich Anfangs einen geschickten Arzt?

J. Vielleicht, weil sie das Geld ersparen wollte. —

Rich. Ersparte sie es denn auch wirklich?

B. Nein. Sie mußte doch noch einen rechten Arzt haben.

Rich. Und vor der Hand viel ausstehn und an ihrer Arbeit versäumen. Glaubt ihr wohl auch, daß sie nun, da das Uebel so arg geworden war, beym Doctor und Apotheker so wohlfeil werde weggekommen seyn, als sie gleich Anfangs weggekommen wäre?

C. Gewiß nicht.

Rich. Vielleicht hätte sie auch schon einen verständigen Arzt gebraucht und gieng von ihm weg, weil er das Fieber nicht bald genug vertrieb; denn das ist ein gewöhnlicher Fehler unwissender Leute, daß sie verlangen, die Arzneyen sollen in den ersten 24 Stunden helfen. Ist das nicht, so gehn sie von

einem Doctor, Bader und Quacksalber zum andern. — Doch wie dem auch seyn mag! — Ist es denn überhaupt vernünftig, in einer so wichtigen Angelegenheit, die Leben und Tod betrifft, jeder alten Frau und jedem Quacksalber zu trauen?

C. Nein.

Rich. Wenn ein Schneider sich für einen vortreflichen Zimmermann ausgäbe, weil er allenfalls einmahl einen elenden Hühnerstall zusammen gepfuscht hätte, würde wohl irgend ein Mensch im Dorfe mit ihm einen Bau accordiren? oder nur sein Haus reparaturen lassen?

C. Nein.

Rich. Und warum nicht?

J. Die Leute würden sagen: er hat das Zimmershandwerk nicht ordentlich gelernt.

Rich. Nicht einmahl ein Paar Schuhe läßt man bey jemand anders, als bey einem Schuhmacher ausbessern, aus Furcht, sie möchten bey einem Andern nicht recht geflickt werden — und am menschlichen Körper sollte jeder Schmid, Schäfer und Fallmeister flicken können? — Haltet ihr denn die Arzneykunst für eine so leichte Sache?

D. Nein.

Rich. Gewiß, liebe Kinder, zu einem geschickten Arzt gehört ausserordentlich viel, wovon ein Quacksalber gar keinen Begriff hat. Solche Bursche wissen gewöhnlich nichts von der Beschaffenheit des menschli-

chen Körpers und von dem Hauptsitze und Ursprunge der so verschiedenen Krankheiten ; nichts von den Zeichen, woran man die Krankheiten erkennt, und Eine genau von der Andern unterscheidet. Alles was sie verstehn, ist die Kunst die Leute auszuforschen und aus dem Urine zu lügen, etliche Pulver und Mixturen zusammen zu machen und aufs gerathewohl zu verordnen. — Aber haben denn nicht auch Quacksalber schon gute Curen gethan ?

J. Ja. Wenn's zugetroffen hat.

Rich. Hätte Luise, von der wir gelesen haben, sich schon lange genug mit dem Fieber herum geschleppt gehabt, wäre durch Abführungen und Schweisse die Fiebermaterie schon weggeschafft gewesen, und sie wäre nun erst einem Quacksalber in die Hand gefallen, der ihr stärkende Mittel gegeben hätte — würde ihr das geschadet haben?

J. Nein. Es wäre nützlich gewesen.

Rich. Und so geht es öfter. Zufälliger Weise macht so ein Quacksalber seine Sache recht, oder die Natur hilft sich selbst, und nun breiten einfältige Leute die Kunst dieser Pfuscher weit und breit aus, und von den vielen vielen Leuten, die unter ihrer Cur den Geist aufgegeben haben, oder erst einem verständigen Arzte heimgefallen sind, redet man kein Wort.

Das größeste Zutrauen aber erwerben sich die Quacksalber durch ihre Großsprechereyen. Geschickte Aerzte wollen den Kranken selbst sehen und sprechen

und unterſuchen — die Quackſalber aber brauchen nichts von ihm als . . . was wohl?

H. Den Urin.

Rich. Und aus dieſem leſen ſie alles heraus, was kein geſchickter Arzt darin ſieht. Errathen ſie nicht aber öfters alles Haarklein?

B. Ja.

Rich. Und wie geht das zu? . . . Ich will es euch durch ein Beyſpiel erklären. Von einem gewiſſen Fallmeiſter hörte ich einmahl wie er ſeine Sachen anfieng, und mich dünkt, der Mann practicirte faſt alle Stückchen zugleich, die unter den Urinſchauern gewöhnlich ſind. Er und ſeine Frau hielten nämlich die Leute gemeinſchaftlich zum Beßten. Wenn nämlich des Morgens die Boten mit ihren Uringläſern ankamen: ſo war gewöhnlich der Herr Doctor in der Kammer die an die Stube ſtieß. Dieſe Kammer war bloß mit einer dünnen bretternen Wand von dem Wohnzimmer abgeſondert: und von ihr gieng eine enge Treppe in die obere Stube. Mein Mann, ſagte dann gewöhnlich die Frau Fallmeiſterinn, hat viel zu ſchreiben und kann nicht gleich kommen. Sie nannte dann zuweilen Grafen und Fürſten, die ſein Bedenken verlangten und ihm ihr Waſſer geſchickt hätten. Während der Zeit aber forſchelte ſie an den Leuten nach den Umſtänden der Patienten, ob ſie männlichen oder weiblichen Geſchlechtes, alt oder jung wären; ob ſie ſchon lange mit der Krankheit herum zögen, und was ihnen fehle. Das

alles hörte nun der Herr Abdecker in der Kammer mit an. Nun schlich er durch die kleine Treppe auf die obere Stube; tappte da etlichemahl auf und ab, und kam dann gravitätisch die Haupttreppe herab und in die Stube. Nun gieng es an ein Urinwärmen und Beschauen. Nach aufmerksamer Betrachtung des Wassers hob er dann an, alles das haarklein heraus zu lesen, was er in der Kammer gehört hatte. Da ihm überdieß die gewöhnlichsten Zufälle bey den gewöhnlichsten Krankheiten bekannt waren: so setzte er auch diese hinzu. Die Leute stellten sich vor Verwunderung fast auf den Kopf; hielten nun alles für ein Evangelium was er ihnen vorschwatzte, und glaubten lauter Wunderarzneyen aus seiner Hand zu empfangen. — That das Ausforschen nicht gut: so wußte er sich auch da zu helfen. Sorgfältig hütete er sich, die Ausdrücke er oder sie zu brauchen, wenn er von der kranken Person sprach; er brauchte nur immer den Ausdruck Patient; aber nicht der Patient oder die Patientinn, sondern allenfalls so: Pazient hat wahrscheinlich schon anderswo Raths gelebt? — Nein sagten z. E. die Leute darauf, sie hat noch keinen Menschen gebraucht und nun wußte der Quacksalber schon, daß Patient weiblichen Geschlechts seyn müsse. Sagten sie: „es hat noch nichts eingenommen:“ so war es ein Kind. Sagten sie „er:“ so war, wie sich's versteht, vom männlichen Geschlechte die Rede, und zwar nicht von einem ganz kleinen Kinde. — Warum hat man nicht

eher Raths gelebt? — fragte er weiter. Und nun ergab sich's schon aus der Antwort, ob die kranke Person seit lange oder seit kurzem erst aufliege oder kränkle. So redete er während des Urinwärmens, immer aussen herum. Wußte er nur einmahl, welches Geschlechts die kranke Person sey, dann fieng er schon damit an, daß er z. E. sagte: Wem gehört das kranke Kind? oder: Die Frau ist ziemlich krank; oder: den Mann darf man wohl in acht nehmen. Sah der Urin feurig aus: so schwatzte er von Hitze; sah er trüb, so sprach er von einem Bruche der Krankheit, und so brachte er immer eins um das andre aus den einfältigen Leuten heraus, die dann bey der Heimkunft erzählten, wie der Fallmeister alles haarklein aus dem Urine gelesen habe, ehe sie nur ein Wort gesagt hätten. — Konnte er gar nichts herausbringen: so mußte der Urin die Schuld haben. Er war entweder zu alt; oder gleich nach der Mahlzeit abgeschlagen; oder in ein unreines Gefäß — und so hielt der Mann die ganze Gegend viele Jahre lang für Narren, und blieb in großem Ansehn, ob er gleich etliche mahl Pferdsurin, den man ihm brachte, für menschlichen hielt, und unzählige mahl seine Unwissenheit verrieth. Endlich kam ein geschickter Doctor in die Gegend, der seine Betrügereyen und quacksalberische Mordthaten anzeigte und ihm das Handwerk von Obrigkeits willen niederlegen ließ.

Alle gelehrten Aerzte stimmen darin überein, daß man aus dem Urine die allerwenigsten Krankheiten genau erkennen kann; daß der Urin bey vielen Krankheiten grrade so bleibe, wie in gesunden Tagen, z. E. bey der fallenden Sucht, Raserey, Brustbeklemmung, bey der Schwindsucht, bey Strauchenflüssen und Abzehrungsfiebern. Uebrigens nimmt unser Urin, auch ohne daß wir krank wären, bald diese, bald jene Farbe an, ist bald heller, bald trüber, bald öhlicht, bald ganz ohne Fettheile, je nachdem die Speisen beschaffen waren, oder je nachdem man ihn vor oder nach der Verdauung geschlagen hat, u. s. w. — Nur dann wann der Arzt den Kranken selbst beobachtet kann ihm der Urin zur Bestätigung seiner Muthmaßungen dienen; aber allein, ohne Beobachtung des Kranken selbst, kann man aus dem Urine schlechterdings nichts zuverlässiges sehen, und am allerwenigsten, wenn der Urin schon mehrere Stunden alt und über Feld getragen ist.

Merkt also: alle Aerzte (und wenn sie auch Doctores wären) die sich anstellen, als ob sie aus dem Urine allein jeden Patienten beurtheilen könnten, sind Betrüger und gewöhnlich auch Dummköpfe. Es gibt keinen, der nicht aus der Erfahrung wüßte, daß seine Urinschauerey höchst unzuverläßig ist; keinen also, der aus bloser Dummheit fehlte. Alle sind Betrüger. Doch nehm' ich diejenigen aus, die des schwachen Volks wegen den Urin zwar annehmen, dabey

aber

aber geſtehn, daß ſie nächſt dem Urine auch den Kranken ſelbſt ſehen müßten, und folglich die Leute mehr für Narren halten als betrügen. — Warum aber ſagte ich euch doch ſo viel von dem Urinſchauen? . . .

J. Weil die meiſten Leute daran glauben.

Rich. Und ſolchen Stümpern am meiſten nachlaufen, die ihnen am bravſten aus dem Urine vorlügen. — Mir fällt dabey ein altes Mährchen ein. Ein Bauer fiel einmahl die Bodentreppe herab und zerſchlug ſich gewaltig den Kopf. Sein Sohn trug das Nachtwaſſer zu einem Quackſalber und fragte ihn, was dem Kranken wohl fehle. Der Quackſalber guckte und forſchte lange vergeblich. Endlich ſagte er: das iſt ein ſchwieriger Fall! — Der junge Burſche, welcher glaubte, daß von dem Falle, den ſein Vater die Treppe herab gethan hatte, die Rede ſey, rief freudig aus: „Errathen! Er iſt di Bodenſtiege herab gerumpelt!“ — Das ſah ich gleich aus dem Urine, unterbrach ihn der Quackſalber. „Aber wie viele Treppen iſt er herabgefallen? fragte der junge Burſche weiter. — Sechs! antwortete der Urinprophet. „Nichts da!“ ſprach der Burſche. „Er fiel die ganze Stiege herab, und dieſe hat gewiß zwölf Treppen.“ — In dem Glaſe ſeh ich nicht mehr als ſechs, erwiederte der Quackſalber mit großer Dreiſtigkeit, und meine Kunſt trügt mich nicht! Habt Ihr mir denn allen Urin gebracht, den der Patient auf Einmahl gelaſſen hat? — „Du

mein Gott!“ sagte der Bursche, „wie hätt' ich den allen in das kleine Glas gebracht!“ — Je, da seht Ihr's! sprach der Urinschauer. Warum habt ihr die übrigen Treppen verschüttet? — Die Antwort leuchtete dem Menschen ein, und er erzählte jedermann in seinem Dorfe, daß der Doctor gleich aus dem Urine gesehen habe, daß und wie hoch sein Vater die Treppe herab gefallen sey.

Wenn denn nun ihr einmahl krank werdet, liebe Kinder, zu wem wollt ihr eure Zuflucht nehmen? Auch zu solchen Betrügern?

B. Nein, zu einem geschickten Arzte.

Rich. Und wollt ihr seiner gleich überdrüßig werden, wenn die Arzneyen nicht augenblicklich wirken?

B. Nein. Wir wollen ihm Zeit lassen.

Rich. Ist denn nicht immer die geschwindeste Cur die beßte?

C. Nein.

Rich. Zu voreilige Vertreibung einer Krankheit ist oft ein wahrer Mord. Wie viele Menschen sind schon elend und gichterisch geworden, oder gar an einem Steckflusse gestorben, weil man ihnen die Krätze durch Schwefelsalbe zu voreilig vertrieb, und nicht zuvor den Unrath auswerfen ließ! Wie viele Kinder wurden siech und mit erschrecklichen Flüssen und Ausschlägen gepeinigt, weil ihre Aeltern durch schädliche Mittel einen Kopfausschlag zu voreilig zurück trieben!

Doch,

Doch, laßt uns noch auf die schöne Anwendung kommen, mit der sich das Lesestück beschließt! Leset sie doch noch einmahl!

J. „So wie es Arzneyen gibt, die, zur Unzeit gebraucht, schädlicher sind, als die Krankheit, die sie vertreiben sollen: so gibt es auch schädlichen Trost."

Rich. Führt mir von einem solchen ein Beyspiel an!

J. „Ein Beyspiel davon findet sich oft bey dem, die Last seiner Vergehungen und Thorheiten fühlenden und deswegen betrübten Sünder."

Rich. Was darf man denn bey einem solchen nicht thun?

J. Ihn nicht gleich mit Gottes Vergebung durch Christum trösten.

Rich. Wenn ihr einen Fehler begangen hättet, der euch sehr leid thäte, dürften denn eure Aeltern und Lehrer diesen heilsamen Kummer nicht gleich durch Tröstungen vertreiben?

E. Nein.

Rich. Warum nicht?

J. Weil wir uns dann nicht bessern würden.

Rich. Die Betrübniß ist also ein heilsames Mittel, die verdorbene Gemüthsart wegzuschaffen und den Fehlerhaften zu bessern. — Auf was verlassen sich aber viele lasterhafte Menschen, wenn ihnen ihre Sünden einfallen?

J. „Auf Gottes Vergebung durch Christum."

Rich. Ist das für den Lasterhaften, dessen Sinn noch nicht gebessert ist, ein nützlicher Trost?

G. Nein, ein schädlicher.

Rich. Für wen ist er aber nützlich?

J. Für den Gebesserten.

Rich. Indeß glauben viele glückselig werden zu können, wenn gleich noch alle Hindernisse der Glückseligkeit in ihnen zurück sind; so wie manche einer Krankheit los werden zu können glauben, wenn gleich das Uebel, welches die Krankheit veranlaßt, in ihnen nicht gehoben ist. Sie lesen zwar in der Bibel: die Sünde ist der Leute Verderben, und glauben es; gleichwohl hoffen sie durch Christum dem Verderben zu entfliehen, ohne die Sünden abzulegen, und ohne gesinnt zu werden, wie Jesus Christus gesinnet war. Wie heißt es am Schlusse des Lesestücks?

B. „Nun glaubt der Sünder vielleicht glückselig werden zu können, ohne daß die ewigen Hindernisse aller wahren Glückseligkeit, nämlich Abneigung vom Guten, Neigung zum Bösen, Geschmack an Nichtswürdigkeit und Thorheit ꝛc. in ihm gehoben und weggeschafft werden."

Rich. Merkt also, liebe Kinder, ein zu voreiliger Trost ist so schädlich, als eine zu voreilige Arzney. Der, welcher euch beruhigt, wenn ihr wegen eurer Fehler mit euch selbst unzufrieden seyd und euch in allem Recht gibt, ist einem Quacksalber ähnlich, der heilsame Erschütterungen des Körpers zu voreilig vertreibt; wer

euch aber Wahrheit sagt und euch gründlich zu bes-
sern sucht, der ist ein wahrer Seelenarzt, der ist euer
Freund!

Der, wenn mein Glaube wankt, im Glauben
mich zu stärken,
Mich zu erlösen sucht von meinen bösen Wer-
ken,
Der von des Lasters Bahn mich suchet abzu-
ziehn,
Der ist mein wahrer Freund. Gott, segne sein
Bemühn! Amen.

Acht und zwanzigste Katechisation.

Ueber Abwendigmachung des Gesindes, und über die Abänderungssucht der Dienstboten.

(Kinderfr. 2 Th. Nr. 24.)

Der Abwendigmacher.

„Warum bleibt ihr doch bey eurer Herrschaft?“ so sagte zu Fritzen ein neidischer Nachbar, den es verdroß, daß Fritz seinem Herrn so nützlich wurde, und ihn deshalb gern abwendig machen wollte. — „Ich habe es euch schon oft „angeboten; zieht zu mir! ich will euch mehr „Lohn und alle Jahr noch ein gutes Kleidungsstück geben.“ „Nein, mein Herr!“ antwortete Fritz, „alles, was an mir Gutes ist, das „hab' ich, nächst Gott, meiner Herrschaft zu „danken; Sie hat in meiner Jugend an meinen Unterricht viel gewendet: es ist also billig, „daß ich ihr auch wieder Nutzen bringe. So

lange

„lange mich also meine jetzige Herrschaft be„halten will, bleibe ich aus Dankbarkeit bey „ihr.“

Der Nachbar schämte sich, und gieng fort.

Was deines Nächsten ist, es sey Haus, Guth, oder Gesinde, kurz, alles was sein ist, das sollst du nicht begehren an dich zu bringen, wider seinen Willen. 2 Mos. 20, 17.

Richard. Was ihr eben gelesen habt, liebe Kinder, ist ein Exempel zum zehnten Gebote. In wie ferne versündigte sich denn der neidische Nachbar gegen das zehnte Gebot?

A. Daß er Fritzen dingen wollte.

Rich. Also versündigt sich jeder, der einen Knecht oder eine Magd aus einem andern Dienste in den seinigen nimmt, gegen das 10te Gebot?

A. Nein.

Rich. Warum sagst du doch: der Nachbar habe sich versündigt, weil er Fritzen dingen wollte?

J. Weil er ihn hat wollen abwendig machen.

Rich. Es ist demnach etwas ganz anders, einen Dienstboten, der andre Dienste sucht, dingen, und einen, der bleiben will, abwendig machen. — Warum wollte denn der Nachbar Fritzen abwendig machen?

B. Weil er neidisch war.

Rich. Ueber was war er neidisch?

B. Daß Fritz seinem Herrn so nützlich wurde.

Rich. Wie sagte er deßhalb zu Fritzen?

C. „Ich habe es euch schon oft angeboten; zieht zu mir! Ich will euch mehr Lohn und alle Jahre noch ein gutes Kleidungsstück geben!“

Rich. Wodurch wollte er also Fritzen abwendig oder abspännstig machen?

D. Daß er ihm mehr versprach, als er bisher Lohn hatte.

Rich. Worauf sehen denn die meisten Dienstboten bey der Wahl ihrer Brodherrschaften besonders?

J. Auf den Lohn.

Rich. Und das oft so thörichter Weise, daß sie um ein Paar Gulden, die sie in einem neuen Dienste mehr bekommen, die allerbeßte Herrschaft verlassen, und oft hundert Gulden Ungemach und Verdruß bey dem neuen Herrn finden. War denn Fritz auch so einfältig?

H. Nein, er blieb bey seiner Herrschaft.

Rich. Was sagte er zu dem Abwendigmacher?

K. „Alles, was an mir Gutes ist, das hab' ich, nächst Gott, meiner Herrschaft zu danken. Sie hat in meiner Jugend an meinen Unterricht viel gewendet: es ist also billig, daß ich ihr auch wieder Nutzen bringe. So lange mich also meine jetzige Herrschaft

schaft behalten will, bleib ich aus Dankbarkeit bey ihr."

Rich. Denken wohl alle Dienstboten so, wenn sie bey einer Herrschaft etwas tüchtiges gelernt und sich heraus gekleidet haben?

B. Nein.

Rich. Was denken und sagen sie vielmehr?

J. Nun habe ich mich um meine Herrschaft nichts mehr zu kümmern. Ich kann nun hin kommen, wohin ich will.

Rich. Ist das edel und dankbar gedacht?

D. Nein. Undankbar.

Rich. Aber gescheid ist es doch, um ein Paar Gulden, einen sonst guten Dienst aufzukündigen und es in einem neuen zu wagen?

D. Nein. Es ist ungescheid.

Rich. Man sagt im Sprichworte: wer warm sitzt, der lasse das Rücken. Was soll das Sprichwort heisen?

J. Wenn es einem wohl geht: so soll man damit zufrieden seyn.

Rich. Und nicht immer ändern — es nicht alle Augenblicke anderswo probiren. Haltet ihr es denn für angenehm, alle Jahre in ein neues Haus zu kommen, wo man weder die Hausherrschaft, noch die Hauseinrichtung, noch die Güther und Felder kennt?

G. Nein.

Rich. Kann ein Dienstbote von einer Herrschaft, die ihn noch nicht kennt, großes Zutrauen erwarten?

G. Auch nicht.

Rich. Sieht man auf einen neuen Dienstboten so sehr, als auf einen, der schon lange bey einem ist? Gibt und hilft man ihm so gern?

B. Nein.

Rich. Auf einem Steine, den man immer wälzt, wächset kein Moos — sagt man im Sprichworte. Das heiset: wer immer herumzieht und wechselt, bringt es selten zu etwas.

Noch mehr: können Dienstboten, die alle Jahre einen andern Dienst annehmen, von ihrer Brodherrschaft eine so treue Verpflegung und so viel Aufwand verlangen, wenn sie etwa krank werden sollten, als ein Gesinde, das schon mehrere Jahre bey einer und eben derselben Herrschaft dient?

H. Nein.

Rich. Die meisten Eheleute müssen sich erst nach und nach ganz in einander richten, und dazu ist nöthig, daß sie sich wechselseitig mit ihren Tugenden und Fehlern kennen lernen — sollte das wohl nicht auch zwischen Brodherrschaften und ihrem Gesinde der Fall seyn?

F. Ja.

Rich. Wenn aber das Gesinde und die Herrschaft alle Jahre, wohl auch alle halben Jahre wechseln? . .

J. So lernen sie einander nicht recht kennen.

Rich. Wenn sich eine Magd verdingen will, rühmt sie sich wohl damit, daß sie in 6 Jahren schon 8 Herren gehabt habe?

K. Nein.

Rich. Womit aber rühmen sich die Dienstboten gern?

J. Wenn sie recht lange bey Einer Herrschaft gewesen sind.

Rich. Was soll man denn daraus schliessen, daß sie so lange an Einem Orte waren?

J. Daß sie treu und fleißig gewesen seyen, und sich in die Leute zu schicken wüßten.

Rich. Hättet ihr wohl Lust, euch in ein Haus zu verdingen, in welchem seit langer Zeit kein Knecht und keine Magd länger als ein Jahr ausgehalten haben?

B. Nein.

Rich. Warum nicht?

B. Weil wir dächten, die Herrschaft muß nicht gut seyn.

Rich. Möchtet ihr eine Magd dingen, von der ihr wüßtet, daß sie nirgends über Jahr und Tag aushält?

C. Nein.

Rich. Bringt es denn also beyden Theilen Nutzen und Ehre, wenn sie alle Augenblicke wechseln?

C. Nein. Schaden und Unehre.

Rich. Allerdings; denn beyde werden verrufen. — Aber wer kann es einem Herrn verdenken, wenn er einen Knecht ohne Fehler, oder einer Magd, wenn sie eine Frau ohne Fehler sucht?

J. Es gibt keine Herrschaft und kein Gesinde ohne Fehler.

Rich. Folglich ist es Thorheit, Herrschaften oder Dienstleute ohne Fehler zu suchen. Was man an einem

einem Orte scheut, findet man gewöhnlich am andern. Aber da glauben die meisten Menschen, der Fehler liege nicht in ihnen, sondern allein in Andern, wenn sie sich nicht stellen können. Ist das recht?

B. Nein.

Rich. In wem sollte man billig die Ursache aufsuchen, wenn man mit Andern unzufrieden wird?

A. In sich selbst.

Rich. Gesetzt, eine Herrschaft zankte öfters mit einer Magd, und diese dächte nicht darüber nach, ob sie den Unwillen der Herrschaft verdient habe, sondern wollte blos die Ursache in der Zanksucht des Hausherrn und der Hausfrau suchen — würde diese jemahls sich bessern?

A. Nein.

Rich. Worüber sollte sie also nachdenken?

J. Woher es kommt, daß so oft mit ihr gezankt wird.

Rich. Worin könnte nun z. E. die Ursache auf Seiten der Magd liegen?

B. Sie könnte grob und faul seyn.

Rich. Oder . . . ?

J. Oder untreu — oder unordentlich.

Rich. Manche Dienstboten klagen über die Arbeiten. — Sind aber diese auch immer an und für sich so gar überlästig und schwer, als sie es machen?

J. Nicht immer.

Rich. Wenn ihr z. B. so vergessen seyd, daß ihr, wie man zu sagen pflegt, aus Einem Gange zehn Gänge macht, das heißt, eure Arbeiten nicht im Kopfe zusammen faßt und um das, was ihr in Einem Gange verrichten könnt, dreymahl lauft, ist es dann ein Wunder, wenn ihr nicht fertig werden könnt?

B. Nein.

Rich. Oder wenn ihr zu euren Arbeiten euch ungeschickt anstellt, oder nicht mit Anstrengung arbeitet, dürft ihr dann der Herrschaft die Schuld geben, wenn ihr zu viel über dem Halse habt?

D. Nein. Da sind wir selbst Schuld.

Rich. So fehlt es denn nicht allezeit und allein an der Herrschaft, sondern gar zu oft auch an dem Gesinde. Indeß kann man nicht leugnen, daß auch öfters die Herrschaft böse und abscheulich gegen das Gesinde handelt. Bey so einer war die gute Magd

Christiana, von der Nr. 22 im 1 Theile des Kinderfreundes steht. Was wird da von ihr erzählt?

Die gute Magd.

Christiana diente bey einer schlimmen Herrschaft, die ihren Leuten wenig zu essen, und beständig Scheltworte gab. Christiana war arm, aber fromm. Sie betete oft zu Gott und sprach: „Ach, lieber Gott, lenke doch, wenn es dein „guter Wille ist, das Herz meiner Brodherrschaft zu mir, daß sie mir nicht so hart und „lieblos begegnet! Aber vielleicht ist mir diese „Trübsal nützlich; wer weiß, wie ich die guten Tage vertragen würde! Vielleicht würde ich frech und liederlich, wenn es mir zu „wohl gienge. Du weißt es am beßten, Herr, „mein Gott! Schenke mir Geduld, und hilf „mir, daß ich treu und fleißig sey, wenn es „mir gleich schlecht vergolten wird. Du, Herr! „wirst alles wohl machen, und zu seiner Zeit „mir Freude schenken."

Eine wohlhabende Wittwe, die keine Kinder hatte, bemerkte Christianens gute Aufführung, nahm sie zu sich, und versetzte sie in gute Umstände. Da nach etlichen Jahren die Wittwe starb und das Testament geöffnet wurde, fand sich, daß sie Christianen, wegen ihres ungemein guten Verhaltens, mit einem Bette und 500 fl. bedacht hatte.

Gott kennt der Freude rechte Stunde,
Er weiß, wenn sie uns nützlich ist.

Richard. Seht, liebe Kinder, so belohnt es Gott oft, wenn man mit Geduld ausharrt, und nicht sogleich auf und davon will, wenn einem etwas wider den Sinn geht. Hätte denn nicht Christiana auch pochen oder davon laufen können?

C. Ja.

Rich. Hätte sie dann aber wohl das Glück gehabt, eine so gute Frau und durch sie ein so schöne Erbschaft zu bekommen?

C. Vielleicht nicht.

Rich. Ich möchte sagen: höchst schwerlich! — Was gefiel denn der wohlhabenden Wittwe so wohl an Christianen?

D. „Ihre gute Aufführung."

Rich. Also gewiß auch ihre Geduld gegen eine so böse Herrschaft und ihre Genügsamkeit. Wenn sie nun allenthalben über die schlechte Kost geklagt und sich tapfer mit der Hausfrau herum gezankt und den Stuhl vor die Thüre gerückt hätte — würde

die

die brave Wittwe wohl eben so große Lust zu ihr bekommen haben?

E. Nein.

Rich. Indeß war es doch immer ein seltner Fall: daß sie durch ihr Wohlverhalten eine so beträchtliche Erbschaft that. Auf den Fall darf man also nicht rechnen. Gleichwohl behaupte ich, daß es nie ohne großen Nutzen ist, wenn man auch bey bösen Brodherrschaften eine geraume Zeit auszuhalten sucht. Glaubt ihr das auch?

A — K. †.

Rich. Bey welchen Herrschaften kann man sich am meisten in der Geduld, Nachgiebigkeit und Verträglichkeit üben . . . bey guten oder schlimmen?

B. Bey schlimmen.

Rich. Bey welchen Hausherrschaften muß man am folgsamsten und pünktlichsten seyn? Bey guten und nachsichtigen?

J. Nein. Bey strengen.

Rich. Und wenn jemand sich an Pünktlichkeit in seinen Geschäften, an Unterwürfigkeit, an Verträglichkeit und Geduld gewöhnt — ist das nicht ein großer Gewinn?

J. Ja.

Rich. Warum?

J. Weil man dann in der ganzen Welt fortkommt.

Rich. Wer es gelernt hat, sich so gut in Andre zu schicken, wird der nicht selbst froher und zufriedner seyn, als einer, der nur Seinem Kopfe folgen und nichts ertragen will?

D. Ja, man ist froher.

Rich. Seht also, Kinder! Es ist gut für euch, wenn ihr euch in der Kunst übt, euch auch mit bösen und wunderlichen Leuten zu vertragen; und diese Kunst ist oft mehr werth, als eine Erbschaft. Ein Geduldiger, sagt Salomo, (Sprichw. 16, 32.) ist besser als ein Starker, und, der seines Muthes Herr ist, denn der Städte gewinnt. Wie steht 1 Petr. 2, 18.?

E. „Ihr Knechte seyd unterthan mit aller Furcht den Herren, nicht allein den gütigen und gelinden, sondern auch den wunderlichen."

Rich. Was für einen Herrn hatte denn Fritze, von dem ihr gelesen habt?

F. Einen gütigen und gelinden.

Rich. Warum wollte er also von dem Herrn nicht weg gehn?

F. Weil er so gut war.

Rich. Und warum noch mehr? Wie sagte er selbst?

J. Was an mir gutes ist, verdanke ich meiner jetzigen Brodherrschaft — Sie hat viel an meine Erziehung gewendet ꝛc.

Rich. Seine Herrschaft dachte also gerade so, wie die brave Frau jenes armen Kindermädchens, das vor Jammer, weil es nicht in die Schule geschickt wurde, so bitterlich weinte. (1ster Theil, Nr. 4.) Jemand was gutes lernen lassen, (dachte diese) ist die größeste Wohlthat, die man ihm erzeigen kann, und schickte von der Zeit an das arme Kind alle Wochen etliche Stunden in die Schule. — Gefallen euch nun Fritze und seine Herrschaft?

G. Ja.

Rich. Wer gefällt euch aber unter den Personen nicht, von denen ihr gelesen habt?

G. Der Abwendigmacher.

Rich. Schon Mose verbot das Abwendigmachen des Gesindes sehr strenge. Wie heißt es in der unten angeführten Stelle?

H. „Laß dich nicht gelüsten deines Nächsten Weibes, noch seines Knechts, noch seiner Magd, noch sei-

seines Ochsen, noch seines Esels, noch alles, das dein Nächster hat!"

Rich. Wie erklärt das Luther im Katechismus?

H. „Wir sollen unserm Nächsten sein Weib Gesind und Vieh nicht abspannen, abdringen oder abwendig machen; sondern dieselbigen anhalten, daß sie bleiben und thun was sie schuldig sind."

Rich. Würde es denn euern Aeltern gefallen, liebe Kinder, wenn ein Nachbar ihr gutes Gesinde abspännstig machte und durch allerley Versprechungen an sich zöge?

K. Nein.

Rich. Wenn nun, umgewandt, eure Aeltern das thäten . . . würde es dem Nachbar recht seyn?

K. Nein. Was du nicht willst daß man dir thu',
Das füg' auch nicht dem Nächsten zu!

Rich. Wenn aber das Gesinde selbst anfängt zu klagen über seine Herrschaft, dann darf man doch ein wenig dazu helfen, um es gar abwendig zu machen?

J. Nein. Man muß sie anhalten, daß sie bleiben und thun was sie schuldig sind.

Rich. Gewiß, liebe Kinder! Mancher Dienstbote ist ganz zufrieden mit seiner Herrschaft, und wird erst durch böse Leute unzufrieden gemacht. Man würde daher weit mehr gute Dienstboten finden, wenn das Zungen ziehen, Aufwiegeln und Abspännstigmachen nicht wäre; wenn die Leute, gegen welche das Gesinde klagt, alles zum Beßten kehrten und den Unzufriedenen vorstellten, daß man es nirgends ganz nach seinem Kopfe findet. — Wenn ihr denn künftig auch unter solche Zungenzieher und Abwendigmacher fallt — wollt ihr euch so geschwind von ihnen verhetzen lassen?

H. Nein.

Rich. Wen wollt ihr euch da zum Muster wählen?

J. Fritzen.

Rich. Hatte wohl der Abwendigmacher Lust, sich noch öfter an Fritzen zu wagen, nachdem er seine Antwort gehört hatte?

A. Nein. „Der Nachbar schämte sich und gieng fort.“

Rich. Merkt, Kinder! Es ist ein böses Zeichen, wenn sich jedermann getraut, gegen das Gesinde über die Herrschaft zu lästern oder sie zu verkleinern. Das wagt man gewiß nicht leicht gegen

Solche, die es treu und redlich mit ihrer Herrschaft meynen und sich ihrer ernstlich annehmen. — Dazu kommt noch, daß die Klatscher und Verläumder der Herrschaft gewöhnlich selbst wieder zutragen, was das Gesinde böses von ihr gesprochen hat. So entsteht Mißtrauen, Haß und Streit aus einer einzigen unüberlegten Rede. Seyd also vorsichtig und bewacht eure Zunge! Beschämt die Abwendigmacher; seyd dankbar gegen die, welche euch Gutes gethan haben; bleibt, wenn ihr euch verdingen müßt und eine Herrschaft findet, bey der man aushalten kann, so lange als möglich; seyd treu, ehrlich, fleißig, ordentlich und lasset euch dünken daß ihr dem Herrn dient und nicht den Menschen, und wisset, was ein jeglicher Gutes thun wird, das wird er von dem Herrn empfangen. —

Mehrt sich durch euch der Herrschaft Gut:
So lohnt's euch Gott, wenn sie's nicht thut:
Amen!

Neun und zwanzigste Katechisation.

Ueber die Halsstarrigkeit gegen obrigkeitliche Befehle.

(Kinderfreund, 2ter Th. Nr. 63.)

Der Halsstarrige oder Widerspännstige.

Matz war halsstarrig und wollte sich nicht weisen lassen. Als einst von der Herrschaft die Trauertracht aufgehoben, und der sogenannte Leichtrunk verboten wurde, da traf es, daß eben Matzen eine Tochter starb. Was kümmert es die Herrschaft, sagte Matz, wenn ich mit meinen Leuten schwarze Kleider tragen und einen Leichtrunk geben will? Das ist die letzte Ehre, die man den Verstorbenen erzeigt, und das soll mir kein Trauerverbot wehren! Einige von seinen Verwandten, die klüger waren, stellten ihm zwar vor, daß die Verstorbene von der angeblichen Ehre nichts mehr fühle; daß es die Herrschaft gut meyne; daß das Trauerverbot eine große Wohlthat besonders für Arme sey: daß die Leichtrünke sehr beschwerlich und kostbar für die, welche sie halten müssen, und oft auch für die Gäste ekelhaft wären; daß man also froh

seyn müsse, nun eine gute Ausrede zu haben— aber alles war vergebens. Matz kaufte Flohr und andre Trauerwaaren, ließ weißes Brod in Menge backen, Käse, Butter und Wein im Ueberfluße herbeyschaffen, und machte alle Anstalten nach der gewöhnlichen Art. Das erfuhr der Dorfschulze, und stellte ihn darüber zur Rede. Matz aber hörte ihn gar nicht an, sondern schalt ihn sogleich auf das unhöflichste, und schimpfte dabey gewaltig über die Herrschaft. Am folgenden Tage gieng die Trauer, wie gewöhnlich, von Statten; ein großer Leichtrunk wurde gehalten, und am nächsten Sonntag erschien Matz, mit Weib und Kindern, ganz schwarz in der Kirche. Auf einmal aber hatte der Staat ein Ende. Der Schulze zeigte den ganzen Vorgang beym Amte an. Matz wurde vorgeladen, und da er beym Amte gleichfalls sehr unbescheiden war: so glaubte man desto leichter der Angabe. Matz wurde also an einen Karren geschlossen, und mußte, mit seinem langen Flor auf dem Hute, 3 Wochen auf einer öffentlichen Straße, wo die Dorfsleute täglich vorbey gehn und fahren mußten, bey Wasser und Brod schanzen, dann dem Schulzen abbitten und viele Unkosten zahlen. Alle die Verwandten, die sich durch ihn hatten verleiten lassen, auch Trauerkleider anzulegen, wurden gleichfalls gestraft, und schalten nun über den Anstifter.

Sey nicht halsstarrig; denn man kann dergleichen Leute bald zwingen, und Unkosten, Schimpf und Schande sind ihr gewöhnlicher Lohn. Sprichw. 10, 8. Sir. 32, 21.

Richard. Wie ist das heutige Lesestück überschrieben, liebe Kinder?

A. Der Halsstarrige oder Widerspännstige.

Rich. Ich glaube die beyden Ausdrücke sind von Zugthieren hergenommen. Wenn ein Ochse sich nicht zur rechten, und linken will wenden lassen, so scheint es, als ob ihm der Hals starrte. Wenn ein paar Pferde sich nicht wollen anspannen lassen, oder eins zieht zur rechten, das andre zur linken: so kann man sagen: sie sind widerspännig oder widerspännstig. Von Menschen gebraucht muß nun der Ausdruck bildlich verstanden werden. Was denkt ihr euch denn nun unter den Worten widerspännstig und halsstarrig, wenn es von Menschen gebraucht wird?

J. Es steht schon im Kinderfreunde: Matz war halsstarrig und wollte sich nicht weisen lassen.

Rich. Was heißt das: sich nicht weisen lassen?

J. Wenn man keine Lehr und Weise annimmt, oder niemand folgen und nachgeben will.

Rich. Und so war der Widerspännstige, von dem ihr gelesen habt. Wie hieß er denn?

B. Matz:

Rich. Oder wie man den Namen ordentlich schreibt: Matthäus. Bekanntlich zieht man im gemeinen Leben

viele Namen ins kurze: Götz für Gottfried, Hans für Johannes, Lehrd für Leonhard, Lips für Philipp, Mine für Wilhelmine, Grethe oder auch Meigel für Margaret u. s. w.

(Hier kan der Lehrer zum Vergnügen der Kinder, mehrere dergleichen Namen nennen, und hören, ob die Jugend die richtige Aussprache derselben weiß. Eine solche Uebung ist aus dem Grunde nothwendig, weil fast jede Provinz ihre eigenen Corruptionen hat, und zuweilen der Fall eintritt, daß Leute, die nie darüber gedacht haben, wie der oder jener Name geschrieben werde, einen dritten gar nicht bedeuten können. Selbst bey Taufhandlungen gab es öfters den Fall, daß Prediger in Verlegenheit geriethen, wie sie den von den Pathen corrupt angegebenen Namen, recht aussprechen sollten.)

Bey welcher Gelegenheit bewieß denn nun Matz seine widerspännstige Gemüthsart?

B. Da seine Tochter begraben wurde.

Rich. Gegen was war er denn widerspännstig?

C. Gegen einen herrschaftlichen Befehl.

Rich. Und was war das für einer?

J. Die Trauertracht und die Leichtrünke waren verboten.

Rich. Was sagte denn Matz darüber?

C. Er sagte: „das ist die letzte Ehre, die man den Verstorbenen erzeigt, und das soll mir kein Trauerverbot wehren!„

Rich. Und was stellten ihm dagegen einige geschei-de Vettern vor?

J. "Daß die Verstorbene von der angeblichen Ehre nichts mehr fühle."

Rich. Vielleicht hat Matz, so lange seine Tochter krank war, aus Geitz keinen gescheiden Arzt gebraucht; ihr keine besondere Wärterinn angestellt; vielleicht nicht einmahl eine leichte und dienliche Suppe für sie kochen lassen. Nun aber, da das arme Mädchen todt war, wollte der großsprecherische Vater ihr Ehre anthun. — Wenigstens geht es oft so in der Welt. Mancher, der keinen guten Fetzen mehr auf dem Leibe hatte, bekommt einen nagelneuen Sterbekittel, wenn er todt ist. Mancher brave Mensch muß oft Hunger und Kummer leiden und hat auf dem Krankenbette keinen guten Bissen zur Labung. Wenn er aber gestorben ist, dann machen seine Hinterbliebenen großen Aufwand bey einem stattlichen Leichtrunke, weil das nach Meinung der Leute eine Ehrensache ist. Wem soll es denn aber eigentlich eine Ehre seyn? dem Verstorbenen, oder der Familie?

J. Der Familie.

Rich. "Es ist eine Schande für die ganze Verwandschaft, wenn man die Leiche so schlecht anstellt," heißt es daher gewöhnlich. Ist das nicht ein offenbarer Beweis, daß man nicht den Verstorbenen, sondern sich selbst ehren will? — Was könnte auch einem Verstorbenen die alberne Ehre nützen? Die Verwandten hatten also ganz recht, wenn sie behaupteten, daß die Herrschaft bey dem Verbote der Trauertracht und Leichtrünke es gut meyne. Was sezten sie aber noch mehr hinzu?

B. Daß das Trauerverbot eine große Wohlthat besonders für Arme sey.

Rich. Warum denn besonders für Arme?

B. Weil diese nicht so viel aufzuwenden haben.

Rich. Könnten sie denn aber den Aufwand nicht auch ohne herrschaftliches Verbot unterlassen?

J. Ja; aber die Leute meynen doch, man müsse so viel aufwenden, wenn es nicht verbotten ist, weil es Andre thun.

Rich. So war vor etwa 25 — 30 Jahren in unserm Dorfe noch die Gewohnheit, daß wohlhabende Leute bey Kindschenken eine ordentliche Mahlzeit gaben. Darüber wurde oft die Kindbetterinn versäumt und verwahrloset; und beyde Aeltern, deren Aufwand durch das Kind ohnehin vermehrt wurde, hatten große Unkosten und Plage. — Meynt ihr wohl, daß das die Leute sich jetzt wieder gefallen ließen, wenn man es wieder einführen wollte?

G. Ich glaube nicht.

Rich. Gewiß nicht! Warum trieben sie's doch aber vor etwa 30 Jahren so? und warum ließen sie nicht eher nach, als bis es von der gnädigen Herrschaft verboten wurde?

J. Weil kein Mensch anfangen wollte.

Rich. Jeder dachte also: wenn ich zu erst die Mahlzeit weglasse, so legt man mir es als Geiz aus; oder man glaubt, ich müsse nicht im Stande seyn, so viel aufzuwenden. Nun aber, da das warme Essen bey Kindschenken verboten ist, hat jedermann eine gute Ausrede, anstatt daß zuvor es immer der Ar-

me dem Reichen nachmachen wollte und sich selbst wehe that. — Gerade so verhält es sich auch mit den Leichtrünken und mit der Trauertracht. Wie heißt es daher im Kinderfreunde noch weiter?

H. "Daß die Leichtrünke sehr beschwerlich und kostbar für die welche sie halten müssen, und oft auch für die Gäste ekelhaft wären; daß man also froh seyn müsse, nun eine gute Ausrede zu haben."

Rich. Ueber den Leichtrünken sind sogar schon manche Leute krank geworden, die mit Eckel und Scheu dazu giengen. Ueberdieß ist zuweilen der Beerdigte an einer ansteckenden Seuche gestorben, wo es auch für den der sich übrigens nicht scheut, gefährlich ist, Stundenlang in dem Trauerhause zu sitzen. Sollte man daher nicht überall die Leichentrünke abschaffen? — Auch die Trauertracht ist ein sehr lästiges und beschwerliches Ding. In manchen Gegenden, wo die Bauersleute sich ohnedieß fast ganz schwarz tragen, ist der Aufwand freylich so groß nicht; aber da, wo man, ausser der Trauer, fast nichts schwarzes trägt, und besonders in Städten, wo man recht nach der steifen Mode die ganze Trauer mit machen will, ist der Aufwand sehr beträchtlich. Mancher Bürgerfamilie, von mittlerem Vermögen, kostet die Trauer 80 bis 100 fl oder Thlr. Und sagt mir: kann man ein Geld elender ausgeben, als für Flor, der nicht für kalt und warm hilft? Da überdieß der schwarze Kreppflor nur in Italien gemacht wird: so gehn alljährlich über dem Trau-

erwesen viele tausend Gulden auſſer Land. — Und iſt es nicht Thorheit, ſich durch die ſchwarze Tracht ſelbſt alle Augenblicke an den Todesfall zu erinnern, der einem nahe geht, und den man daher lieber ſich aus dem Sinne zu ſchlagen ſuchen ſollte? Iſt es nicht Heucheley, wenn man äuſſerlich um einen Todten trauert, um den man ſich in ſeinem Herzen nichts kümmert? — Halfen aber alle dieſe Vorſtellungen etwas bey Matzen?

K. Nein! Er blieb halsſtarrig.

Rich. Was that er denn?

K. Er kaufte Flor und andere Trauerwaaren, ließ weiſſes Brod in Menge backen, Käſe, Butter und Wein im Ueberfluſſe herbeyſchaffen und machte alle Anſtalt nach der gewöhnlichen Art.

Rich. Da das der Dorfſchulze erfuhr, was that der?

G. Er ſetzte ihn darüber zu Rede.

Rich. Und was that Matz?

F. Er hörte ihn gar nicht an.

Rich. Seht da den halsſtarrigen Menſchen, der gar keinen Grund und Beſcheid hören will! Was that er noch mehr?

F. Er ſchalt den Schulzen ſogleich auf das unhöflichſte.

Rich. War das recht?

G. Nein.

Rich. Warum nicht?

J. Weil der Schulze es mit ihm gut meynte.

Rich. Woher weißt du, daß er es gut gemeynt habe?

J. Weil er ihn vor Schaden warnte.

Rich. Und der Dank für die gute Meynung war?.... Daß Matz ihn schimpfte.

Rich. Und auf wen schalt und schmähte er noch mehr?

E. Auf die Herrschaft.

Rich. War das vernünftig und recht?

E. Nein. Es war unvernünftig und unrecht.

Rich. Warum?

D. Weil er sich wohl vorstellen konnte, daß es der Schulze wieder sagen würde.

Rich. Wenn also Matz nur gegen seine Frau und gegen seine Vettern und Baasen über die Obrigkeit geschmäht hätte, dann wäre es recht gewesen?

D. Nein.

Rich. Es muß also wohl ein andrer Grund da seyn, warum Matz unvernünftig und Unrecht gethan hat.

J. Weil die Herrschaft es gut gemeynt hat.

Rich. Gesetzt aber sie hätte es auch nicht so gut gemeynt; ist denn das Schmähen überhaupt wohlanständig und erlaubt?

C. Nein, es ist unerlaubt und unanständig.

Rich. Wenn nun das Schimpfen gegen unsersgleichen und gegen Geringere unerlaubt und unanständig ist; hat wohl Matz gegen seine Obrigkeit recht gehandelt?

C. Nein! da hätte er noch weniger schimpfen sollen.

Rich. Was hätte er denn allenfalls, statt des Scheltens und Schmähens, thun können, wenn er ja geglaubt hat, daß er die Trauer anlegen und einen Leichentrunk halten müsse?

J. Er hätte darum einkommen (oder bitten) sollen.

Rich. Und wenn ihm die Bitte — wie man leicht denken kann — wäre abgeschlagen worden . . . ?

J. Dann hätte er sichs gutwillig sollen gefallen lassen.

Rich. Sagt mir, Kinder, hülfe uns denn die Obrigkeit etwas, wenn ihr niemand folgte?

D. Nein.

Rich. Eine Obrigkeit, der Niemand folgte, wäre gerade so gut als gar keine. Könnte wohl aber die Welt ohne Obrigkeit bestehn?

D. Nein.

Rich. Möchtet ihr also wohl in einem Dorfe seyn, wo niemand seinen Vorgesetzten folgte?

D. Nein, da könnte man nicht aushalten.

Rich. Matz hat demnach wider das Grundgesetz der ganzen Sittenlehre gesündigt — und wie heißt dieses?

J. Handle so, wie du wünschen kannst daß alle Leute in der Welt handeln möchten.

Rich. Könnte man wohl wünschen, daß niemand den Verordnungen der Obrigkeit folgte?

J. Nein. Da gienge alles drunter und drüber.

Rich. Will denn auch die heilige Schrift, daß man der Herrschaft folgen soll?

J. Ja.

J. Ja. „ Wer sich nun wider die Obrigkeit setzet, der widerstrebet Gottes Ordnung; die aber widerstreben, die werden über sich ein Urtheil empfangen.“

Rich. Wurde das auch an dem halsstarrigen Matz erfüllt?

B. Ja.

Rich. Was geschah denn?

E. “Der Schulze zeigte den ganzen Vorgang beym Amte an und Matz wurde vor Amt geladen.„

Rich. Wie führte er sich da auf?

G. Auch unbescheiden.

Rich. Konnte man nun noch daran zweifeln, ob Matz auch wirklich gegen den Schulzen so unhöflich gewesen sey?

J. Nein: weil er sogar auch vor dem Amte grob und unbescheiden war.

Rich. Und was richtete er nun mit seiner Grobheit und Widerspännstigkeit aus?

E. Er wurde gestraft.

Rich. Und worin bestand die Strafe?

G. „ Er wurde an einen Karren geschlossen, und mußte, mit seinem langen Flor auf dem Huthe, drey Wochen auf einer öffentlichen Straße, wo die Dorfsleute täglich vorbey giengen und fuhren, bey Wasser und Brod schanzen, dann dem Schulzen abbitten und viele Unkosten zahlen. “

Rich. Hätte er denn nicht diese oder eine ähnliche Strafe leicht voraus sehen können?

A. Ja.

Rich. Ist es denn nun vernünftig, etwas zu thun, was einem zuverläßig Strafe und Schande zuzieht?

A. Es ist unvernünftig.

Rich. Halsstarrige Menschen sind indeß so. Sie bestehn auf ihrem Kopfe, ohne alle Ueberlegung, wie die Sache noch ausgehen werde. Erst wenn sie in ihren bittern Schaden mit Gewalt hineingerennt sind, erst dann erwachen sie aus dem Rausche. — Nicht selten verführen sie auch Andre durch ihr böses Beyspiel. Wen verführte denn Matz?

E. Seine Vettern und Baasen.

Rich. Und was geschah diesen?

B. Sie wurden gleichfalls gestraft.

Rich. Und wem gaben sie nun die Schuld?

B. Dem Anstifter.

Rich. Half sie das aber etwas?

H. Nein.

Rich. Wenn also jemand uns mit dem Beyspiele der Widerspännstigkeit gegen unsre Vorgesetzten vorgeht, müssen wir folgen?

H. Nein, wir müssen nicht folgen.

Rich. Schlagt auf: Spr. Sal. 1, 10.

H. „Wenn dich die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht; denn ihr Herz trachtet nach Schaden und ihre Lippen rathen zum Unglück."

Rich. Sey nicht halsstarrig, heißt es am Schlusse der Numer, die wir gelesen haben, denn man kann dergleichen Leute bald zwingen, und Unkosten, Schimpf und Schande sind ihr gewöhnlicher Lohn.

Salomo

Salomo hat also wohl recht, wenn er im 8ten Verse des 10ten Kapitels seiner Sittensprüche sagt.... Schlagt die Stelle doch auf!

K. „Wer weise von Herzen ist, nimmt die Gebote an; der aber ein Narrenmaul hat, wird geschlagen."

Rich. Und welche Lehre Sirachs können sich besonders die Leute, die dem bösen Beyspiele solcher Widerspännstigen folgen, zu Herzen nehmen? Sie steht Sir. 32, 21.

H. „Ein Gottloser läßt sich nicht strafen und weiß sich zu behelfen mit andrer Leute Exempel in seinem Vornehmen."

Rich. Schützt ihn aber das Exempel Andrer gegen die Strafe?

H. Nein.

Rich. Und wie verächtlich muß nicht ein Mensch Jedermann vorkommen, der so großprahlerisch seinen Vorgesetzten Trotz geboten hat, und nun auf einmal so geschmeidig unter das Joch kriecht. Denkt euch z. E., wie Matz über die Obrigkeit fulminirt, dem Schulzen und dem Beamten Grobheiten über Grobheiten sagt, und Angesichts des ganzen Dorfs den obrigkeitlichen Befehlen Hohn spricht; gleich darauf aber mit dem langen Flor auf dem Huthe, an einen Karren geschlossen, auf der öffentlichen Strasse Steine fährt !! Wie er vor jedem Vorübergehenden sich wird geschämt haben, und wie manche Spötterey hinter seinem Rücken vorgefallen seyn mag!

Aber nun eine Frage, liebe Kinder! Wär' es denn nicht besser, die Obrigkeit ließ es in solchen Dingen, durch welche doch die öffentliche Ruhe nicht gestört wird, gehn wie es geht, bis die Leute selbst so gescheid werden?

J. Nein.

Rich. Warum nicht?

J. Die Leute würden vielleicht in hundert Jahren nicht so gescheid.

Rich. Wir haben ein neues Gesangbuch schon seit mehrern Jahren. Wer hat denn die Einführung befohlen?

B. Die Herrschaft.

Rich. Hat denn nicht die Gemeine darum supplicirt?

B. Nein.

Rich. Also hat niemand ein beßres Gesangbuch gewünscht?

J. Einige wohl; aber die wenigsten.

Rich. Und auch die, welche es gewünscht haben, waren die wohl so eifrig daran, daß sie es hätten dazu zu bringen gesucht?

C. Nein.

Rich. Warum trieben sie doch nicht besser daran?

J. Sie haben wohl gemeynt, sie bekämen mit dem Andern Verdruß.

Rich.

Rich. Mit dem Anfange des kommenden Jahrs sollen auch bey uns, wie schon hier und da geschehen ist, die Feyertage zum Theil in Werktage verwandelt werden. Ist das wohl allen Leuten im Dorfe recht?

G. Nicht allen.

Rich. Einige, das weiß ich gewiß, sind indeß froh mit der Verordnung; würden diese aber bey der gnädigen Obrigkeit darum gebeten haben?

K. Nein.

Rich. Ihr seht also, daß die meisten guten Anstalten befehlsweise von der Obrigkeit zu Stande gebracht werden müssen Schöner und besser wäre es freylich; die Unterthanen vereinigten sich selbst über gute Einrichtungen und bäten nur bey der Obrigkeit um Beystimmung. Das ist aber ein so seltener Fall, daß man wirklich nicht darauf warten kann. — Ich war Willens, liebe Kinder, heute mit euch besonders von der Abstellung der Feyertage zu reden; aber da fand ich unter meinen Schreibereyen eine Geschichte, die euch vielleicht lieber und lehrreicher ist, als ein Gespräch. Ich will sie euch vorlesen, und wer sie abschreiben will, kann sie mit nach Hause nehmen und statt der sogenannten Schrift aufweisen.

Die Geschichte ist überschrieben:

Kilian Buckel;
oder
die abgestellten Feyertage
zu Dunkelhausen. *)

Graf Reinhard von Rosenfeld war in der ganzen Gegend als ein wunderlicher Herr bekannt, weil in den ersten Jahren seiner Regierung selten drey Monathe vergiengen, in denen er nicht eine Neuerung vornahm. In der Nachbarschaft erzählte man alle Wochen ein neues Mährchen von ihm, und manche Leute wußten gewiß, daß es bey der neuen Ordnung der Dinge keine zehn Jahre gut thun könne. Der Eine Neuigkeitskrämer ließ das gräfliche Schloß stürmen; der Andre den Grafen flüchten gehn u. s. w. Nur in der Grafschaft

*) Ich lasse diese Erzählung aus den fliegenden Volksblättern deßwillen hier abdrucken, theils, um zu zeigen, wie sie bey schicklichen Veranlassungen, auch in Schulen gebraucht werden können und meiner Absicht nach gebraucht werden sollen; theils aber und hauptsächlich um die Leser dieser Catechisationen, denen iene erst angefangene Sammlung von Flugschriften fürs Volk noch nicht bekannt ist, darauf aufmerksam zu machen. Vielleicht findet sich hie und da ein geschickter Schullehrer, der mich mit einem zweckmäßigen Beytrage unterstützt und dazu durch diese

Grafschaft selbst wußte man von dem allen kein Wort. Zwar gab es bey jeder Neuerung unzufriedne Schwärmer, welche die Faust in den Sack machten, und sich Mühe gaben, auch die friedlichen Bürger aufzuwiegeln; aber nach etlichen Monaten war gewöhnlich der Unwille verbraußt, und nach Jahr und Tagen war man mit der neuen Einrichtung vollkommen zufrieden, weil man einsah, daß Graf Reinhard nie ohne Ueberlegung, und jedesmahl aus guten Absichten handelte.

Am anstössigsten für die ganze Grafschaft und ihre frommen Nachbarn war, indeß die Abstellung der meisten

Probe aufgemuntert wird. Ich merke zu dem Ende an, daß die Sammlung der oben erwähnten Flugschriften die Absicht hat, die elenden Wische zu verdrängen, welche auf Jahrmärkten, und vor den Thüren vertrödelt werden. Die einzelnen Stücke werden daher auch einzeln verkauft und jedes machet ein Ganzes für sich aus. Fast alle sind mit Holzschnitten geziert und das ganze Unternehmen ist eine Nachahmung einer ähnlichen Sammlung, welche in England (unter dem Titel: Cheap Repository for Moral and Religious Tracts) schon seit 2 Jahren heraus kommt. Beyträge (die jedoch nicht über 1 1/2 bis 2 Bogen stark seyn dürfen) können an die Lübeckische Hofbuchhandlung in Bayreuth, welche die Sammlung verlegt; oder auch an mich, den Herausgeber geschickt werden.

Schlez.

meisten Feyertage gegen das Ende der siebziger Jahre. Die Scheinheiligen und Faulenzer seufzten, daß man in so kriegerischen Zeiten (es schien eben ein hartnäckiger Krieg zwischen Oesterreich und Preussen auszubrechen) Feyertage abschaffe, statt daß man deren noch etliche mehr verordnen sollte. Die Dienstboten drohten davon zu laufen; Die Bäcker und Wirthe beklagten den schönen Verdienst an den sonst gewöhnlichen Feyertagen; die Schulmeister jammerten über den neuen Zuwachs von Lehrstunden und beneideten die guten Tage ihrer Pfarrer. So hatte jeder seinen eigenen Grund zur Unzufriedenheit; alle aber stimmten darin überein, daß man lieber bey dem gottseligen Gebrauche der Nachbarschaft hätte bleiben sollen.

Am aufgebrachtesten in der ganzen Grafschaft war Meister Kilian Buckel zu Dunkelhausen, ein Schuhmacher seiner Profession, der aber sein Handwerk so stattlich erlernt hatte, daß ihm selten unter einem ganzen Duzend ein einziger Schuh nach dem Fuße gerieth. Zum Glücke hatte er ein kleines Bauerngüthchen, das ihn nothdürftig ernährte, wiewohl er sich zu seiner Bauerey, die er mit einer Kuh und einem Stiere betrieb, nicht viel geschickter anstellte als zu seinem Handwerke. Sein größester Stolz war die Schriftgelehrsamkeit, in welcher er's, seiner Meynung nach, sehr weit gebracht hatte, weil er eine Menge Bibelsprüche verkehrt auslegen und anwenden konnte. Diese Schriftgelehrsamkeit kam ihm denn besonders zu Statten, um die Unrechtmäsigkeit der Abstellung der Feyertage zu beweisen. Am überlästigsten war er

damit

damit seiner Marie, einer gescheiden und wackern Frau, in deren Augen seine vorgebliche Gottesfurcht nichts als häßliche Pharisäerey war. Wenn du Gott so lieb hättest als die Feyertage, sagte sie oft zu ihm, wie könntest du mir und unserm Kinde um jede Kleinigkeit fluchen? Bey dir heißt es wohl recht, wie die Schrift sagt: "mit einer Zunge loben wir Gott den Vater; und durch sie fluchen wir den Menschen, nach dem Bilde Gottes gemacht"; aber den Spruch führst du niemals an. So ungern indeß Marie seine Feyertags-Diskurse anhörte: so war doch das Schelten über die Feyertags-Abschaffung nunmehr ihre tägliche Unterhaltung.

Bedenk' doch, Alter, sagte einmahl Marie, daß die Feyertage nur Menschenwerk sind und also von Menschen wieder abgeschaft werden können. Hast du denn gar nichts davon behalten, was unser Herr Pfarrer darüber gesagt hat?

Auch unser Herr Schulmeister (fiel Martin, sein zwölfjähriger Junge, ins Wort) sagte: daß man vor Alters keine Feyertage gehabt habe, als: Weihnachten, Charfreytag, Ostern, Himmelfahrt und Pfingsten*), und diese hätte ja der Herr Graf auch nicht abgeschaft.

Daß

*) So war es 300 Jahre nach Christi Geburt zu den Zeiten des ersten christlichen Kaisers, Constantins des Großen. 800 Jahre nach Christi Geburt bestättigte Carl der Große einige neue Feyertage, zu denen in der Folge noch mehrere hinzugefügt wurden.

Daß dich der Henker mit deinem Schulmeister! schrie Meister Buckel. Bleibe zu Jericho, bis dir der Bart wächst, du Gelbschnabel! Ich halte mich an Gottes Wort: Gedenke des Feyertags, daß du ihn heiligest.

Aber, lieber Kilian, versetzte Marie, Mose konnte doch wohl da die Apostel- und Marientage, und das Dreykönigsfest nicht meynen. —

Kilian Buckel. Freylich wohl nicht! Aber ich denke: die heiligen Apostel, und die Jungfrau Maria wären der Feyertage tqusendmahl werth.

Marie. Wer leugnet denn das? Aber bedenke nur daß wir weit mehr Feyertage haben würden, als Tage im Jahre, wenn wir allen heiligen und verdienten Menschen zu Ehren ein Fest halten wollten. Feyern wir doch auch das Kilianusfest nicht, wenn gleich dein Namenspatron Kilian zuerst in Franken das Christenthum gepredigt und sein Leben dafür gelassen hat.

Kilian Buckel. J, was mit deinem Kilian? Wer kann allen frommen und heiligen Leuten ein Fest halten? Aber die zwölf Apostel, und der Täufer Johannes, und die Jungfrau Maria und die heiligen drey Könige und der grüne Donnerstag machen keine 365 Feyertage.

Marie. Und doch immer für unser einen zu viel? Nimm nur einmahl an, der Graf soll 18 Feyertage abgestellt haben, wie uns das in der Nahrung so wohl thun wird! Du kommst nun alle Jahre 18mahl weniger ins Wirthshaus, das macht wenigstens 3 Gulden

den Ersparniß. Du verdienst dafür allemahl, eins ins andre gerechnet, 20 Kreuzer. Drey mahl 20 Kr. macht 1 fl. (zählt an den Fingern:) 3—6—9—12—15—18 macht netto 6 fl. Meinen Verdienst will ich nur halb so hoch anschlagen, also 3 fl. Sieh lieber Kilian, das macht zusammen 12 fl. Und unser Martin soll nur einen einzigen Gulden erwerben — das macht alle Jahre 13 Gulden rheinisch, und fürs ganze Dorf ein Capital von mehr als anderthalb tausend Gulden. Bedenke doch, wie wohl uns das Geld thun wird!!

Kilian Buckel. Da muß ich wahrlich mit dem heiligen Petrus ausrufen: daß du verdammt werdest mit deinem Gelde! Willst du dich denn mit Geld in den Himmel hinein kaufen?

Marie. Das will ich nicht und kann ich nicht: aber hoffentlich wirst du dich doch auch nicht in den Himmel hinein feyern wollen? — Meynst du denn, die Feyertage machen uns selig?

Kilian Buckel. Ja wohl, ja wohl! Wie viele tausend Vater Unser bleiben nun unter Wegs! und wie viele gottselige Lieder! und wie viele erbauliche Predigten! ...

Marie. Und wie viele Saufereyen, und Schlägereyen und Patschereyen, und Flüche, und betrügliche Spiele, und Kaufhändel, die nichts taugen! .. Geh mir mit deiner Feyertags-Gottseligkeit! Ich dächte, du wüßtest ein Liedchen davon aus eigner Erfahrung zu singen.

Bey diesen Worten braußte Meister Buckel gewaltig auf; denn seine meisten dummen Streiche und

Liederlichkeiten pflegte er wirklich an Feyertagen zu begehn; aber ehe er noch seinen Grimm halb ausgeschüttet hatte, ward er durch seinen Leibjuden Itzig unterbrochen, der eben in die Stube trat um die Ankunft der neuen Kuhe zu melden, die Meister Kilian unlängst, ohne Vorwissen seiner Frau, eingetauscht hatte. Marie war über der Nachricht gewaltig betroffen. Was habt ihr wieder für Händel? fragte sie. Was soll ich mit einer andern Kuh? Eine schlechtere wieder einhandeln gegen eine beßre, und obendrein Geld aufgeben? — Nach einigen Zänkereyen ergab sich's denn, daß Meister Buckel den Handel am vergangnen Walpurgis bey einem christlichen Räuschgen im Wirthshause geschlossen hatte. Siehst du? sagte Marie, hättest du dich nicht dem Feyertage zu Ehren betrunken; so hättest du wohl den Kuhhandel unterlassen; oder wärst vielmehr gar nicht ins Wirthshaus gekommen. Durch Bitten und Drohen brachte sie's endlich dahin, daß der Jude einen Thaler Neukauf nahm, und mit seinem schlechten Stücke Vieh wieder abzog. — Ach, lieber Kilian, sagte nun Marie zu ihrem Manne, wie viel hast du schon an Feyertagen vertrunken, verspielt und verschachert! Wie selten hast du so was an Sonntagen gethan; Aber da denkt man, der Feyertag ist nicht so heilig, als ein Sonntag; man glaubt da schlechterdings in das Wirthshaus, oder auf einen Markt laufen zu müssen; man denkt, daß die Feyertage recht eigentlich zum Zechen und Haßliren gemacht seyen, und so kommt denn ein nichtstaugender Streich um den andern ans Brett.

Das kann alles an Sonntagen eben so wohl geschehn! sagte Meister Kilian ganz gelassen.

Wohl freylich kann's auch geschehn, erwiederte Marie; die meisten Leute haben aber doch zu viel Respect vor den Sonntagen, und die Polizey ist da auch strenger.

Ich weiß schon, daß du keinem Menschen die liebe Ruhe gönnst — brummte Kilian in den Bart.

Ei, nur zu gern —, so gern als mir selbst, versetzte Marie; mich dünkt aber, wer alle Wochen Einmahl einen ganzen Tag ausruht, arbeitet sich wirklich nicht todt; und wer in den Sonntagspredigten, in den Kinderlehren und Betstunden hübsch aufmerkt und darnach thut, wird auch ohne Feyertage gescheid und gut und selig werden.

Meister Kilian, froh, daß das Gespräch von dem Kuhhandel abgekommen und wieder auf die Feyertage gefallen war, machte dießmahl eine Ausnahme von seiner sonstigen Gewohnheit, indem er seine Marie ausreden ließ, ohne sie mit Bibelsprüchen und Schmähworten zu unterbrechen.

Marie fuhr fort: Sage mir aufrichtig: ist's nicht manchmahl mit den Feyertagen eine wahre Last? Da kommen ihrer zuweilen 3 und 4 hinter einander. Die meisten Leute werden des Kirchengehens darüber so satt, daß sie vor Uiberdruß gähnen; und so lange sollte man doch wirklich nicht singen, und beten und predigen, bis es einem zu wider wird. — Auch die beste und nahrhafteste Speise schmeckt einem nicht mehr, wenn man sie zu oft bekommt: Nicht anders ist's

mit dem Kirchengehn! Wie wohl thut einem die Ruhe, wenn man sechs Tage gearbeitet hat! und wie verdrießlich wird einem das Feyern, wenn es 3—4 Tage fort währt! Wie gern geht man in die Kirche, und wie wohl thut einem eine lehrreiche und tröstliche Predigt, wenn man alle acht Tage nur eine hört; aber nicht so, wenn des Kirchengehns zu viel ist. —

Und dann denk' einmahl, wie groß oft der Schaden in der Saatzeit, in der Heu- und Getraide-Aernte für ein Dorf wird, wenn üble Witterung und Feyertage zusammen treffen! Oft könnte man sein Feld gar bestellen, und seine Sachen trocken und gut heimschaffen; aber da kommt ein Feyertag dazwischen und dann fällt üble Witterung ein, die oft einen Schaden von vielen hundert Gulden fürs Dorf macht. Wie hart gehts einem oft wegen der Feyertage mit der Viehfütterung! Da weiß man oft nicht...

I, so schaffe meiner wegen auch den Sonntag ab, du Plaudertasche! fiel Meister Buckel ins Wort, der sich unterdessen auf seinen Drehstuhl gesetzt und einen alten Schuh in die Reparatur genommen hatte.

Marie, die sich nun scheute, die Predigt weiter fortzusetzen, brach ab. Ihr Eheherr aber blieb nach wie vor auf seinem Glauben.

Der dritte Pfingsttag war nun der erste Feyertag, der eingieng. Meister Kilian eilte, des Morgens ein Lied mit heller Stimme zu singen und so laut als möglich seine Predigt zu lesen. Dann aber stellte er sich in seinen Feyertagshosen und in dem neuen scharlachenen Brustlatze unter die Hausthüre, schmauchte

sein

fein Pfeifchen und rief allen Leuten, die zu Feld giengen, zu: viel Glück zur Arbeit!

Dieß sagte er mit einem Tone, der deutlich zu verstehen gab: Gott wird euch schon strafen, ihr Sabbathsschänder! Ohne Zweifel würde Meister Buckel seine nachmittägige Hausandacht mit einer Wirthshausandacht vertauscht und den langweiligen Pfingstdienstag bey einer Kanne Wein gefeyert haben, zum Unstern für ihn, war aber dießmahl das ganze Dorf klüger als er. Das Wirthshaus war so leer wie an einem Bußtage, und alle Weinberge wimmelten von fleißigen Menschen. Welche Kurzweil hätte er sich demnach in der Schenke versprechen können?

Was Wunder also, wenn er sich fest vornahm, den nächsten Feyertag in einem benachbarten Orte, ausserhalb der Grafschaft, kurzweiliger zu begehn? — Das hielt er auch am nächstfolgenden Johannistage redlich und ehrlich. Bey guter Zeit warf er sich in seinen beßten Sonntagsstaat, und rief dann seine Cameraden, mit denen er eine gottselige Wallfahrt nach Hammelhofen verabredet hatte, zusammen. Der Ort war über zwey Stunden von Dunkelhausen entlegen. Um mehr als die Hälfte näher lag ein andres ausherrisches Dorf, wo man den Feyertag eben so gut begieng; aber in Hammelhofen wohnte ein Wirth, der im ganzen Umkreise wegen seines guten Milchbrods, Sauerbratens und gerechten Getränkes berühmt war. Meister Buckel und seine Gesellschafter, die mehr von der Zech- als Heilsbegierde nach Hammelhofen gelockt waren, hatten also kaum durch die Spruchreiche und gedankenleere

Predigt des dasigen Pfarrers für ihren unsterblichen Geist gesorgt, als sie auch darauf bedacht waren, durch Sauerbraten und Firnewein eine noch zärtlichere Sorgfalt für ihren sterblichen Leib zu beweisen. Sie ermangelten nicht über Tisch die gewaltige Stimme des Herrn Pfarrers von Hammelhofen und den geistreichen Inhalt seiner Predigt hoch leben zu lassen, dagegen aber ihren Pfarrer zu vermaledeien, der auch nicht ein einziges Wort zu Gunsten der lieben Feyertage bey dem Grafen gesprochen habe. So gab ein Wort das andere bis der Mittag vorüber war. Man hielt nun für gut, auch bey der Nachmittagskirche zu bleiben, zumahl, da eben ein gewaltiges Gewitter über die Gegend von Dunkelhausen daher zog. Wirklich war kaum die Bethstunde vorüber, als in Hammelhofen ein so fürchterliches Hagelwetter begann, wie sich dessen der älteste Mann nicht erinnerte. Die ganze Fluhr lag binnen einer halben Stunde wie ein Treschtennen. Auf einem ganzen Morgen Land stand oft kein gerades Halm mehr; die Bäume waren wie Reisig entblättert; die Gartenpflanzen lagen in Stücke zerhackt, und die Wetterseiten der Häuser hatten wenig ganze Scheiben behalten.

Groß war das Jammern und Wehklagen der Einwohner. Ja so gehts, so gehts! sagte Kilian Buckel ganz bedenklich zu seinen Cameraden. Da muß wohl der Unschuldige mit dem Schuldigen leiden! Kurz er bewieß sonnenklar, daß dieser Hagelschlag nichts anders als ein Strafgericht Gottes über die Grafschaft Rosenfeld sey, wobey denn die armen unschuldigen

Angrenzer, mit leiden müßten. Er bewieß das auf folgende Art: erstlich, sagte er, konnte man deutlich sehen, wie das Wetter sich gerade über die Grafschaft zusammen zog; zweytens, kam es gerade an dem ersten abgesetzten Apostelтage; drittens: so erschrecklich wie wir alle noch keines erlebt haben. Wie muß es erst in der Grafschaft aussehn!! Da wird wohl recht erfüllt was beym Haggai steht: ich plagte euch mit Dürre, Brandkorn und Hagel in aller eurer Arbeit; noch kehret ihr euch nicht zu mir, spricht der Herr. — Er verglich den Wetterschaden mit der siebenden Plage Aegyptens und seinen Grafen mit dem Könige Pharao. Nun geht hinaus, sagte er mit bitterm Lächeln, und macht wieder Heu am Feyertage! Geht hinaus und schneidet und sammelt am Feyertage, wenn ihr was zu schneiden und zu sammeln habt! Leset eure Weinberge am Feyertage ab, wenn noch ein Härling daran ist! — Mit dergleichen Reden brachte er seine Gesellschafter so sehr in Harnisch, daß sie fest entschlossten waren, am nächsten Petri und Pauli-Tage einen Auflauf anzufangen, woferne der Pfarrer nicht dem Grafen zu Trotz predigen und den alten Feyertag wider begehn würde — Unter dergleichen erbaulichen Gesprächen waren sie über die Hammelhöfer Markung gekommen. Zu ihrem nicht geringen Erstaunen fanden sie, daß an der Grenze der Wetterschaden schon unbeträchtlicher war, und ihr geringer Verstand schien stille zu stehn, als sie in dem gräflichen Gebiete kein zerknicktes Halm bemerkten. Kilian Bückel suchte zwar begreiflich zu machen, daß Gott vielleicht

leicht der Grafschaft nur von ferne habe zeigen wollen, was über sie noch ergehen würde. Geschieht das am grünen Holz, sagte er, was will am dürren werden? — Seine Cameraden aber schienen vor Freuden über die unerwartet angenehme Entdeckung gar nicht mehr auf Meister Kilians Predigt zu merken. Mir kommts vor, sagte einer, wie wenn du froh wärst, wenn das Wetter bey uns noch ärger gehaußt hätte als in Hammelhofen, damit nur deine Weissagung zuträfe. Meister Buckel aber kam über dem Vorwurfe so sehr in Unmuth, daß er sich, noch ehe sie ins Dorf kamen, mit der ganzen Gesellschaft entzweyte. Auf der Markung fanden sie alles heiter und froh. Nicht ein Tropfen Regen war gefallen und hundert Hände waren geschäftig, das schönste Heu nach Hause zu schaffen. Einige von Kilians Gesellschaft nahmen sich vor, am nächsten Feyertage klüger zu seyn, und nicht wieder Zeit und Geld in Hammelhofen zu verlieren. Nur Meister Kilian blieb vest auf seinem Entschlusse, bis ins Grab an keinem abgestellten Feyertage zu arbeiten.

Am Tage Petri und Pauli gieng er daher, weil niemand sich anschloß, ganz allein auf das nächstgelegene Dorf in die Kirche, mit Hinterlassung des ernstlichen Gebots an Weib und Kind: an dem heiligen Tage ja keinen Streich zu arbeiten. Kaum aber war Meister Buckel über den Weg, als Marie mit ihrem Martin sich aufmachte, eben so, wie andre gescheide Leute, an die Arbeit zu gehn. Auf ihrer Grundwiese lag Heu, das nur noch des letzten Wendens bedurfte.

Komm,

Komm, Martin, sagte sie, der Vater kehrt doch nicht vor Abends nach Hause. Indeß machen wir das Heu gar dürre, und ich und du führen es mit einander nach Hause. Martin, stolz darauf, den Wagen allein führen zu dürfen, war in Gesellschaft der Mutter gewaltig an der Arbeit. Aber eben da sie am beßten daran waren, kam Meister Kilian von der Predigt zurück. Das verschloßne Haus schien ihm gleich eine böse Vorbedeutung. Ohne umzufragen eilte er nach der Grundwiese, und — welch ein Anblick! — Weib und Kind standen da und waren so werktäglich geschäftig, daß der fromme Vater mehr flog als gieng, um seinen ungehorsamen Sohn unverzüglich, und dann auch die Mutter gebührend zu strafen. Martin ließ vor Schrecken den Rechen (die Harke) fallen, als er den Vater gewahr wurde; dieser aber griff ihn unbarmherzig beym Schopfe, und thürangelte, trotz der wehmüthigen Fürbitte der Mutter, so lang auf ihn los, bis der Arm ihm ermüdete. Gleiches Schicksal hatte er auch seiner Frau zugedacht; aber die zu Hülfe eilenden Leute rissen sie auseinander. Indessen mußten doch Frau und Kind, von seinen Schmähungen und Vorwürfen begleitet, unverzüglich nach Hause. Wer noch Heu auf den Wiesen hatte, brachte es glücklich ins Trockne, nur Meister Kilian ließ das Seine, den beiden Aposteln zu Ehren, auf Haufen. In der Nacht aber fiel ein heftiger Wolkenbruch. Marie weinte vor Jammer als sie den Platzregen hörte. Siehst du nun, was du wieder angestellt hast mit deinem Unsinne? sagte sie zu ihrem Manne hinter dem

grünen Vorhange. Nun weiß der Himmel wenn wir unser Heu trocken bringen, und wie schlecht es werden wird! — Aber mit dieser Sorge kam Marie in jedem Betrachte zu spät. Am Morgen fand sich keine Handvoll mehr auf der Wiese. Alles war von dem ausgetretenen Bache, der neben der Grundwiese lief, fortgeschwemmt, und die Wiese selbst zur Hälfte so sehr mit Kieß überführt, daß auch wenig Grummet für dießmahl zu hoffen war.

Marie schlug die Hände über dem Kopfe zusammen. Meister Kilian aber, der wahrscheinlich auf ein Wunder vom Himmel zum Beßten seines Heues gehofft hatte, stand wie versteinert. Ach Gott! ach Gott! schrie Marie, warum muß ich für den Unverstand meines Mannes so hart büssen? Ach du hartnäckiger Mensch! — Da siehst du nun, wie es den Leuten geht, die sich aller Vernunft widersetzen. Das ganze Dorf hat sein Futter glücklich heimgebracht, und wir allein sind durch deine Schuld unglücklich. Da muß wohl recht der Unschuldige mit dem Schuldigen leiden! Ach ich arme, unglückliche Frau!!

Unter solchen Wehklagen und Vorwürfen, bei welchen Meister Buckel so stumm blieb als ein Fisch, gieng es ins Dorf zurück. Ihr Weg führte gerade vor dem Pfarrgarten vorüber. Guten Morgen, Meister Kilian, guten Morgen Marie! rief der Pfarrer dem Ehpärchen zu. Nun wie stehts auf dem Felde? Mein Gärtchen, Gottlob! hat wenig gelitten. — Aller Leute Heu, versetzte Marie, liegt im Trocknen, und das Meinige ganz allein im Wasser. Ei, wie kommt das? Ihr habt

schon ehvorgestern gemäht — erwiederte der Pfarrer: Marie begann nun unter vielen Thränen ihr Schicksal zu klagen, und immer dazwischen zu bemerken, daß der Schade an ihrem Heu nichts anders, als ein Strafgericht Gottes über ihren Mann sey. — Es ist kein besonders Strafgericht Gottes, sagte der Pfarrer. Es ist nichts als natürliche Folge von einem irrigen Begriffe, welchen Meister Kilian von dem Nutzen und von der Nothwendigkeit der Feyertage hegt. Ich weiß, er hat auch mich über der Feyertagsabstellung geschmäht; aber ich war ihm nicht gram darum, weil ich wußte, daß er's nicht so böse meint. Mit der Zeit, dachte ich, wird er sich schon beklügen, wenn gleich jetzt die Gründe noch nicht verfangen — und seht, der Himmel scheint sich ins Mittel geschlagen zu haben. Meister Kilian wird nun auf Einmahl aufhören über die Verordnungen unsers Herrn Grafen zu schelten; wird einsehen, daß es auch mit der letzten, ihm so anstössigen Verordnung, gut gemeynt und wohl gethan war; wird künftig an Feyertagen desto fleissiger seyn; nicht mehr so oft in das Wirthshaus gehn; sich nicht mehr betrinken; das verderbliche Kartenspiel sich abgewöhnen; nicht mehr so gerne schachern, und mit seiner Marie so friedlich und schiedlich leben, als einer im Dorfe. — Ist das nicht mehr werth als ein paar Fuhren Heu?.... Aber warum steht Er so stumm da, Meister Kilian? will Er das etwa nicht?.

Ach ja! versetzte dieser, und die Thränen liefen ihm die Wangen herab. — Die Feyertage haben mich leider! weder gescheid noch fromm gemacht — nun soll

soll mich ihre Abstellung weiser und besser machen? Verzeihen Sie mir nur, lieber Herr Pfarrer! ... verzeih mir liebe herzgute Marie! sagte er, indem er beyden die Hand bot — aber vor Schaam wandte er sich ab, und gieng eilends nach Hause. — Der Pfarrer ermahnte seine Marie, ihm nun wegen des Heues keine Vorwürfe zu machen, und gegen ihn doppelt freundlich zu seyn, um ihn nicht durch Vorwürfe von dem guten Wege, worauf er zu seyn schiene, wieder abzubringen. — Sie that es. Kilian schien von der Zeit an ganz umgewandt. Von seiner geistlichen Spruchsprecherey hörte man selten etwas; aber er that um desto eifriger das Gute; gewöhnte sich an Fleiß und Sparsamkeit; in Saufgelagen sah man ihn nie mehr, und mit seiner Marie lebte er in herzlicher Eintracht. Freylich gieng das nicht alles auf Einmahl; aber er bemühte sich doch allmählig besser zu werden, und da ihm sein Pfarrer mit Rath und That beystand: so gelang es ihm um so gewisser. Er wurde binnen 15 Jahren ganz Schulden frey. Sein Martin erlernte das Handwerk bey einem geschickten Meister, und kam nach einer sechsjährigen Wanderschaft als ein ehrenbraver Bursche zurück. Meister Kilian übergab ihm sein Haus; machte sich ein Leibgeding, und starb erst im ehvorigen Jahre in den Armen seiner Marie, von ihr, von seinem Sohne, von dessen Frau und von allen wackern Leuten des Dorfes herzlich beweint.

Dreyßigste Katechisation.

Ueber falsche Eidschwüre, besonders über die, bey denen man etwas im Sinne behält. (Von den sogenannten reservationibus mentalibus.)

(Kinderfreund, 2ter Th. Nr. 68.)

Der gewissenlose Wittwer.

Ein Wittwer hatte zwey Kinder, und wollte wieder heyrathen, aber keine andere, als eine reiche Braut. Endlich fand er eine, die ihn mit der Bedingung nehmen wollte, wenn er zwey hundert Thaler baar Geld hätte. Er für sich hätte nun nicht so viel; sondern, um so viel zu erlangen, beschloß er, seine Kinder um einen Theil ihres mütterlichen Vermögens zu betrügen. Das that er, und vergrub, mit Hülfe seiner Braut, des Abends vorher, als er bey den Gerichten Richtigkeit mit seinen Kindern machen, und den Nachlaß seiner verstorbenen Frau beschwören sollte, hinter dem Dorfe einen Beutel mit hundert Thalern. Denn er glaubte thörichter Weise: Nun könnte er sicher

schwören daß er nichts mehr hätte, als was er angäbe, weil er doch nichts mehr im Hause hätte. Aber als er geschworen hatte, und nun sein Geld wieder holen und Verlöbniß halten wollte, da war das Geld fort; denn ein im Backofen liegender Bettler hatte durch die Thüre zugesehen, und war des Nachts mit dem Gelde davon gegangen. Er lief eiligst zu seiner Braut, und glaubte, sie hätte es im Scherz weggenommen; als sie es aber läugnete, ward er unwillig, und sie geriethen in den heftigsten Streit, der sich mit großer Verbitterung endigte. Sie wollte ihn nun nicht heyrathen, sondern verklagte ihn, weil er sie eine Diebin gescholten und gar geschlagen hatte; er aber ward, als die That bekannt wurde, wie ein meineidiger Betrüger, und sie als eine Theilnehmerinn an dem Betruge, gestraft.

Geitz führt zu Lastern.

Unrecht Gut gedeyet nicht.

Wer Unrecht säet, wird Mühe und Verdruß ärnten. Sir. 19, 19. 21, 2. 3. 20, 25.

Rich. Der Wittwer von dem ihr gelesen habt, liebe Kinder, wird in der Aufschrift gewissenlos genannt. Warum denn?

B. Weil er seine Kinder hat betrügen wollen.

Rich. Um was hat er sie betrügen wollen?

J. Um ihr mütterliches Vermögen.

Rich.

Rich. Und welcher Ursache willen wollte er das?

J. Weil ihn seine Braut nicht hat nehmen wollen, wenn er nicht 200 Thlr. baar Geld hätte.

Rich. Aber er mußte ja vor Amte den Nachlaß seiner Frau beschwören — Sollte er sich da nicht einer Sünde gefürchtet haben?

J. Nein.

Rich. Ich glaube Ja. Warum hätte er sonst sein Gewissen so sorgfältig einzuschläfern gesucht? — Ihr habt doch gemerkt was er gethan hat, um, seiner Meynung nach, mit gutem Gewissen schwören zu können?

B. Ja. Er vergrub 100 Thaler hinter dem Dorfe.

Rich. Wozu sollte das helfen?

J. Damit er schwören könnte: „daß er nichts mehr hätte, als was er angäbe, weil er doch nichts mehr im Hause hätte!„

Rich. War denn wohl vor Gericht die Frage davon: ob er das Geld im Hause habe oder nicht?

G. Nein — was er überhaupt hätte.

Rich. Was dachte er sich also bey dem Eidschwure hinzu, oder was für einen Zusatz behielt er im Sinne?

H. Daß er nicht mehr im Hause habe.

Rich. Liebe Kinder! Die große Sünde, welche der gewissenlose Wittwer begieng, wird von vielen tausend Menschen, sogar auch von Kindern, begangen. Geschieht es auch nicht gerade vor Gerichte: so geschieht es doch im gemeinen Leben. Ich muß euch daher die Sünde recht erklären, und euch davor ernstlich warnen; ich meyne die Sünde: da man eine

Sache beschwört, und dabey etwas im Sinne behält, oder sich etwas hinzudenkt, wovon eigentlich die Rede gar nicht, oder doch nicht allein ist.

Ich will euch die Sache durch Beyspiele erläutern.

Gesetzt es gienge die Klage: einer von euch Jungen hätte ein Thier todt oder lahm geworfen, und der schwüre nun darauf, daß er es nicht geworfen habe; dächte aber bey sich selbst: geschlagen habe ich es zwar: aber schlagen und werfen ist ja zweyerley. Ich kann also mit gutem Gewissen schwören, daß ich es nicht geworfen habe — Wäre das wohl recht?

A. Nein.

Rich. Wäre denn wohl blos die Frage davon: ob das Thier durch einen Wurf oder Schlag todt oder lahm gemacht worden sey?

C. Nein.

Rich. Was wollte man denn eigentlich wissen?

J. Wer es gethan habe.

Rich. Kann also der, welcher das Thier lahm geschlagen hat, mit gutem Gewissen schwören „er habe es nicht geworfen„?

J. Nein; denn es ist einerley, ob er es todt geworfen oder geschlagen hat.

Rich. Wenn einer von euch (wie man zu sagen pflegt) hinter die Schule gegangen wäre, und der Vater fragte ihn bey der Heimkunft: „du bist doch in der Schule gewesen?“ — und der Knabe versicherte: „Ja, ich bin in der Schule gewesen!“ dächte sich aber

dazu:

dazu: gestern, oder vorgestern, oder in der vorigen Woche? — Wäre das recht?

K. Nein.

Rich. Warum nicht?

A. Weil der Vater nicht von gestern und vorgestern, sondern von heute redete.

Rich. Wenn ein böser Streich heraus käme, den ohne allen Zweifel die Schulkinder müßten begangen haben, und einer von euch wäre im stärksten Verdachte. Ich strengte ihn an, und der beschwüre nun: daß Er es nicht gethan habe; dächte sich aber das Wörtchen allein hinzu, nämlich: ich habe es nicht allein gethan. Könnte der mit gutem Gewissen schwören?

H. Nein.

Rich. Warum nicht?

G. Weil davon nicht die Rede ist, ob er es allein gethan habe, oder ob auch andere dabey waren.

Rich. Wenn jemand als Dieb angeklagt würde, und schwüre nun einen Eid darauf: er habe dieß oder das, wovon die Rede ist, nicht gestohlen; dächte aber bey sich selbst: ich bin zwar bey dem Diebstahle Wache gestanden, und habe auch meinen Theil von dem Gestohlnen bekommen; aber selbst habe ich es doch nicht gestohlen, sondern meine Camaraden — hieße das mit gutem Gewissen schwören?

J. Nein; denn es ist nicht davon die Rede, ob er Wache gestanden, oder selbst gestohlen habe, sondern: ob er nicht Antheil am Diebstahle genommen.

Rich. Ihr versteht nun doch, liebe Kinder, was

das heise: beym Schwören etwas im Sinne behalten, oder etwas anders hinzu denken?

A – K. Ja.

Rich. Gut! Laßt uns nun hören, wie abscheulich vor Gott und der Welt dieses im Sinne behalten und überhaupt das Falsch-schwören sey.

Zuerst sagt mir: was heißt schwören?

J. Gott zum Zeugen der Wahrheit und zum Rächer der Unwahrheit anrufen. *)

Rich. Muß denn da eben der Name Gottes allemahl ausdrücklich genannt werden?

J. Nein.

Rich. Wenn du z. E. schwörst: "bey meiner Seele!„ was soll das heißen?

J. Gott soll meiner Seele nicht gnädig seyn, wenn ich die Unwahrheit sage!

Rich. Wie gewöhnlich ist nicht der entsetzliche Schwur: ich will verdammt seyn! welches eben so viel sagen will, als: bey meiner Seele! Auch hier wird Gott nicht ausdrücklich genannt; aber wer kann denn verdammen und seelig machen?

B. Gott.

Rich. So braucht man auch sehr gewöhnlich die Betheurung: wahrlich! Diese soll am Ende doch wohl so viel sagen, als: so wahr Gott lebt; oder: Gott sey mein Zeuge! — Doch genug! Schwören heißt sich auf Gott berufen, und ihn zum Richter auffordern,

*) In Gegenden wo vom Volke die Wörter schwören und fluchen verwechselt werden, muß der Lehrer den Unterschied zeigen.

dern, der Schwur mag nun ausgedrückt seyn wie er will. Auch macht es den Schwur nicht unkräftiger, wenn man die Wörter falsch ausspricht, wie wohl manche Leute thun. Auch nicht, wenn man bey etwas anderm als bey Gott schwört, wie z. E. „der Bissen Brod soll mir zur Galle werden! u. s. w. "denn: ihr sollt nicht falsch schwören, weder bey dem Himmel; denn er ist Gottes Stuhl; noch bey der Erde; denn sie ist seines Fußes Schemel ꝛc. Matth. 5. 34 ff. — Alles das heißt am Ende doch nichts anders, als: Gott zum Zeugen und Rächer aufrufen.

Nun sagt mir, was würde ich wohl von einem Kinde denken müssen, das öfters die Schule versäumte und gleichwohl so unverschämt wäre mich zum Zeugen aufzuruffen, daß es alle Tage und zur rechten Zeit gekommen sey?

J. Sie würden das Kind für recht unverschämt halten.

Rich. Allerdings! wer kann wohl besser als ich wissen, ob ihr täglich zur Schule kommt oder nicht, da ich alle Tage die aufschreibe, welche nicht erscheinen? — Könnte man sich also etwas dreisteres und schaamloseres als so ein Kind denken? Nun sagt, liebe Kinder, handelt nicht der, welcher fälschlicher Weise Gott zum Zeugen aufruft, viel tausendmahl dreister und unverschämter?

K. Ja.

Rich. Warum denn?

F. Weil Gott allwissend ist.

Rich. Warum noch mehr?

J. Weil er heilig und allmächtig ist.

Rich O wie entsetzlich ist der Frevel, Leib und Seele vor dem zu verschwören, der Leib und Seele verderben kann in die Hölle!! — Wie entsetzlich ist der Frevel, den Namen Gottes zu einem Betrug und Bubenstück zu mißbrauchen?—Und welch ein Laster wäre wohl einem Menschen zu groß, der Gott nicht mehr fürchtet und mit seinem Namen gleichsam Gespött treibt? Merkt, liebe Kinder, wer sich an das Lügen und Falsch-schwören gewöhnt, ist am Abgrunde alles sittlichen Verderbens. — Habt ihr nicht schon das Sprichwort gehört: wer lügt, der stiehlt auch?

C. Ja.

Rich. Das Sprichwort will eigentlich so viel sagen, wer sich auf Lügen und falsche Schwüre verläßt, der ist aller Schandthaten fähig: denn er hofft immer, sich mit falschen Schwüren oder Lügen durchzuhelfen. — Wer sich vor Gott nicht mehr scheut, vor wem sollte der sich fürchten? — Was kann man von einem Solchen erwarten??

B. Nicht viel gutes.

Rich. Ja wohl nicht viel Gutes! Weder auf seine Worte, noch auf seine Werke darf man sich verlassen. — Wenn nun Menschen, die doch lange nicht so heilig als Gott sind, schon den Falschschwörenden verabscheuen, wie abscheulich muß er erst in den Augen des heiligsten Gottes seyn? — Meynen es denn aber Alle die, welche falschschwören, oder etwas bey ihren Schwüren im Sinne behalten, so gar böse?

D. Nein.

Rich. Manche Leute bringen blos aus Scherz falche Schwüre vor. Um einen andern etwas glauben zu machen, oder ihn zum beßten zu halten, schwören sie auf ihre Unwahrheiten. Ist denn das auch sündlich?

J. Ja. Wir sollen überhaupt nicht falsch schwören.

Rich. Durch solche Scherz-Schwüre wird der Eid nach und nach geringschätzig in den Augen der Menschen. Der, welcher oft im Scherze falsch geschworen hat, thut es am Ende auch im Ernste. Er verliert Treue und Glauben, und kann im Falle der größesten Noth keinen, der ihn kennt, durch eine Betheurung überzeugen. — Er legt aber auch durch diese Scherz-Schwüre eine Geringschätzung gegen Gott an den Tag. Denn sollte wohl ein Mensch seinen Gott herzlich verehren und hoch achten, der sich bey allen Possen und Scherzunwahrheiten auf ihn beruft?

E. Nein.

Rich. Aus Ehrfurcht gegen Gott sollten wir also jeden unnöthigen und falschen Schwur unterlassen. Aber auch um des gemeinen Besten willen. Schlagt auf Ebr. 6, 6.

E. „Der Eid machet ein Ende alles Haders.“

Rich. Haltet ihr denn ein Mittel, durch welches man allem Hader ein Ende zu machen sucht, für nützlich fürs gemeine Beßte?

F. Ja wohl.

Rich. Und seht! ein solches Mittel ist der Eid. Wo man keine Beweise mehr auftreiben kann, da nimmt man, bey Strittigkeiten und Zweifeln, zu Ihm (dem

Eide) seine Zuflucht. Sollte uns nicht schon deßwillen der Eid sehr heilig seyn?

E. Ja.

Rich. Noch mehr! Bey einem Eide setzt man ein großes Zutrauen in den, der ihn schwört; daher auch nicht jeder verdächtige und verrufne Mensch vor Gericht schwören darf. Man wendet sich in Ermanglung fremder Zeugen, an sein eigenes Gewissen und setzt Gott zum einzigen Richter über ihn, weil Menschen, die nur sehen was vor Augen ist, hier über Wahrheit und Unwahrheit, über Recht und Unrecht nicht urtheilen können. Je mehr Zutrauen man aber in uns setzet, desto redlicher sollen wir seyn; und je feyerlicher man sich auf Gottes Richterstuhl beruft, desto wahrheitsliebender sollen wir zu Werke gehn. Und seht, dieses Heiligthum, den Eid, verunehret und entweihet der, welcher bey jeder Thorheit, bey jedem Scherze falsch schwört. Ja er entheiligt den Eid schon, wenn er ohne Noth schwöret, auch da wo er Wahrheit sagt. Gewöhnt euch also, liebe Kinder, wenn ihr Gott und den Eid verehret, das unnöthige Schwören nicht an; am allerwenigsten schwöret falsch, und denkt immer an die Worte eures Heilandes: „Eure Rede ...

G. „Eure Rede sey Ja, Ja, Nein, Nein; was drüber ist, das ist vom Uebel!“

Rich. Was heist das: Ja, Ja, Nein, Nein?

J. Ja, wo es wahr ist — Nein, wo es nicht wahr ist.

Rich. So wie einige zum Scherze, oder aus unüberlegter Gewohnheit falsch schwören, so thun es

andre

andre aus Gewinnsucht. Was für einen Fall habt ihr heute gelesen?

J. Daß ein Wittwer um 100 Thaler willen falsch geschworen hat.

Rich. Wie oft mag das wohl bey Theilungen und andern Gelegenheiten, wo es auf Mein und Dein ankommt, der Fall seyn! Geitz und Gewinnsucht ist eine Wurzel alles Uebels — Wer aber, liebe Kinder, kommt euch wohl schändlicher vor, der Dieb, der euch heimlich wegnimmt was Euch gehört, oder der, welcher euch durch einen Eidschwur öffentlich darum bringt?

J. Der welcher durch einen Eid uns darum bringt.

Rich. Warum?

J. Weil er nicht nur stielt, sondern auch den Namen Gottes mißbraucht.

Rich. Solche falsche Eide über Geld und Guth werden aber nicht nur vor Amte, sondern auch im gemeinen Leben oft abgelegt. Wie oft schwören Leute darauf, daß sie dieß oder das, was sie noch schuldig sind, schon bezahlt; oder daß sie nicht so viel als der andre verlangt empfangen; oder mehr einzunehmen hätten, als sie von Gott und Rechts wegen zu fordern haben! ꝛc.

Aber nicht nur aus Gewinnsucht — viel häufiger wird aus vermeintlicher Noth falsch geschworen, und diese Schwüre sind leider! unter Euch Kindern am gewöhnlichsten. — So zerbrechen manchmahl Kinder etwas, oder sie verwahrlosen etwas, kurz sie begehn etwas, das nicht recht ist, in Abwesenheit ihrer Aeltern.

tern. Was thun nun viele, wenn sie darüber zur Rede gestellt werden?

A. Sie leugnen es und schwören darauf.

Rich. Wollen sie wohl dadurch ihre unrechte Sache besser oder schlimmer machen?

D. Sie wollen sie besser machen.

Rich. Ist das auch so?

E. Nein, sie machen Uebel ärger.

Rich. Warum?

J. Weil das falsch schwören ärger ist, als das was sie angestellt haben.

Rich. Wenn man gefehlt hat, (der Fehler bestehe nun worin er wolle) so kommt gewöhnlich die Furcht vor der Strafe, oder auch vor der Schande. Um nun Strafe und Schande von sich abzuwälzen, macht man einen Versuch mit Leugnen. Findet man aber da allezeit Glauben?

G. Nein.

Rich. Wenn man nun einmahl geleugnet hat, mag man dann gerne seinen Fehler gestehn?

H. Nein.

Rich. Warum nun noch weniger als zuvor?

J. Weil man dann zwey Fehler zugleich gestehen muß.

Rich. Und welche denn?

J. Daß man den Fehler selbst begangen und überdieß auch gelogen habe.

Rich. Wodurch sucht man also seine Lüge glaubwürdiger zu machen?

J. Man schwört darauf.

Rich. So bestättigt sich denn auch hier die Wahrheit: ein Laster führt zum andern hin — Erzittre vor dem ersten Schritte, mit ihm sind schon die andern Tritte zu einem nahen Fall gethan! Glaubt ihr wohl nicht, daß die meisten, welche durch ihre Lügen es so weit gebracht haben, daß sie einen Eid schwören müssen, gern die Wahrheit gestehen möchten, wenn sie nur nicht schon so dreiste geleugnet und gelogen hätten?

C. Ja, sie würden es nun gerne gestehn.

Rich. Warum können sie sich aber nun nicht mehr überwinden, die Wahrheit zu bekennen?

C. Weil sie es zu weit haben kommen lassen.

Rich. Was thun sie nun also?

J. Sie schwören falsch.

Rich. Wenn ihr also nicht in Versuchung gerathen wollt, falsch zu schwören, wovor müßt ihr Euch hüten?

J. Vor der Lüge.

Rich. Und wenn ihr nicht zum Lügen versucht werden wollt, so müßt ihr euch vor allen Handlungen und Reden in Acht nehmen, die man nicht wohl gestehen darf und die zum Lügen Veranlassung geben. Gesetzt aber, ihr habt einmahl einen Fehler begangen — was wollt ihr da thun, wenn ihr darüber zu Rede gestellt werdet?

J. Wir wollen ihn gestehen und wieder gut zu machen suchen.

Rich. Wie heißt es in den Denkreimen, von der Pflicht immer die Wahrheit zu reden?

J. Die

J. Die Wahrheit rede stets und wag'es nie zu lügen, man kann die Menschen zwar, doch niemahls Gott betrügen.

Rich. Selbst vor Menschen gelingt es selten recht. Vor wem aber gewiß nicht?

B. Vor Gott.

Rich. Womit wollen denn nun die fälschlichen Schwörer vor diesem ihre Sache wieder gut machen?

J. Sie wollen abbitten.

Rich. Und dabey zu Christi Verdienst ihre Zuflucht nehmen. Gott soll ihnen also ihr Unrecht nicht nur verzeihen, sondern ihnen, so zu sagen, selbst dazu behülflich seyn, indem er ihnen die Erlaubniß ertheilt, seinen Namen bey falschen Schwüren zu mißbrauchen. — Sagt mir, Kinder, welcher ehrliche Mann würde wohl dabey gleichgültig seyn, wenn ein betrügerischer Mensch sich bey seinen Lügen allezeit auf ihn beriefe? Welcher König würde einen Menschen ungestraft lassen, der vor einem königlichen Amte eine Lüge folgender maßen betheuerte: wofern ich nicht die Wahrheit sage: so soll der König mich des Landes verweisen; mir Hab und Guth einziehen; oder mich Zeit Lebens in das Gefängniß werfen u. s. w. Was würde der König einem solchen Frevler thun?

J. Er würde ihn gewiß strafen.

Rich. Und Gott soll einen solchen Frevel dulden und ungestraft lassen? — Noch mehr! — Ist denn, wenn man Unrecht gethan hat, das bloße Abbitten genug?

G. Nein.

G. Nein. Man muß auch seinen Fehler wieder gut machen, wenn es seyn kann. *)

Rich. Was muß also der thun, der gelogen hat?

H. Er muß die Wahrheit sagen.

Rich. Wenn er um Gewinnes willen gelogen, falsch geschworen, und einen andern um das Seine gebracht hat?

J. So muß er wieder erstatten.

Rich. Was für einen Gewinn hätte er also von dem falschen Eide? — Keinen andern als den, sich auf eine kurze Zeit vor der Welt gerechtfertigt zu haben, um in der Folge noch mehr zu Schanden und noch strafbarer zu werden. — Laßt also, liebe Kinder! das zweyte Gebot und die Ermahnung unsers Heilandes nie aus Eurem Herzen kommen: „du sollst keinen falschen Eid thun und sollst Gott deinen Eid halten.“ Matth. 5, 33. — Hier ist auch von den Versprechungs-Eiden die Rede. Was sollen wir in Ansehung dieser thun?

K. Wir sollen sie halten.

Rich. Manche Leute versprechen etwas eidlich und sind auch fest entschlossen, ihrem Eide getreu zu seyn; aber in der Folge, wenn sie es besser überlegen, sehen sie erst ein, wie schwer dieser Eid zu halten ist; glauben deßwillen sich wieder davon frey machen zu können und werden — meineidig. — Wann und zu welcher Zeit hätten sie also die Sache besser überlegen sollen?

K.

*) Mehr darüber kommt in der 33ten Katechisation vor.

K. Vor dem Eide.

Rich. Nun aber, da sie einmahl geschworen haben, was sollen sie thun, wofern es nur immer möglich ist?

K. Sie sollen es halten.

Rich. Manche abergläubige Leute verschwören in Krankheiten eine gewisse Farbe, eine gewisse Speise ꝛc., weil sie glauben, davon werde die Krankheit nachlassen; und gewöhnlich halten sie den abergläubigen Schwur Zeit Lebens; nicht so gewissenhaft sind sie in andern und wichtigeren Dingen. Sie geloben z. E. im Unglücke dieß oder das den Armen zu geben, die oder jenen Fehler abzulegen; sie treten einen Dienst an und beschwören verschiedne Pflichten — u. s. w.; aber diese Versprechungen und eidliche Gelübde sind in ihren Augen bloße Formeln, die sie wenig achten; oder sie machen es wie jener Schiffer, der bey einem Sturme das Gelübde that, eine Kerze so dick wie seine Ruderstange in die Kirche zu stiften, wenn er glücklich entkäme. — Vater, sagte sein Sohn nach dem Sturme, Ihr habt aber eine große große Kerze versprochen! — Je nun, antwortete der Vater, eine Dreygroschenkerze wird eben die Dienste thun. —

Seht so spielen die Menschen mit den Eiden. Aber gewöhnlich empfangen sie auch schon hier ihren Lohn. Wie steht im Sirach, Kap. 23, 9—14?

K. Gewöhne deinen Mund nicht zum Schwören und Gottes Namen zu führen; denn gleichwie ein Knecht, der oft gestäupet wird, nicht ohne Striemen

men ist, also kann auch der nicht rein von Sünden seyn, der oft schwöret und Gottes Namen führet. Wer oft schwöret, der sündiget oft, und die Plage wird von seinem Hause nicht bleiben. Schwöret er und verstehts nicht: so sündiget er gleichwohl; versteht er's und verachtet es: so sündiget er zweyfältig. Sein Haus wird hart gestrafet werden.„

Rich. So wird also Gott, wie vor Alters die abergläubigen Leute meynten, dem Falsch-schwörenden die 3 aufgehobenen Finger, oder die Zunge schwarz werden lassen; oder sonst ein Zeichen an ihm thun?

J. Nein.

Rich. Wenn Gott böse Menschen strafen will: so braucht er gar keine Wunder. Von Ewigkeit her hat er schon die Einrichtung gemacht, daß gottlose Menschen selten in die Länge bestehen. Der gewissenlose Wittwer, von dem ihr gelesen habt, bekam keine schwarzen Finger; Gott that kein Wunderzeichen an ihm; aber auf welche Weise ließ er ihn doch noch auf Erden für seinen Frevel büßen?

G. Sein falscher Eid kam heraus.

Rich. Und auf welche Art?

J. Ein Bettler hatte aus einem Backhause zugesehen, wie er das Geld verscharrte und stahl es ihm.

Rich. So war denn nun das Geld hin, um welches er Leib und Seele verschworen hatte. Aber dabey blieb es nicht. Was geschah noch mehr?

J. Er zieh es seiner Braut, und dachte sie hätte es im Scherz weggenommen, und daraus wurde zuletzt Ernst.

Rich. Was geschah weiter?

J. Sie wollte ihn nicht mehr heyrathen.

Rich. Also auch diese Absicht war vereitelt, um deren willen er falsch geschworen hatte. Aber es kam noch immer ärger. Was that die Braut?

H. „Sie verklagte ihn, weil er sie eine Diebinn gescholten und gar geschlagen hatte; er aber ward als ein meineidiger Betrüger, und sie als eine Theilnehmerinn am Betruge gestraft.„

Rich. Seht liebe Kinder! so wendet es Gott. Die Theilnehmerinn am Betruge mußte zuletzt selbst Verrätherinn werden, so daß beyde zur wohlverdienten Strafe gezogen wurden. Da hieß es denn wohl: Untreue schlägt den eigenen Herrn! unrecht Gut gedeihet nicht — Wer Unrecht säet, wird Mühe und Verdruß ärnten. — Kommen denn aber Alle falsche Eidschwüre an den Tag?

D. Nein, nicht alle.

Rich. Folglich können auch nicht alle bestraft werden; aber eine innerliche Strafe haben gewiß die allermeisten schon hier auszustehn. Was meyne ich wohl damit?

J. Das böse Gewissen.

Rich. O, liebe Kinder! könnten wir Manchem, der falsch geschworen hat, aus dem Herzen lesen; seine stete Beängstigung und Pein wahrnehmen; oder wüßten wir, woher oft sein harter Kampf auf dem Sterbebette, seine Seelenunruhe, seine Verzweiflung an Gottes Gnade kommt — wir würden lieber alles, selbst unser Leben, verlieren, als einen falschen Eid ablegen;

Denn des Gewissens Unruh quält
Den, der die Lügen liebet,
Was wahr und redlich ist verhehlt,
Und falsches Zeugniß giebet.
Voll Argwohns geht er und beschämt
Aus Furcht, entdeckt zu werden;
Wer aber seine Zunge zähmt,
Der findet Ruh auf Erden
Und Lohn bey Gott im Himmel.

Wenn mich des Vortheils Stimme lockt,
So laß mich sie nicht hören,
Und nicht, durch niedern Geitz verstockt,
Mir unrecht Gut erschwören.
Was Arglist und Betrug gewinnt,
Wird nimmermehr gedeihen;
Es fällt dahin, Herr, und zerrinnt —
Nur ewig kann erfreuen
Die Redlichkeit und Unschuld.

Drum laß mich, Gott, der Wahrheit nur
Ein lautres Zeugniß geben,
Und nie die Hand empor zum Schwur
Voll Trugs und Falschheit heben.
Du blickst ins Innre, wirst gar bald
Die Wahrheit hell entdecken,
Wenn wir sie gleich im Hinterhalt
Der Lüge schlau verstecken,
Und blöde Menschen täuschen.

Ein und dreyßigste Katechisation.

Ueber Stiefältern.

(Kinderfr. 2 Th. Nr. 69.)

Die Stiefmutter.

Louise heyrathete einen Wittwer mit drey kleinen Kindern. An ihrem Hochzeittage betete sie zu Gott und sprach: „Ach Herr, mein Gott! „das Schicksal aller Menschen kommt auf dei„nen Willen an. Ich soll die Gehülfinn „dieses Mannes werden, indem ich an die „Stelle der verstorbenen Frau trete, auch soll „ich ihre Pflichten übernehmen, und Mutter „dieser armen verlassenen Kinder werden. Es „mag dieses aber wohl eine schwere Sache „seyn; — Doch ich gelobe und verspreche es „dir, du allwissender Gott, weil ich heute den „aufrichtigen Vorsatz dazu habe: alle Tage mei„nes Lebens will ich mich an diesen Vorsatz „erinnern; hilf mir, o Gott! daß ich ihn voll„bringe!„

Als sie aufstand, nahm sie das rothe Band, mit dem sie als Braut aufgeputzt war, und knüpfte es an ihr Bette, und sagte zu sich selbst: „So oft ich dieses Band sehen werde, will ich „mich meines guten Vorsatzes erinnern.„

Sie lebte zu ihres Mannes Freude, und brachte Glück und Segen über ihr Haus.

Was dir zu merken wichtig ist, daran erinnere dich durch Denkzeichen.

Eine gute Stiefmutter, sonderlich wenn sie selbst Kinder hat, ist doppelter Ehren werth, weil es ihr viel Mühe kostet, zwischen ihren eignen und ihres Mannes Kindern, die nöthige Unpartheylichkeit zu behaupten, und gerecht zu handeln.

Richard. Ihr habt eben von einer Stiefmutter gelesen, liebe Kinder. Gewiß, ihr habt alle schon von Stiefältern so reden gehört, als ob sie fast alle eine Art von Unglück für ihre Stiefkinder wären. Wirklich gibt es auch in den meisten Häusern, wo Stief-Väter, oder Mütter sind, Streitigkeiten um der Kinder willen. Die meisten Stiefältern klagen über ihre Stiefkinder, und, umgewandt, die Stiefkinder über ihre Stiefältern. Waren wohl auch solche Klagen in dem Hause der Stiefmutter, von welcher ihr eben gelesen habt?

A. Nein. „Sie lebte zu ihres Mannes Freude und brachte Glück und Segen über ihr Haus.„

Rich. Sie war also eine gute Stiefmutter. Sie trat aber auch ihren harten Stand mit herrlichen Vorsätzen an. Wie betete sie deßwillen zu Gott?

B. „Ach Herr, mein Gott, das Schicksal aller Menschen kommt auf deinen Willen an. Ich soll die Gehülfinn dieses Mannes werden, indem ich an die Stelle der verstorbenen Frau trete; auch soll ich ihre Pflichten übernehmen, und Mutter dieser armen verlassenen Kinder werden. Es mag dieses aber wohl eine schwere Sache seyn. Doch, ich gelobe und verspreche es Dir, du allwissender Gott, weil ich heute den aufrichtigen Vorsatz dazu habe: alle Tage meines Lebens will ich mich an diesen Vorsatz erinnern; hilf mir, o Gott, daß ich ihn vollbringe!„

Rich. Warum hielt denn aber Louise den Stand einer Stiefmutter für so schwer?.... Wie heißt es am Ende des Lesestücks?

J. „Einer guten Stiefmutter kostet es Mühe, zwischen ihren eigenen und ihres Mannes Kindern die nöthige Unpartheylichkeit zu behaupten.„

Rich. Ueberhaupt gehört viel dazu, für fremde Kinder so ganz zu leben, wie für eigene; für sie ohne allen Eigennutz zu arbeiten, zu sparen, zu sorgen; ihre Unarten zu verzeihen und alles mit ihnen auszustehn, ohne müde zu werden. — Und das um so mehr, da die Stiefkinder selten so liebevoll und dankbar sind, als sie es seyn sollten. Die meisten Stiefkinder sind gegen ihre Stiefältern schon eingenommen, ehe diese nur das Haus beziehen. Und das kann auch nicht anders seyn, da man von Kindesbeinen an von Stiefältern wie von

einer

einer Strafe Gottes reden hört. Wartet nur! wartet nur! droht manche Mutter ihren Kindern ab, wenn sie über sie zürnt, bekommt nur eine Stiefmutter!! — Was müssen die Kinder nun von allen Stiefmüttern denken?

B. Daß sie recht böse seyen.

Rich. Die rechte Mutter stirbt. — Was sagen nun gewöhnlich die Verwandten zu den hinterbliebenen Kindern?

J. Ihr armen Kinder! Nun kriegt ihr eine Stiefmutter!

Rich. Und bey solchen Gelegenheiten wird wohl noch hinzugesetzt: Wie wird's euch nun gehn! — Wie werdet ihr da um eure schönen Sachen kommen! u. s. w. Können nun Kinder einer Stiefmutter, die ihnen schon im Voraus so verachtet worden ist, freundlich ins Auge sehn?

C. Nein.

Rich. Ich weiß selbst Fälle, wo Kinder von ihren Anverwandten gegen die neue Stiefmutter schon beym Einzuge so sehr aufgebracht waren, daß sie sich in alle Ecken verkrochen; der Braut ihres Vaters keine Hand bieten, und sie schlechterdings nicht Mutter heißen wollten. Kann so ein Auftritt bey der Mutter ein gutes Blut machen?

A. Nein. Sie wird nun ihren Stiefkindern in der ersten Viertelstunde feind.

Rich. Oder, wenn sie das auch nicht wird: so kann sie doch wenigstens keine Freude an so widersetzlichen Kindern haben. — Aber das ist noch das kleinste. Der

Jammer wird erst groß, wenn die Stiefmutter wirklich im Hause ist und ihre Pflichten erfüllen will. Sie verlangt z. E., ihre erheyratheten Kinder sollen arbeiten und fleißig seyn. Ist das recht oder nicht?

D. Es ist recht.

Rich. Wie legt man es ihr aber öfters aus?

J. Man sagt: die neue Frau schindet ihre Stiefkinder.

Rich. Habt ihr nicht schon alle von euren leiblichen Aeltern Schläge bekommen?

F. Ja.

Rich. Und was hatten sie dabey für eine Absicht?

J. Uns zu zwingen, wenn wir nicht gutwillig wollten.

Rich. Oder euch einen Fehler abzugewöhnen. Traut man aber Stiefältern auch diese gute Absicht zu?

J. Nein! Man sagt: die Kinder sind eben zu viel.

Rich. Hier muß also Zorn und Haß an der Strafe Schuld seyn, wenn sie es auch noch so gut gemeynt haben. — Weiter! haben euch eure rechten Aeltern wohl immer an Eßwaaren, Kleidungsstücken ꝛc. ꝛc. alles gegeben, was ihr gern gehabt hättet?

G. Nein. Sie konnten nicht immer.

Rich. Oder es war überflüßig, oder euch nicht nutz und gut. Wenn nun aber Stiefältern nicht alles geben, was die Kinder wollen, wie legt man es da aus?

J. Für Geiz und Mißgunst.

Rich. Fragen euch wohl die Leute, wie eure leiblichen Aeltern mit euch umgehn?

K. Nein.

J. Aber wenn man Stiefältern hat, dann fragen sie.

Rich. Und was thun da gewöhnlich die Stiefkinder? Loben Sie ihre Stiefältern?

H. Nein! Sie klagen über sie.

Rich. Und was thun dann die Zungenzieher? Vermahnen sie die Kinder zur Folgsamkeit?

J. Nein, sie geben ihnen recht und steifen sie.

Rich. Und was geschieht weiter? Schweigen sie wohl zu dem, was die Stiefkinder bey ihnen geklagt haben?

H. Nein. Sie breiten es aus.

Rich. Oder sagen es wohl gar den Stiefältern selbst wieder. Wenn denn nun eine Stiefmutter erfährt, daß die Kinder so lieblos über sie räsonniren — Kann sie ihnen gut seyn?

E. Nein.

Rich. Wird sie nun nicht in ihrem Eifer, den Kindern alles zu Liebe zu thun, erkalten?

B. Ja.

Rich. O, liebe Kinder! wäre das Zungenziehen und Hetzen der angeblichen Freunde nicht, wie herzlich und friedlich würden manche Stiefältern und Stiefkinder unter einander leben, die nun einander bis in den Tod hassen! — Aber nicht nur auswärtige Freunde ziehen die Zunge und steifen die Kinder gegen die Stiefältern; manchmahl thun das wohl die leiblichen Aeltern selbst. Vor lauter Zärtlichkeit fürchten sie immer, es geschehe ihren Kindern zu viel. Sie

fragen und forschen daher beständig an ihnen, was der Stiefvater oder die Stiefmutter gethan haben, und machen dadurch die Kinder selbst mißtrauisch. Die Mutter zum Beyspiele hat ihr Stiefkind gestraft — das verdrießt den rechten Vater. Billig sollte er den Verdruß entweder ganz unterdrücken, oder doch nicht Angesichts des Kindes auslassen. Was geschieht aber statt dessen?

J. Er zankt mit der Mutter, daß das Kind zuhört.

Rich. Droht wohl gar der Mutter dieß und das; nennt sie eine gottlose Stiefmutter u. s. w. Wird nun die Mutter solche Kinder, um derentwillen sie mit ihrem Manne so oft Verdruß bekommt, lieben?

F. Nein.

Rich. Es ist eine gemeine Erfahrung, daß man sogar den Leuten, über die man, ohne ihr Verschulden, Verdruß bekommt, halb gram wird. Wie vielmehr muß das geschehen, wenn die Stiefkinder wirklich den Verdruß verursachen? — Können aber auch diese eine Mutter lieben, von welcher der Vater selbst sagt, daß sie eine gottlose Stiefmutter sey?

G. Nein.

Rich. An wen werden sich nun die Kinder wenden, so oft die Stiefmutter sie strafen will?

G. An den Vater.

Rich. Und wenn die Kinder ihre Mutter öfters verklagen — was wird daraus zwischen den Aeltern selbst entstehn?

K. Hader und Streit.

Rich.

Rich. Dabey wird doch aber die Kinderzucht desto besser ausfallen?

J. Nein, gewiß nicht.

Rich. Jeder Hader zwischen den Aeltern macht neue Erbitterung gegen die Stiefkinder. — Wenn nun einmahl auf beyden Seiten Erbitterung da ist, dann wird alles zu Bolzen gedreht. Besonders entstehen dann auch Verdrießlichkeiten über das Mein und Dein; da ist auf beyden Seiten nichts als Mißtrauen, Neid und Habsucht. Wird nicht den meisten Stiefältern von ihren Stiefkindern Schuld gegeben, daß sie nicht treu wären? und behaupten die Stiefältern von ihren Stiefkindern nicht eben das?

G. Ja.

Rich. Manchmal kann es freylich so seyn, aber eben so oft, und weit öfter, ist es blos Mißtrauen oder Neid. — Wenn die Stiefmutter z. E. ihren leiblichen Kindern etwas anschafft, oder gibt, was sagen da gerne die Stiefkinder?

J. Daß die Mutter ihren rechten Kindern mehr gebe als ihnen.

Rich. Wenn etwas in der Haushaltung wegkommt, (was oft bey aller Sorgfalt nicht zu vermeiden ist) wem gibt man die Schuld? Wer muß es gestohlen haben?

J. Die Stiefältern oder die Stiefkinder.

Rich. Wird hingegen etwas gewonnen: so beneiden sich nicht nur die Kinder untereinander; auch die beyden Aeltern gönnen sich's manchmahl nicht. Jedes möchte es gern seinen Kindern allein zuwenden. —

Würde

Würde das alles aber so seyn, wenn nicht zuvor Neid, Mißtrauen und Mißgunst da wären?

B. Nein.

Rich. Die Liebe sagt die Schrift, hofft alles Gute und duldet alles Unangenehme. Wo aber die Liebe fehlt, da ist alles verlohren. Freylich glauben alle Stiefkinder, daß sie an den Verdrießlichkeiten zwischen ihnen und den Stiefältern ganz unschuldig seyen; Ich aber glaube, daß sie meistentheils der Erbitterung vorbauen könnten, wenn sie gescheid und vorsichtig wären und die Liebe der Stiefältern sich zu verdienen suchten; wenn sie gegen diese recht zutraulich, höflich und freundlich thäten, ihnen fleißig an die Hand giengen, über ein hartes Wort nicht gleich einen Streit anhüben, nicht Vater und Mutter gegen einander aufhetzten, sondern sie lieber in Einigkeit zu erhalten suchten; wenn sie nirgends über den Stiefvater oder über die Stiefmutter klagten, sondern sie vielmehr lobten und vertheidigten, und in Ansehung des Vermögens es nicht auf jeden Heller und Pfennig ausrechneten; wenn sie besonders auch gegen die leiblichen Kinder ihrer Stiefältern dienstfertig und liebreich wären. — Glaubt ihr wohl, daß dann so viele Händel und Strittigkeiten vorfallen würden?

H. Nein.

Rich. Gewiß, liebe Kinder, manche Stiefmutter würde die zärtlichste Mutter gegen ihre Stiefkinder und die liebreichste Ehefrau gegen den Mann seyn, wenn die Stiefkinder sich besser gegen sie bezeugten; wenn diese nicht gleichsam mit Fleiß Gelegenheiten

aufsuchten, um zwischen den Aeltern Streit zu veranlassen. Ich weiß selbst einen Fall, wo eine solche Ehe durch die Stiefkinder fast wäre zur Hölle gemacht worden, wenn nicht der Vater ein so verständiger und braver Mann gewesen wäre.

Ein Wittwer in einem Städtchen, welcher vier Kinder hatte, von denen das jüngste kaum drey Vierteljahre alt war, mußte zum zweytenmahle heyrathen. Er bekam eine herzgute Frau, die sich's so gut vorgenommen hatte, wie Louise, von der ihr gelesen habt. Fast ein ganzes Jahr lang gieng es auch recht gut. Die neue Mutter hielt ihre zwey Stieftöchter zwar fleißig zur Arbeit und Ordnung an, aber sie verlangte nicht zu viel, und arbeitete selbst Tag und Nacht mit. Sie war sparsam; aber nicht geizig. Sie sah bey den zwey ältesten Kindern auf gute Sitten und strafte sie, wenn gute Worte nicht halfen; aber sie war nie strenger als es die Noth forderte. Das kleinste Kind aber verpflegte sie wie eine leibliche Mutter. Darüber freute sich der Vater, und that zur Vergeltung auch ihr alle nur mögliche Freundschaft. Auf einmahl aber gieng es anders. Die zwey Töchter, die eine von 10, die andre von 8 Jahren, wollten der Mutter nicht mehr folgen. Sie gaben ihr unhöfliche Reden und machten mürrische Gesichter, wenn die Mutter nicht alles nach ihrem Sinne that. Am unwilligsten waren sie, wenn die Mutter, welche indeß auch ein eigenes Kind bekommen hatte, von ihnen verlangte, daß sie ihr Kleines wiegen oder herumtragen sollten. Entweder suchten sie unter allerley Vorwand dem Geschäft zu entgehn, oder giengen

doch so mit dem Kinde um, daß immer die Mutter es wieder selbst nehmen und ihre Geschäfte versäumen mußte. — Endlich klagte es die Mutter dem Vater, welcher, wegen seiner Geschäfte nicht viel zu Hause seyn konnte. Die Kinder, sagte sie, sind nicht mehr wie sonst. Ich glaube immer, daß ein böser Nachbar oder eine Nachbarinn dahinter steckt; denn Gott ist mein Zeuge, daß ich den Kindern keine Veranlassung gegeben habe, gegen mich mißtrauisch und halsstarrig zu werden. Sie waren doch sonst so willig und gut! Seit etwa drey Wochen sind sie ganz umgekehrt. — Der Vater besann sich etliche Minuten. Gute Mutter, sagte er endlich, vergib dießmahl den Kindern! Ich will gewiß dafür sorgen, daß es nicht wieder geschieht. Aber laß mich für dießmahl die Sache mit den Kindern allein ausmachen. Am Ende sollst du alles erfahren. — Die Mutter suchte nun ein Geschäfte ausser dem Hause. In ihrer Abwesenheit ließ der Vater seine zwey Töchter kommen. Kinder, sagte er, unsre neue Mutter ist nun über Jahr und Tage bey uns und hat uns daß Leben recht süß gemacht. Sie war so gut gegen euch, wie eure leibliche Mutter, und ihr wart auch so liebreich gegen sie, daß sie euch nicht genug loben konnte. Tausendmahl hab ich dafür Gott im Gebete gedankt. Aber, sagt mir, Kinder, seit etlichen Wochen, dünkt mich, geht es nicht mehr so. — Ihr folgt der Mutter nicht mehr; ihr seyd unhöflich und mürrisch — woher kommt das?

Seit die Mutter selbst ein Kleines hat, sagten die Kinder, ist sie auch nicht mehr so gegen uns.

In welchen Stücken ist sie nicht mehr so? fragte der Vater.

Die Kinder stutzten und wußten nicht was sie sagen sollten.

O Herzenskinder! sagte der Vater, indem ihm die Thränen über die Wangen liefen, wer hat euch so irre geführt, wer hat euch das weiß gemacht? Kinder! wir haben Feinde, die uns höchst unglücklich machen, die uns den Hausfrieden rauben und eure gute Erziehung stören wollen. Geht das so fort: so werdet ihr böse und unglückliche Menschen, und ich ein bedauernswürdiger Vater. — Glaubt mir, ich habe eure liebe Mutter genau beobachtet, und da ich euch so herzlich liebe: so würde mir das Herz bluten, wenn sie euch quälte; das war aber, bey Gott! nie der Fall!

Ja, lieber Vater, sagten die Mädchen, wenn Sie zu Hause sind freylich nicht; aber . . .

Und nun was geschieht euch denn in meiner Abwesenheit? fragte der Vater.

Wir müssen uns immer mit dem Kleinen plagen, sagten die Kinder und wenn es nicht aufhört zu schreyen: so haben wir die Schuld, und dem Kleinen steckt man alles zu und uns gibt man nichts.

Ei wie so? fuhr der Vater fort. Wollt ihr etwa den Brey, oder das Biscuit mit dem kleinen Kinde theilen? Ihr blüht ja wie die Rosen, und das kommt doch wohl nicht vom Hunger? Oder wollt ihr unersättliche Vielfräße werden? Und was das Kinderwarten anlangt, so ist das eure Schuldigkeit. Hoffentlich wollt ihr doch die Zeit nicht verlaufen und auf der

Gasse verderben, die ihr zu Hause so nützlich und angenehm verwenden könnt? Wollt ihr im Müssiggange euer Brod essen?

Aber das Kind schweigt nicht bey uns! — erwiederten die Kinder.

Schweigt es denn bey der Mutter? fragte der Vater.

Ja, hieß es.

Nun so geht eben so schön mit ihm um, und es wird auch bey Euch stille seyn. Aber da wollt ihr auf die Gasse und macht eure Sache mit Fleiß schlecht, damit die liebe Mutter das Kind euch wieder abnehmen muß. — Kurzum, Kinder, es hat euch jemand, wer er auch sey, euer kleines Schwesterchen und vielleicht auch eure Mutter zuwider gemacht. Sagt mir aufrichtig, wer hat das gethan?

Niemand, Niemand! schrien die Kinder und weinten dazu.

Bey diesen Worten schlug der Vater die Hände zusammen. Ach Gott, rief er, vergieb diesen kleinen Sünderinnen! Sie wissen nicht was sie thun! Kinder, Kinder! fuhr er dann fort, ihr seyd am Rande des Verderbens! Ihr fangt an zu lügen. —

Die Mädchen erschracken, und gestanden nun, daß die Hausmagd und eine Schneidersfrau, die zunächst an ihrem Hause wohnte, sie gegen die Mutter aufgebracht hätten, und erzählten zu dem Ende alles umständlich.

Der Vater, welcher ohnedieß schon auf die Magd Verdacht geworfen hatte, ließ darauf diese allein vor sich kommen. Sagt mir doch, Käthe, redete er sie ganz

freundlich

freundlich an, sagt mir doch aufrichtig, wie geht meine Frau in meiner Abwesenheit mit den Kindern um? — Käthe, welche glaubte, daß sie nun ihrer Frau, welcher sie feind war, weil sie auf Treue und Ordnung sah, (was eben nicht in den Kram der Magd taugte) ein Tort thun könne, zuckte Anfangs sehr bedeutungsvoll die Achseln; dann aber sagte sie: je nun! aus Liebe zu den armen Kindern, muß ich doch die Wahrheit gestehn! und hiermit schilderte sie das Betragen ihrer Hausfrau, auf eine Art, die den Hausherrn keinen Augenblick zweifeln ließ, daß sie eben solche Dinge auch den Kindern in den Kopf gesetzt habe. — Was meynt ihr nun, was der Herr gethan haben wird?

A. Er wird recht mit ihr gezankt haben.

Rich. Nein. Er sagte ihr blos: Käthe, ihr verderbt meine Kinder. Ihr hetzt sie gegen ihre brave Mutter auf. Hier habt ihr den Lohn auf ein ganzes Jahr, wenn ihr mir gleich nicht viel über ein halbes gedient habt; aber morgen müßt ihr mir mein Haus räumen; die Kinder aber ließ er keinen Augenblick mehr aus dem Gesichte, damit sie keine Sylbe mehr mit der Magd reden konnten. — Da die Mutter nach Hause kam, sagte er ihr, was vorgefallen war, und am andern Tage mußte Käthe, so sehr sie auch leugnete und protestirte, das Haus räumen. — Nun schickte der Vater auch zu der Schneidersfrau; ließ sie zu sich auf sein Zimmer kommen und setzte sie über den Handel zur Rede. Sie betheuerte zwar ihre Unschuld, gestand aber doch, daß die Magd gegen sie öfters über die Frau geklagt und gesagt habe, daß sie eine böse Stiefmutter

sey. — Nun, sagte der kluge Vater, wir wollen die Sache nicht weiter untersuchen. Genug! meine Kinder sollen nicht mehr über Ihre Schwelle; und das werd' ich als den einzigen Beweis Ihrer Unschuld ansehen, wenn sie mir es selbst anzeigt, so bald meine Kinder Ihr Haus wieder betreten. — Die Frau wurde ganz hitzig, fieng an zu heulen und zu schreyen, und lief so über die Gasse. Jedermann klagte sie nun, daß der Herr N. N. sie in dem schimpflichen Verdacht habe, als hetze sie seine Kinder auf. Die verstoßne Magd hielt sich nun an die Frau Schneiderinn, und beyde schrien gemeinschaftlich das ganze Städtchen voll. — Das war es aber auch, was der Vater eigentlich wollte. Und warum wollte er es? Könnt ihr die Ursache errathen.

J. Ja. Daß niemand mehr das Herz haben sollte, über die Stiefmutter gegen die Kinder zu räsoniren und sie zu verhetzen.

Rich. Richtig! Von der Zeit an aber gieng' auch wieder alles gut in dem Hause. Der Vater gab seinen Kindern den Rath, selbst zur Mutter zu gehen, ihr die Hand zu küssen, und sie zu bitten, daß sie ihnen verzeihen möge. Das thaten die Kinder; die Mutter aber sagte: Ich wußte wohl, liebe Kinder, daß ihr nur verführt seyd. Sie küßte beyde mit Thränen, und versprach ihnen alle mütterliche Zärtlichkeit. Wirklich blieb auch von dem Augenblicke an in diesem Hause alles so einträchtig, daß man es immer zum Beyspiele anführte, wenn von guten Stiefältern und Stiefkindern die Rede war. Die Kinder wuchsen heran, wurden glücklich verheyrathet, und die Stiefmutter, welche

che nun Wittwe ist, lebt bis diese Stunde noch in dem Hause einer ihrer Stieftöchter, obgleich nur etliche Stunden von dem Städtchen ihr einziges leibliches Kind ebenfalls versorgt ist und sie zu sich nehmen könnte.

Seht, Kinder! diese Stiefmutter war also eine zweyte Louise, und so gibt es noch hundert Stiefmütter in der Welt, und noch mehrere würden so seyn, wenn alle Väter so klug wären, als der Mann, von dem ich euch erzählt habe.

Doch, wir kommen wieder auf unsre Louise zurück! Sie hatte an ihrem Hochzeittage sehr gute Vorsätze gefaßt, und sich täglich daran erinnert. Ist es denn nicht genug, daß man gute Vorsätze faßt und dann wieder vergißt?

J. Nein, man muß auch täglich daran denken.

Rich. Wodurch suchte sich Louise täglich an ihre Vorsätze zu erinnern?

H. „Als sie aufstand, nahm sie das rothe Band, mit dem sie als Braut aufgeputzt war, knüpfte es an ihr Bette und sagte zu sich selbst: So oft ich dieses Band sehen werde, will ich mich meines guten Vorsatzes erinnern.„

Rich. That sie das wohl auch?

B. Ja! „Sie lebte zu ihres Mannes Freude und brachte Glück und Segen über ihr Haus.„

Rich. Hätte sie wohl aber diesen Segen über ihr Haus bringen können, wenn die Kinder ihr nicht gefolgt hätten?

B. Nein.

Rich. Oder wenn der Ehemann ihr nicht hätte beystehn wollen?

B. Auch nicht.

Rich. Von ihrer Seite aber war es gewiß auch ein recht herzlicher Ernst mit ihren guten Vorsätzen, weil sie sogleich auf ein Mittel sann, um sich selbst täglich daran zu erinnern. Worinn bestand das Mittel?

J. Daß sie ihr rothes Brautband an die Bettstätte knüpfte.

Rich. Was könnt ihr hier also von Louisen lernen?

J. „Was dir zu merken wichtig ist, daran erinnere dich durch Denkzeichen.„

Rich. Diese Regel, liebe Kinder, beobachtet man gewöhnlich, wenn man etwas sagen, bestellen, oder in den täglichen Geschäften ausrichten will. Man macht z. E. einen Knopf an das Schnupftuch, oder ein Zeichen an die Thüre. Bey noch wichtigern Dingen aber, bey guten Vorsätzen z. B., beobachtet man sie nicht. — Louise war vorsichtiger. Sie machte sich ein Denkzeichen, welches kein andrer Mensch verstand; sie selbst aber erinnerte sich dabey täglich ihrer Pflicht. Gewiß wurde sie auch von ihren Stiefkindern dafür geehrt und geliebt; denn . . . wie heißt es am Schlusse der Lection?

B. „Eine gute Stiefmutter, sonderlich wenn sie selbst Kinder hat, ist doppelter Ehre werth, weil es ihr viele Mühe kostet, zwischen ihren eigenen und ihres Mannes Kindern, die nöthige Unpartheylichkeit zu behaupten und gerecht zu handeln.„

Zwey und dreyßigste Katechisation.

Ueber das Schatzgraben.

(Kinderfreund, 2ter Th. Nr. 74.)

Die Schatzgräberey.

Ein Bauer hinterließ ein schönes Ackergut, und nur einen Sohn.

Als der Vater noch lebte, vermahnte er den Sohn oft zur Arbeit, und sagte: „Hans, wer fleißig arbeitet, der hat Brod; aber der Faule muß darben.„ Doch Hans gieng lieber in das Wirthshaus, und hörte gern was Neues. Als der Vater todt war, da that Hans vollends gar keine Ackerarbeit mehr; sondern kam nicht eher aus dem Wirthshause weg, als bis er zu Bette gieng. Einst kam ein Bergmann in das Wirthshaus, ein listiger Betrüger. Hans sprach und trank mit ihm. Da merkte denn der Bergmann bald, daß Hans dumm und unwissend sey. Er fieng also vom Schatzgraben zu reden an, und rühmte, daß er verschiedene Schätze wüßte. Das gefiel Hansen wohl. Er bezahlte ein Glas Wein

nach dem andern für den Bergmann, und beym Trunke wurden sie recht vertraut. Da erfuhr Hans vom Bergmanne, daß im nächsten Wäldchen ein Schatz stünde. „Bruder,„ sagte der Bauer, „wenn du ihn weißt, warum hast du ihn denn nicht schon gehoben?„ „Ja,„ sagte der Bergmann, „das geht nicht so gleich. — „Ich bin arm, — Wenn ich drey und dreyßig „Gulden, drey Groschen, und drey Pfennige, „in Gold- Silber- und Kupfergeld hätte, womit „ich den Schatz herauflocken könnte; dann woll„te ich ihn gleich haben.„ „Bruder,„ rief Hans voller Freuden, „so viel habe ich „eben in der Tasche, und wohl mehr. Ich ha„be heute ein Pferd verkauft. — Drey Karo„lin, drey Silbergroschen, und drey Kupfer„pfennige — Nicht wahr, das macht drey „und dreyßig Gulden, drey Groschen und drey „Pfennige, in dreyerley Geld?„ „Gut,„ sagte der Bergmann, „um zwölf Uhr in der Nacht „gehen wir hin, und du sollst die Hälfte vom „Schatze haben, weil du das Geld hergiebst.„ Sie giengen also hin in das Wäldchen. Der Bergmann nahm die drey und dreyßig Gulden, drey Groschen, drey Pfennige in Empfang, stellte Hansen an einen Eichbaum, und verbot ihm bey Lebensgefahr, zu reden; gebot ihm dagegen, dort drey Stunden stille zu stehen. In-

deß der Bauer stille stand, gieng der Bergmann mit dem Gelde über die Gränze, und davon. Am Morgen kam der betrogene Hans, der lange gefroren und gewartet hatte, nach Hause; und wem er sein Unglück erzählte, der lachte ihn aus.

Jeder Mensch hat eine Kraft zu glauben. Aber nur das Glaubwürdige verdient, daß man es glaube.

Richard. Ihr habt eben von einer Schatzgräberey gelesen, liebe Kinder. Was versteht ihr denn unter einem Schatz?

B. Wenn man Geld aus der Erde heraus gräbt.

Rich. Also: ein Groschen, oder Thaler, den man etwa herausackert oder gräbt, war' auch ein Schatz?

B. Nein, wenns so wenig ist, nicht.

Rich. Der Fund muß also von einigem Werthe seyn, wenn man ihn einen Schatz nennt. Folglich müßten wir sagen: eine beträchtliche Summe Geldes, die man in der Erde findet, heißt ein Schatz. Ist es so recht?

J. Ja.

Rich. Wenn du aber ein Kästchen mit goldnen Ringen, mit Perlen, silbernen Löffeln u. drgl. in der Erde fändest — wäre das nicht auch ein Schatz?

J. Es wär' auch einer.

Rich. Du siehst also, lieber J., daß wir den Ausdruck Geld nicht gebrauchen dürfen, wenn wir bestimmen wollen, was ein Schatz ist. Wir müssen den

allgemeinern Ausdruck Sachen nehmen: Sachen von einigem Werthe die man unter der Erde findet.„ — Aber auch jetzt ist die Angabe noch nicht richtig. Man könnte ja diese Sachen in einer Mauer, oder unter dem Fußboden, oder sonst wo anders, als unter der Erde, finden — dürfte man sie nicht dennoch einen Schatz nennen?

C. Ja.

Rich. Wir müssen also wohl in die Bestimmung, was ein Schatz sey, nicht mit hineinbringen, wo er gerade liegen müsse, sondern nur im allgemeinen den Ausdruck brauchen: „verborgene oder versteckte Sachen von einigem Werthe„ — Aber auch das ist noch nicht ganz richtig. Wenn z. E. eine Magd wüßte, wo ihre Hausfrau allenfalls ihre beßten Sachen von Gold und Silber hin versteckt hat, und zöge sie da hervor: könnte sie sagen: ich habe einen Schatz gefunden?

J. Nein. Sie wußte ja, daß sie ihrer Hausfrau gehören.

Rich. Wenn ihr also vollständig angeben wollt, was man einen Schatz nennt: so müßt ihr sagen:

„verborgne Sachen von einigem Werthe, deren Eigenthümer unbekannt ist.„

(Richard läßt die Definition von einigen Kindern wiederholen.)

Rich. Sind denn schon solche Schätze gefunden worden?

A. Ja wohl.

Rich.

Rich. Aber wie kamen sie denn in die Erde, in Mauern, unter Fußböden und an solche geheime Orte?

J. Die Leute haben sie in Kriegszeiten dahin versteckt.

Rich. Oder überhaupt dahin versteckt, weil sie sich vor Diebstahl fürchteten. — Aber warum zogen sie die versteckten Sachen nicht selbst wieder hervor?

F. Sie sind eben darüber gestorben.

Rich. Und die rechtmäßigen Erben wußten nichts davon, oder waren auch umgekommen. — Wenn nun jemand einen solchen Schatz von ungefähr fände, was müßte er thun?

A — K. †.

Rich. Dergleichen Schätze sind wie verlohrne Sachen anzusehen; folglich muß man auch gerade so dabey verfahren. — Was that Fritze, von dem Nr. 5. im ersten Theile des Kinderfreunds erzählt wird, als er einen Ring auf der Strasse fand?

D. Er machte es bekannt, daß er den Ring gefunden habe.

Rich. Der Ordnung gemäß muß jeder Fund binnen drey Tagen der nächsten Obrigkeit angezeigt und, nach Beschaffenheit der Umstände in Zeitungen bekannt gemacht werden. Ist das geschehen, und niemand kann sein Recht an den Fund erweisen: so behält der Finder entweder das Ganze, oder doch einen großen Theil des Schatzes mit Recht, da er ausserdem Gefahr läuft,

nicht nur den ganzen Fund wieder herausgeben zu müssen, sondern noch oben ein gestraft zu werden *)

Doch, wir kommen wieder auf unsern Kinderfreund zurück! Wie hieß denn der Mann, von dem erzählt wird, daß er durch einen Schatzgräber angeführt worden sey?

A. Hans.

Rich. Was wird denn von seinem Lebenswandel erzählt?

J. Er lag immer im Wirthshause und mochte nichts arbeiten.

Rich. Er verlangte wohl also auch nicht reich zu werden?

G. O ja! Nur arbeiten und sparen mochte er nicht.

Rich. Wodurch wollte er aber dennoch zu Geld und Gut kommen?

H. Durch einen Schatz.

Rich. Und wer setzte ihm den Wunsch, auf diese Art reich zu werden, in den Kopf?

K. Ein Bergmann.

Rich. Was versteht ihr unter einem Bergmanne?

J. Der das Metall aus den Bergwerken gräbt.

Rich. Gut! Was schwatzte nun dieser Bergmann unserm Haus vor?

*) Bey solchen Veranlassungen muß ganz natürlich eingeschaltet werden, was nach ausdrücklichen Landes-Gesetzen oder nach der Observanz Rechtens ist. Die unbilligen Ansprüche der Obrigkeit an dergleichen Funde werden hoffentlich in unsern Tagen nicht mehr gemacht. Das Preußische Gesetzbuch ist auch hier billig und musterhaft: I Th. 9. Tit. 3. Abschn.

C. Daß er mit dem Schatzheben gut umgehen könne.

Rich. Das kann ich auch! Sagt mir nur wo ein Schatz verborgen ist. Am herausgraben soll es nicht fehlen . . .

J. Der Bergmann sagte eben, daß er auch wisse, wo die Schätze liegen.

Rich. So war er gewiß ein grundreicher Mann?

J. Nein. Er hatte nicht einmahl so viel Geld, als er zum Schatzgraben brauchte.

Rich. Hoffentlich wird ihm also Hans doch nicht geglaubt haben?

D. O, er glaubte ihm doch, weil er ein dummer Mensch war.

Rich. Woher wollte denn der Bergmann wissen, wo Schätze verborgen sind?

J. Das steht nicht im Kinderfreunde.

Rich. Wahrscheinlich machte er dem einfältigen Hans etwas von einem Erdspiegel, von einer Wünschelruthe, oder von einem Geiste weiß, wodurch er das alles wollte erfahren haben.

J. Was ist denn das: ein Erdspiegel?

Rich. Das ist ein Spiegel, in welchem man alles sieht, was in der Erde verborgen liegt und was auf ihr vorgeht, ohne daß es hinein scheint, wie allenfalls unser Gesicht in den Glasspiegel.

J. Solche Spiegel giebt es doch nicht?

Rich. Allerdings nicht! Aber betrügerische Leute behaupten es doch, und zeigen wohl auch solche Spiegel, die aus allen möglichen Metallen, aus Gold, Silber,

ber, Kupfer, Eisen, Bley, Zinn und dergleichen zusammen geschmelzt seyn sollen, und in dem sie alles zu sehen vorgeben. —

J. Wie sehen denn die Wünschelruthen aus?

Rich. Nach der Schule will ich euch selbst eine schneiden, um euch recht anschaulich zu zeigen, wie sie beschaffen sind und wie man sie hält. Sie sind bloße Gabeln von Haselnußholz. Da nämlich, wo ein Schuß sich in zwey gleichdicke Zweige theilt, wird er abgeschnitten, und allenfalls einer Ehle hoch werden auch diese Zweige (die sogenannte Gabel) abgestutzt. Diese Zweige aber müssen, nach der Meynung der abergläubigen Leute, erstlich einjährige Triebe, und fürs zweyte in einer besondern Stunde gegen Aufgang der Sonne geschnitten seyn. Will man nun mit solchen Wünschelruthen verborgene Quellen oder Schätze suchen: so müssen sie nach einem besondern Handgriffe, mit beyden Händen, an den Spitzen der Gabel gefaßt und so herumgeschwungen werden, daß der Theil, wo sie zusammen gewachsen sind, aufwärts steht. Schlägt nun dieser über sich stehende Theil plötzlich nieder: so zeigt es die verborgne Quelle, oder was man sonst unter der Erde sucht, an. Ihr werdet hernach sehen, wie leicht der Betrug mit dem Schlagen der Wünschelruthe nachzumachen ist.— Eben so ist es auch mit den Wünschelruthen von Fischbein. — Mit der einen ists aber Betrug wie mit der andern. Am gewöhnlichsten bedienen sich der Wünschelruthen die Brunnengräber, und stellen sich an, als ob sie damit das unterirdische Wasser und seinen Gang entdecken könnten;

das ist aber lauter Hocus-Pocus, womit sie den einfältigen Zuschauern einen großen Begriff von ihrer Kunst beybringen wollen. Leute, die die Sache verstehn, dürfen nur die Lage des Platzes, die nächsten Thäler und Hügel und den Boden selbst, ob er nicht etwas mehr Feuchtigkeit hält, als das übrige Land, betrachten: so können sie, ohne Wünschelruthe, sagen, ob hier wahrscheinlich Wasser vorhanden ist oder nicht und von welcher Seite es herkommen möchte.— Auch das will ich euch nach der Schule, wenn wir die Wünschelruthe schneiden, deutlicher erklären.

Wir kommen wieder auf das Schatzgraben. Bekanntlich will man die Schätze nicht einzig und allein durch Wünschelrüthen, sondern auch durch andre Wahrzeichen entdecken. Habt ihr noch nichts von Lichtern und glühenden Kolen gehört, die man auf den Stellen sehen soll, wo Schätze liegen?

J. O ja. Und da meynen Leute, wenn man die glühenden Dinger unbeschrien in den Schurz faßt und zu Hause sauber aufhebt, oder mit etwas zudeckt: so hat man am andern Morgen lauter Geld.

A — K. (Lachen)

Rich. Warum lacht ihr, Kinder?

J. Im vorigen Winter hat eine hiesige Magd in der Rockenstube auch so viel von Schätzen erzählt. Ein paar Tage darauf haben hiesige Bursche ihr mit einer Stürze voll glühender Kolen aufgepaßt, und da sie des Nachts wieder heimgieng, die Kohlen geschwind neben den Weg hingeschüttet . . .

Rich. Und nun, was that denn die Magd?

J. Sie meynte das wäre ein Schatz, raspelte geschwind die Kolen in ihre Schürze und sprang damit fort! aber ehe sie nach Hause kam, war der halbe Schurz verbrannt und die Kolen fielen durch.

Rich. Die wird wohl künftig keine Schätze mehr einstreichen. — Aber sagt mir, Kinder, war das wohl von den jungen Burschen überlegt gehandelt?

A. Nein.

Rich. Warum nicht?

B. Weil die Magd darüber ihre Schürze verdorben hat.

Rich. Es hätte wohl aber noch etwas ärgeres, eine Feuersbrunst daraus entstehen können, wenn sie allenfalls die Kohlen auf eine trockne Miststätte, oder sonst auf brennbare Sachen geschleudert hätte. Besser gefiele mir also der Spaß, wenn die Bursche faules Holz dazu genommen hätten. Ihr wißt doch, daß das wie Johanniswürmchen leuchtet?

D. Ja.

Rich. Noch närrischer als der Aberglaube von glühenden Kohlen, ist der von Geistern, welche den Leuten erscheinen und zuwinken, und sie selbst an die Stelle hin führen sollen, wo der Schatz verborgen ist. Gewöhnlich glaubt man nämlich, daß die, welche Schätze versteckt haben, nicht ruhen können, bis der Schatz gehoben ist. Habt ihr nicht selbst schon solche Mährchen erzählen gehört?

E. O, da haben wir schon mehr gehört.

Rich. Habt ihr auch die Leute selbst gesehen, die mit dem Geiste gegangen sind und die Schätze gehoben haben?

J. Nein.

J. Nein. Man erzählt es von lauter fremden Leuten und weiß nicht einmahl ihren Namen.

Rich. Und wenn auch Ort und Name genannt würden und man fragte genau nach — was würde man erfahren?

J. Daß es nichts ist.

Rich. Stellt euch nur vor, wie unsinnig dieser Aberglaube ist! Die Verstorbenen sind entweder im Himmel oder in der Hölle. Die Verdammten dürfen nicht heraus, und die Seligen, werden sich diese wohl im Himmel noch um die elenden Schätze auf Erden bekümmern?

B. Nein.

Rich. Und wenn sie sich darum kümmerten, würden sie dann wohl, ohne besondre Zulassung Gottes, erscheinen können?

B. Nein.

Rich. Und Gott sollte um so schlechter Dinge willen Wunder geschehn lassen, der um viel wichtigerer Dinge willen, keine mehr geschehen läßt? Denkt nur an die Geschichte vom reichen Mann und vom armen Lazarus, welche (freylich nur als Gleichniß: denn wirklich hat sie sich nicht zugetragen) in der heiligen Schrift erzählt wird. Was verlangte der reiche Mann in der Hölle vom Vater Abraham?

J. Es sollte einer von den Todten auferstehn und seinen gottlosen Brüdern erscheinen.

Rich. Und warum sollte er ihnen erscheinen?

J. Daß sie nicht auch an den Ort der Quaal kämen.

Rich. Folglich: um sie zu warnen, daß sie nicht ferner so gottlos lebten. — Was haltet ihr nun für wichtiger: einen irdischen Schatz; oder die ewige Seligkeit?

K. Die ewige Seligkeit.

Rich. Und um dieser willen sollte nicht einmahl ein Todter sich sehen lassen. Sollte das wohl um eines elenden Schatzes willen geschehn? — Noch mehr! — In manchem Gebirge liegen viele Millionen an Gold- und Silbersteinen (stufen) verscharrt, und niemand hat noch das Bergwerk entdeckt. Erscheinen da wohl Geister?

G. Nein.

Rich. Und um etlicher hundert Gulden wegen sollen sich Geister sehen lassen?

Doch, solche alberne Fratzen glaubt ihr ohnedieß nicht. Wärt ihr aber so einfältig: so könnt' es euch auch einmahl, wie Hansen gehn, nach dem Sprichworte: „wer leicht glaubt, wird leicht betrogen.„ — Auf welche Art betrog denn der Bergmann den abergläubigen Hans?

J. Er sagte: daß er drey und dreyßig Gulden, drey Groschen und drey Pfennige in Gold- Silber- und Kupfergelde haben müsse, um damit den Schatz herauf zu locken.

Rich. Gab ihm auch Hans das Geld?

G. Ja.

Rich. Die abergläubigen Leute glauben nämlich, daß manche Schätze, wie sie sich ausdrücken, mit Geld, oder mit einem schwarzen Bock, oder Gott weiß mit was sonst,

sonst, versetzt seyen. Wie das Ding gemeynt sey, wissen sie vielleicht selbst nicht. Ich wenigstens versteh es nicht recht. Auf jeden Fall ist es eine Erfindung von Betrügern, welche unter diesem Vorwande vorläufig einfältigen Leuten das Geld aus dem Beutel locken und damit über die Grenze gehn, ehe der Schatz gefunden wird. Wahrscheinlich spiegeln sie den Leuten die Sache so vor: als ob man mit dem vorausgezahlten Gelde den Schatz bey einem Geiste, dem er versetzt sey, auslösen müsse. — Um welche Zeit gieng denn nun Hans mit dem Bergmanne aufs Schatzgraben?

F. Nachts um 12 Uhr.

Rich. Und wo sollte der Schatz liegen?

F. In einem Wäldchen.

Rich. Hätte wohl der Betrüger Zeit und Ort besser wählen können? — Warum mußte der Schatz gerade in einem Wäldchen liegen und um Mitternacht gehoben werden?

G. Damit der Bergmann desto leichter hat durchgehn können.

Rich. Aber Hans war ja zu nächst bey ihm und half den Schatz graben. . . .

J. Nein. Er mußte sich weit davon an einen Eichbaum stellen und da drey Stunden stehn bleiben, ohne ein Wort zu reden.

Rich. Warum sollte er denn so lange stille stehn?

J. Damit der Bergmann Zeit hatte, drey Stunden weit fort zu laufen, ehe Hans sich nach ihm umsehen durfte.

Rich. Und warum verbot er ihm zu reden?

G. Weil man eben überhaupt sagt, daß man beym Schätze heben nichts reden dürfe.

Rich. Aber diese Sage muß doch wohl durch etwas veranlaßt worden seyn. — Aus welcher Ursache verbieten wohl alle Schatzgräber das Reden?

A—K. †.

Rich. Wenn Hans hätte reden dürfen, glaubt ihr wohl, daß er dem Bergmanne nicht alle Augenblicke würde zugerufen und gefragt haben: hast du den Schatz?

H. Gewiß.

Rich. Wenn denn nun Hans alle 3 Minuten gefragt hätte — was hätte dann auch der Bergmann thun müssen?

H. Antworten.

Rich. Hätte er aber zugleich in die weite Welt laufen, und doch auch in der nächsten Staude bleiben können, um Hansen auf jede Frage zu antworten?

E. Nein.

Rich. Wenn also auf den ersten Zuruf keine Antwort erfolgt wäre, was würde dann vielleicht Hans gethan haben? Würde er wohl stehn geblieben seyn?

J. Nein. Er würde nachgelaufen seyn.

Rich. Wollte denn aber der Bergmann das haben?

J. Nein. Sonst hätt' ihn Hans vielleicht wieder erwischt.

Rich. Könnt ihr mir nun sagen, warum die Schatzgräber durchgängig alles Reden bey Lebensgefahr verbieten?

J. Ja. Damit die Leute ihnen nicht zurufen können, und also nicht so bald ausgehn, daß sie auf und davon sind.

Rich. Das war also auch die Absicht des Bergmanns, und eben deswillen ließ er sich das Geld voraus geben. Manche sind aber noch listiger als

er.

er. Sie lassen die Leute selbst helfen und verlangen nichts voraus, sondern wollen erst das Geld, wenn der Schatz gehoben ist, um das Volk noch sicherer zu machen.

J. Aber dann bekommen sie ja nichts?

Rich. Da sorge du nicht für. Sie wissen sich schon zu helfen. So las ich einmahl von einem, der einen Schatz in der Form einer großen goldnen Kugel in einem Garten zu graben versprochen und sich dafür hundert Thaler ausbedungen hatte. Wirklich grub er auch eine große Kugel, in Beyseyn des Gartenbesitzers, heraus; aber die Kugel, welche er selbst hinein gescharrt hatte, war blos von Mössing und im Feuer vergoldet. Der unverständige Gartenbesitzer hielt sie indeß für lauter Gold, gab das bedungene Geld, und entdeckte nicht eher, als nach etlichen Tagen, wie häßlich er angeführt war, weil ihm nun erst ein Goldarbeiter, zu dem er die Kugel brachte, die traurige Wahrheit entdeckte, daß die Kugel blos Mössing war.

Noch eine andre Geschichte fällt mir ein. Ein Schatzgräber machte einem Bauer weiß, auf einem seiner Aecker stehe ein Schatz von 30,000 fl. in einer eisernen Kiste. Dieser Schatz aber müsse, in der und der Nacht, von 11 — 12 Uhr unbeschrien gegraben werden. Er verlangte für seine Mühe nicht mehr als 200 fl. und auch diese nicht eher, als nach der Hebung des Schatzes. Der Bauer, welcher dachte, daß auf diese Art kein Betrug zu fürchten sey, bedingte sich zur Vorsicht aus, daß auch sein ältester Sohn, ein junger starker Bursche, dabey zugegen seyn dürfe. Auch das war dem Schatzgräber recht. Sie wurden also eins, daß sich dieser am Abende vor der bestimm-

ten Nacht einfinden solle. Wirklich kam er auch zur verabredeten Zeit; that aber gewaltig eilfertig, weil er, seinem Vorgeben nach, um 3 Uhr gegen Morgen, in einem benachbarten Dorfe noch einen Schatz für einen Andern zu heben habe. Beim Hinausgehn bat er den Bauer und seinen Sohn, ja recht emsig im Graben zu seyn, indem man nach 12 Uhr den Schatz nicht mehr berühren dürfe und 9 Tage und Nächte müsse stehen lassen, bis man wieder Hand an ihn legen dürfe. — Unter diesem Gespräche kamen sie auf dem Acker an. Punct 11 Uhr brachte der Schatzgräber seine Wünschelruthe heraus, machte eine Menge Cirkel und Kreuze um sich her, murmelte unverständliche Wörter und gieng dann mit der Wünschelruthe, wohl eine halbe Stunde lang, den Acker auf und ab. In einer gewissen Gegend schlug sie allezeit an. Der Schatzgräber deutete auf den Boden, und nun gieng es an ein Graben. Aber immer trafen sie das rechte Fleck nicht. Es hatte schon dreymahl gegen 12 Uhr geviertelt, und dem Bauer war es schon gewaltig bang um das Geld, als sie auf einmal (o Freude über Freude) den Schatz entdeckten. Er war in einer großen, eisernen verrosteten Kiste. — Ueber Hals und Kopf hieb man nun drauf und drein; auch hatte man schon die Kiste angepackt, um sie heraus zu heben; aber wegen ihrer Schwere gieng es so leicht nicht. Man hob und hob sich fast schadhaft, und — in dem Augenblicke da sie sich zu regen schien, schlug es 12 Uhr. — Der Schatzgräber winkte ganz bestürzt, sogleich inne zu halten. Er legte stillschweigend seine Wünschelruthe auf die Kiste, und scharrte schleunigst die Erde wieder darüber. Dann faßte er den tödlich bekümmerten Bauer und seinen Sohn bey der Hand, gieng mit ihnen über

den

den Acker heraus, machte sich selbst und seinen beyden Gehülfen 3 Kreuze vor die Stirne und fieng an zu sprechen. „Das ist ein verdammter Streich! „ aber ihr Bursche wart auch so faul, so langsam, so ungeschickt... „ — Beyde entschuldigten sich so gut sie konnten. Je nun, sagte endlich der Bauer, der sich von seiner Bestürzung über den Verweisen erholte, was verlieren wir dabey? Komm Er eben in 9 Tagen wieder. Ich gebe Ihm 25 fl. weiter, und so hat Er keinen Schaden. Was verschlägt's Ihm und uns, ob wir das Geld 9 Tage eher oder später bekommen? — Was mirs verschlägt? fragte der Schatzgräber. Mehr als zu viel? Nun liegt meine Wünschelruthe auf der Kiste. Nehm ich sie weg: so ist der Schatz auf 50 Jahre wieder verschwunden; — Laß ich sie liegen — womit soll ich nun den andern Schatz finden, den ich heute noch heben soll? — Der Bauer that hunderterley Vorschläge; aber gegen alle wußte der Schatzgräber Einwendungen. Kurz und gut, sagte er endlich, ich sehe, Ihr seyd ein eigennütziger und mißtrauischer Mann. Sagt mir nun mit Einem Worte: wollt Ihr mir jetzt sogleich die 200 Gulden und einen Dukaten für die Wünschelruthe baar auszahlen, oder nicht? Wollt Ihr das: so lasse ich meine Wünschelruthe liegen. Wollt ihr nicht: so hol' ich sie wieder und gehe damit auf das Dorf, wo ich heute noch einen Schatz heben soll, der mir ebenfalls 100 Thaler einträgt. — Da der Schatzgräber Mine machte, gleich auf den Platz zurück zu gehn und die Wünschelruthe zu holen: so wußte sich der Bauer vor Angst nicht zu helfen. Er nahm ihn mit sich nach Hause, zahlte die 205 fl, und ließ nun Tag und Nacht auflauern, daß der Schatz nicht etwa von dem Schatzgräber gestohlen würde. — Der neunte

Tag

Tag erschien indeß. Der Bauer und sein Sohn giengen des Nachts ängstlich auf den Acker, und fürchteten schon, der Schatz möchte wieder verschwunden seyn. Aber sie fanden ihn glücklich am alten Platze — gruben ihn heraus — steckten die Wünschelruthe sorgfältig zu sich und führten die Kiste, die, wie sie nun bemerkten, blos von Holz und nur auf dem Deckel mit einem alten Bleche beschlagen war, auf einem Schubkarrn nach Hause. Voller Begierde sprengten sie den Kasten auf, und — Himmel! was sahen sie da? — Nichts als Steine, die der Betrüger hineingefüllt und sammt der Kiste auf dem Acker vergraben hatte. — Gleich am folgenden Morgen lief der Bauer vor Amt, und verlangte, daß man Steckbriefe wegen des Schatzgräbers in die Zeitung sollte setzen lassen. Das geschah denn auch. Von einer Woche zur andern hoffte nun der Betrogne auf Verhaftnehmung des Schatzgräbers; aber vergeblich. Zuletzt mußte er noch 20 fl. Druckkosten und Amtssporteln bezahlen, und kaum wagte er's, sich an einem öffentlichen Orte sehen zu lassen, denn überall wurde er mit seiner Schatzgräberey geneckt und geschraubt. Ihm gieng es also gerade wie dem einfältigen Hans. Welchen Ausgang nahm denn bey diesem seine Schatzgräberey?

J. Er mußte unter der Eiche jämmerlich erfrieren, und wem er dann sein Unglück erzählte, der lachte ihn aus.

Rich. Was lernt ihr nun aus solchen Schatzgräbergeschichten?

J. Daß man sich mit Leuten, die einen mit Schatzgraben anführen wollen, nicht einlassen soll.

Rich. O, Kinder! die Leichtgläubigkeit ist ein böses Ding. Sie bringt uns bald in Schaden, bald

in Schande, bald in Verdruß, bald in alles dieß zugleich. Wie heißt es daher am Schlusse der heutigen Lection?

G. „Jeder Mensch hat eine Kraft zu glauben; aber nur das Glaubwürdige verdient, daß man es glaubt.„

Rich. Wie nennt man denn die Leute, die so leicht alles glauben, was man ihnen aufbürdet?

K. Leichtgläubig.

Rich. Solche leichtgläubige und leicht zu betrügende Thoren werdet ihr hoffentlich einmahl nicht seyn. Wollt ihr aber doch Schätze graben: so grabt fleißig in euren Weinbergen, grabt an den Wasserfurchen in den Wiesen und an den Aeckern, grabt fleißig mit der Pflugschaar in euren Fruchtfeldern, und ihr werdet sie, ohne Beyhülfe eines Schatzgräbers, finden. — Wie versteht ihr das?

J. Wenn man da recht fleißig ist: so wachsen die Schätze.

Rich. Richtig! Das war auch der Schatz, den jener sterbende Vater seinen Söhnen verhieß. Doch ich will euch die Geschichte in Versen vorsagen. Nehmt eure Schriften und schreibt sie nach!

Die Schatzgräber. *)

Ein Winzer, der am Tode lag,
Rief seine Kinder an und sprach:
„In unserm Weinberg liegt ein Schatz,
Grabt nur darnach!„
„An welchem Platz?„ —
Schrie alles laut den Vater an.
„Grabt nur!„ — O weh! da starb der Mann.

Kaum

*) Aus Bürgers Gedichten, 2 Th. S. 272.

Kaum war der Alte beygeschaft,
So grub man nach aus Leibeskraft.
Mit Hacke, Karst und Spaden ward
Der Weinberg um und um gescharrt.
Da war kein Kloß, der ruhig blieb;
Man warf die Erde schier durchs Sieb,
Und zog mit Harken (Rechen) kreuz und queer
Nach jedem Steinchen hin und her;
Allein, da ward kein Schatz verspürt,
Und jeder hielt sich angeführt.

Doch kaum erschien das nächste Jahr,
So nahm man mit Erstaunen wahr,
Daß jede Rebe dreyfach trug.

Da wurden erst die Söhne klug,
Und gruben nun, Jahr ein Jahr aus,
Des Schatzes immer mehr heraus.

Sir. 40, 18.

Wer sich mit seiner Arbeit nährt und läßt ihm begnügen, der hat ein fein ruhiges Leben. Das heißt einen Schatz über alle Schätze finden!

Goldmacherey und Lotterie,
Nach reichen Weibern frey'n
Und Schätze graben, segnet nie,
Wird manchen noch gereu'n.
Mein Sprüchlein ist: auf Gott vertrau,
Arbeite brav und leb genau!

Drey und dreyßigste Katechisation.

Ueber die Pflicht der Wiedererstattung.

(Kinderfr. 2 Th. Nr. 80.)

Die Wiedererstattung.

Ein Verwalter, der durch falsche Rechnungen seinen Herrn um viel Geld betrogen hatte, verfiel in eine schmerzliche und gefährliche Krankheit. Da wachte sein Gewissen in den langen schlaflosen Nächten auf. Er wußte vor Angst nicht zu bleiben. Endlich ließ er den Prediger rufen, und bekannte ihm, was er gethan hatte. Der Prediger, ein verständiger Mann, sagte ihm, daß er nicht eher Trost erlangen könnte, bis er sein verübtes Unrecht, so viel an ihm wäre, wieder gut gemacht, und das gestohlne Gut seinem Herrn wieder gegeben hätte. „Wenn ich das thue, „ sagte der Kranke, so werd' ich „zu Schanden vor aller Welt, und meine un„schuldige Frau und Kinder müssen betteln.„ „Wer Unrecht thut, dem gebührt Schande, „antwortete der Prediger, und wenn eins seyn

„muß, so ist's besser, hier zu Schanden wer-
„den, als dort. Thun Sie wenigstens von
„nun an Ihre Pflicht, da Sie dieselbe nicht
„eher gethan haben; geben Sie ein gutes Ex-
„empel, und überlassen es dann Gott, die Ih-
„rigen zu versorgen.„ Der Kranke war die-
ser Ermahnung gehorsam, und der Prediger empfieng von ihm das Geld, um es dem Herrn mit der demüthigen Bitte zuzustellen, ihm seine schlechte Handlung um Gottes willen zu vergeben. Der Herr nahm das Geld, und ließ dem Kranken seine herzliche Verzeihung versichern, der nun getröstet und ruhig starb. Nach seinem Tode schenkte der rechtschaffne Herr dieses Geld den Hinterbliebenen; und nun hatte Gott für das Glück vieler Personen gesorgt. Ein Sünder hatte einen starken Beweis seiner aufrichtigen Beßrung, und ein sehr gutes Beyspiel gegeben. Der Herr hatte christliche Wohlthätigkeit bewiesen. Und die durch des Sterbenden Wiedererstattung verarmte Familie, genoß nun, durch des Herrn Gnade, mit Recht und im Segen ein Gut, welches ihr sonst, auch wenn es verschwiegen geblieben wäre, als ein ungerechtes Gut, doch nur Fluch und Unsegen gebracht hätte. 1 Mos. 22, 3—7.

Rich.

Richard. Die Geschichte, liebe Kinder, die ihr eben gelesen habt, ist sehr wichtig; denn sie lehrt uns eine leider! nur allzusehr vernachläßigte Pflicht. Und welche?

J. Die Wiedererstattung.

Rich. Wer war denn der Mann, der, nach dem heutigen Lesestücke, etwas wieder erstattet hat?

J. Ein Verwalter.

Rich. Und wem hat er wieder erstattet?

B. Seinem Herrn.

Rich. Hatte er denn den Herrn bestohlen?

B. Ja. „Er hatte ihn um viel Geld betrogen.„

Rich. Und wurde also wohl von Obrigkeits wegen zu dieser Wiedererstattung gezwungen?

J. Nein. Das Gewissen ist ihm aufgewacht.

Rich. Was war denn an diesem Aufwachen des Gewissens Schuld? Hat ihm etwa jemand das Gewissen geschärft?

J. Nein. Eine schmerzliche und gefährliche Krankheit war daran Schuld.

Rich. Während der Krankheit hatte er Zeit und Veranlassung, über sich selbst Betrachtungen anzustellen. Ueber was dachte er denn in den langen schlaflosen Winternächten besonders nach?

A. Ueber seinen Lebenswandel.

Rich. Und welches Unrecht fiel ihm da vorzüglich ein?

D. Daß er seinen Herrn betrogen hatte.

Rich. Wen ließ er nun in der Angst seines Herzens rufen?

E. Den Prediger.

Rich. Und was sollte dieser bey ihm thun?

J. Ihn trösten.

Rich. Wie konnte der es aber, da er nicht wußte, was die Ursache der Bekümmerniß war?

J. Der Verwalter bekannte es ihm.

Rich. Ohne Zweifel verwieß ihn nun der Prediger auf das Verdienst Christi, und sprach ihm die Absolution? Nicht so?

K. Nein.

Rich. Was that er denn?

E. Er sagte: „daß er nicht eher Trost erlangen könne, als bis er sein verübtes Unrecht, so viel an ihm wäre, wieder gut gemacht und das Gestohlne seinem Herrn wieder gegeben hätte.„

Rich. Das war aber eine harte Zumuthung! Was sagte denn der Verwalter darauf?

F. „Wenn ich das thue: so werd' ich zu Schanden vor aller Welt, und meine unschuldige Frau und Kinder müssen betteln.„

Rich. Und was antwortete der Prediger auf den wichtigen Einwurf?

J. Wer Unrecht thut, dem gebührt Schande, und wenn eines seyn muß: so ist's besser, hier zu Schanden zu werden, als dort.„

Rich. Hätte denn der Prediger die Schande nicht von dem Verwalter abwenden und das Geld auf eine Art dem Herrn wieder zustellen können, daß dieser nicht gemerkt hätte, von wem es kommt?

B. Ja.

Rich. Er hätte es z. E. auf einer benachbarten Post, mit der Ueberschrift an den gnädigen Herrn, durch einen Unbekannten, können abgeben lassen; oder es auch unmittelbar dem Herrn übergeben können, ohne ihm zu gestehn, von wem es kommt. Warum that er das aber nicht?

H. Daß der Verwalter zu Schanden werden sollte.

Rich. Das war gewiß seine Absicht nicht! Zwar sagte er: wer Unrecht thut, dem gebührt Schande! — aber damit wollte er nicht sagen, daß man deßwillen einen Menschen, der ohnehin sich bessern will, gerade zu Schanden machen müsse. Ohne Zweifel hatte er eine weit schönere Absicht. Könnt ihr die nicht errathen?

A — K. †.

Rich. Wenn das Geld dem Herrn so wäre zugestellt worden, daß er nicht erfahren hätte, von wem es kommt; würde er es dann wohl der Frau und den armen Kindern des Verwalters geschenkt haben?

E. Schwerlich.

Rich. Könnt ihr nun errathen, warum der Prediger gar keinen Ausweg vorschlug, wie allenfalls das Geld heimlich dem Herrn beygebracht werden könnte?

J. Ja. Er dachte wohl im voraus, daß der Herr es dann der Wittwe wieder schenken würde. —

Rich. Das war aber ein Wagestück! Wie leicht hätte der Edelmann das nicht thun können, und dann wären Frau und Kinder armselig um ihr Geld gekommen.

J. Nein. Das Geld gehörte ja nicht ihnen, sondern dem Herrn.

Rich. Auf der Seite sah es indeß der Verwalter nicht an. Wie sagte er? . . .

H. „ . . meine unschuldige Frau und Kinder müssen betteln.„

Rich. Aber als Ehemann und Vater mußte der Verwalter doch mehr für Frau und Kinder, als für den Herrn sorgen? . . .

C. Ja.

Rich. Folglich hat er doch unrecht gethan, daß er sie in die Gefahr stürzte, betteln zu müssen..... Darf man denn andre Leute bestehlen, um mit dem gestohlnen Gute für die Seinigen zu sorgen?

D. Nein.

Rich. Aber wenn sie nun einmahl bestohlen sind, dann sollte es doch wohl genug seyn, wenn man Gott um Verzeihung bittet . . . Meynt ihr nicht?

A—K. Nein.

Rich. Wenn ein Dorfsnachbar den andern vor Amte wegen eines Diebstahls verklagte; würde wohl der Bestohlne zufrieden seyn, wenn der Beamte nicht auf Wiedererstattung dränge?

G. Nein.

Rich. Aber wenn der Verklagte den Richter recht demüthig um Verzeihung bäte, und ihm verspräche, es nie wieder zu thun — — dann wär' es doch unbillig, wenn er auch das Gestohlne noch überdieß heraus geben sollte?

J. Nein.

J. Nein. Das Abbitten hilft ja dem andern nichts, der den Schaden hat.

Rich. Und wenn sich jeder Diebstahl mit einer bloßen Abbitte wieder gut machen ließe — was würden dann wohl viele Leute thun?

J. Sie würden stehlen was ihnen unter die Hand kommt, und um Verzeihung bitten.

Rich. Merkt, Kinder! durch den Besitz (durch das Behalten) des unrechten Guts, sündigt man alle Stunden so zu sagen aufs neue. Man gibt dadurch den unwidersprechlichsten Beweiß, daß man sich nicht zu bessern verlangt.—Wenn es denn nun vor einem menschlichen Gerichte unbillig wäre, den Dieb frey zu sprechen, ohne ihn zur Wiedererstattung anzuhalten, wofern er noch wieder erstatten kann — Sollte es vor Gottes Richterstuhl recht seyn?

K. Nein.

Rich. Das lehrt auch die heilige Schrift. Wie steht 2 Mos. 22, 3.?

A. „Ein Dieb soll wieder erstatten. Hat er es nicht: so verkaufe man ihn um seinen Diebstahl!„

Rich. Wie? kann man denn auch Menschen verkaufen?

B. Ja.

Rich. Wie nennt man denn diese verkauften und gekauften Menschen?

J. Sklaven.

Rich. Schon vor Mosis Zeiten war der Sklavenhandel sehr gewöhnlich. Mose schränkte ihn zwar ein; aber er hob ihn noch nicht ganz auf. Einer von den

Fällen, in welchen er den Menschenverkauf erlaubte, war denn nun der: wenn ein Dieb das Geraubte nicht wieder erstatten konnte. Eigentlich mußte er vier- und fünffältig wieder erstatten. Konnte er es aber auch nicht einmahl einfach, dann mußte er entweder dem, welchen er bestohlen hatte, als Sklave dienen; oder der Bestohlne durfte ihn verkaufen und die erlösete Summe zum Ersatz behalten. Was kann aber einem Menschen schrecklicher seyn als Sklaverey? Was heiliger als seine Freyheit? und seht! selbst seine Freyheit sollte der Mensch eher einbüssen, als ein unrechtmäßig erworbenes Gut nicht wieder erstatten. Auch wird in der heiligen Schrift nur unter der Bedingniß, daß man sein Unrecht wieder gut zu machen sucht, Gottes Vergebung verheißen; z. E. Ezech. 33, 15. Schlagt die Stelle nach!

K. „Wenn der Gottlose das Pfand wieder gibt, und bezahlet was er geraubt hat, und nach dem Worte des Lebens wandelt, daß er kein Böses mehr thut; so soll er nicht sterben! „

Rich. Das Wiedergeben des Unterpfandes, ist entweder so zu verstehn, daß man das Pfand wieder geben soll, wenn es der welcher es versetzt hat, auslösen will; oder: daß man ein unentbehrliches Unterpfand, dem, der ohne dasselbe sich nicht mehr nähren und erhalten kann, zum einstweiligen Gebrauch wieder geben soll. Z. E. Handwerksgeschirr, ohne welches der Handwerker nicht mehr arbeiten und folglich auch nichts verdienen kann. — Was heißt aber: „nach dem Worte des Lebens wandeln „?

A — K. †.

Rich. Was versteht ihr denn unter Wort des Lebens?

A — K. †.

Rich. Leben heißt in der h. Schrift oft so viel als Glückseligkeit: z. E. der Gottlose soll sich bekehren und leben — das ist: der Gottlose soll sich bessern und glückselig werden. Wort des Lebens heißt also: ein Wort, eine Lehre, wodurch man glückselig wird. Nach diesem Worte wandeln, bedeutet demnach so viel, als: sich darnach richten — sich nach den heilbringenden Lehren der Religion richten. Darum stehn auch gleich die Worte dabey: daß er das Böse nicht wieder thut.

Die heil. Schrift fordert also zweyerlei: Erstlich soll der Dieb und Betrüger wieder erstatten; zweytens soll er sich bessern. Wenn er dieß beobachtet: so soll er nicht sterben: so soll ihm die Strafe erlassen seyn.

Aber sagt mir, Kinder, was soll der Mensch, der jemand bestohlen oder betrogen hat, anfangen, wenn der Bestohlne schon gestorben ist, so daß er ihm also das geraubte nicht wieder geben kann? In diesem Falle darf er es doch behalten?

J. Nein. Er soll es seinen Anverwandten geben.

Rich. Wenn aber keine da sind? ....

A — K. †.

Rich. So muß er das Geraubte unter die Armen vertheilen, oder sonst zu einer guten Absicht verwenden; nur selbst behalten darf er's auf keinen Fall.

Sollte wohl aber auch die Wiedererstattung nöthig seyn, wenn einem das ungerechte Gut von Amts willen zugesprochen wird?

B. Ja.

Rich. Warum?

J. Weil es doch ungerechtes Gut bleibt, wenn einem gleich das Amt recht giebt.

Rich. Viele Leute beruhigen sich indes damit, daß nun das Amt (der Richter und Advocat) es allein zu verantworten habe. Würde wohl aber ein Richter so ungerecht sprechen, wenn er nicht bestochen oder betrogen würde?

G. Nein.

Rich. Wenn also der, welchem unrechtmäßiger Weise etwas zugesprochen wird, vor Amt aussagte: „Nein, das gehört mir nicht!„ würde ein Richter in der Welt ihn zwingen, es doch zu nehmen, oder zu behalten?

G. Nein.

Rich. Wenn etwas, z. E. ein Messer oder Buch, in der Schule verlohren gienge, und ich gäbe es, weil ich nicht wüßte wem es gehört, gerade einem Unrechten. Dürfte der es nehmen und mich auf dem Glauben lassen, daß Er es verlohren habe?

K. Nein.

Rich. Was müßte er denn von Rechtswegen thun?

J. Er müßte sagen: es gehört nicht mein.

Rich. Könnte er sich denn nicht damit entschuldigen, daß ich es ihm selbst zugesprochen und gegeben hätte?

H. Nein.

H. Nein.

Rich. Warum nicht?

J. Weil er es am beßten wissen muß, ob es ihm gehört oder nicht.

Rich. Seht, Kinder, so kann auch manchmahl ein Richter, aus Irrthum, einer Parthey etwas zusprechen, das ihr nicht gehört. Nimmt sie es, wider besser Wissen und Gewissen, so ist es auf ihrer Seite Betrug, auf Seiten des Richters aber nur Irrthum. Was ist denn nun aber das ärgste und sträflichste? der Irrthum oder der Betrug?

D. Der Betrug.

Rich. Ihr seht also, daß die Entschuldigung: der Advocat oder Richter müsse die Verantwortung übernehmen, ganz und gar nichts taugt. Was mit unserm Wissen, unrechtmäßiger Weise, unter unsre Güter gekommen ist, sey es durch Betrug, oder durch Diebstahl, oder Ueberredung, oder Proceß, das müssen wir zurück geben—Dieß, liebe Kinder, gilt auch von Kleinigkeiten, die ihr allenfalls entwendet. Unter dem Vermögen eines ehrlichen Mannes darf kein ungerechter Heller bleiben! Nur in dem einzigen Falle, wenn es uns schlechterdings unmöglich ist, wenn wir es, trotz aller Mühe nicht mehr herbeyschaffen und erübrigen können, nur in diesem einzigen Falle muß uns das Unvermögen entschuldigen, nur in diesem Falle kann unser heisser Wunsch und Wille, die Stelle der That vertreten.

Aber nicht nur geraubte Güter sollen wir wieder erstatten, sondern überhaupt alles begangene Unrecht

recht wieder gut zu machen suchen. Wenn man z. E. Jemand an seiner Ehre gekränkt, ihn gelästert und verläumdet hat, was muß man da thun?

F. Ihm abbitten.

Rich. Ganz recht; aber das ist allein nicht genug. Der böse Eindruck, den man durch die Verleumdung bey Andern gemacht hat, wird durch die Abbitte nicht ausgelöscht. Was muß man also thun, um auch denen, welche die Verleumdung gehört haben, wieder eine beßre Meynung von dem Verleumdeten beyzubringen?

J. Man muß es vor ihnen gestehn, daß man dem Menschen unrecht gethan habe.

Rich. Das ist aber Schande! wer wird denn selbst und freywillig gestehn, daß man einen Andern verleumdet habe?

J. Das Verleumden ist Schande; aber nicht, wenn man die Sache wieder gut machen will.

Rich. Richtig! nicht der Widerruf, sondern die Verleumdung ist schändlich. So sind indeß die Menschen! Sie schämen sich, daß es eine Schande ist. Des Diebstahls schämen sie sich nicht, aber der Wiedergabe; des Schändens und Schmähens nicht; aber der Abbitte. — Doch, wir brauchen keine weitern Beyspiele! Genug! Jedes begangne Unrecht müssen wir, so viel nur immer möglich ist, wieder gut zu machen suchen. Das Unrecht welches der Verwalter, von dem ihr gelesen habt, begangen hatte, bestand in Veruntreuung der Güther seines Herrn. Was mußte er also thun?

A. Er mußte das unrechte Gut wieder heraus geben.

Rich. Und was that der Herr mit dem Gelde?

E. Er

E. Er schenkte es der Verwalterinn und ihren Kindern.

Rich. Und das wohl gleich auf der Stelle, um damit noch dem kranken Verwalter vor seinem Ende eine Freude zu machen?

F. Nein. Er schickte es erst der Wittwe, da der Verwalter schon gestorben war.

Rich. Sagt, Kinder, gefiel euch nicht der gnädige Herr noch besser, wenn er dem bußfertigen Manne selbst noch die Freude gemacht hätte?

A — K. Ja.

Rich. Auch mir gefiel es beynahe so besser; wenn ich es aber recht überlege, so hat der Herr doch recht gehabt. Was zu einem uneigennützigen Troste gehörte, ließ er ihm ohne dieß zusichern — und was war das?

B. „Seine herzliche Verzeihung.„

Rich. Wäre aber auch der eigennützige Trost, das zurück gegebne Geld, dazu gekommen, so hätte der Gemüthszustand des Kranken leicht wieder verschlimmert werden können. Er hätte vielleicht sein Herz aufs neue an das veruntreute Geld gehängt; wenigstens würde man dann sein getrostes und ruhiges Ende nicht so wohl seiner wirklichen Besserung, als vielmehr dem wieder erhaltenen Diebsgelde zugeschrieben haben. Nun aber konnte der Sterbende den stärksten Beweiß seiner Besserung, und zugleich seinen Verwandten und Freunden den stärksten Trost geben; denn was kann den Hinterbliebenen tröstlicher seyn, als gewiß zu wissen, daß ihre Freunde als gebesserte Menschen gestorben sind? Doch — der Verwalter mußte überhaupt kein so ganz

ver-

verdorbener und gottloser Mann gewesen seyn. Woraus können wir das wohl schließen?

J. Weil ihm sein Gewissen keine Ruhe gelassen hat.

Rich. Als ein verstockter Bösewicht, vom gewöhnlichen Schlage, würde er sich entweder gar kein Gewissen über seine Treulosigkeit gemacht, oder doch sein Gewissen bald eingeschläfert haben. Das war aber nicht so bey ihm. Er verdiente also Verzeihung, und noch mehr verdiente seine Frau das Mitleiden der Herrschaft. Sie war an den Veruntreuungen unschuldig, das sagte der Verwalter selbst, und wäre sie auch nicht so ganz unschuldig gewesen: so war sie doch äusserst dürftig. Was that demnach der Gutsherr zu ihrem Besten?

H. Nach dem Tode des Verwalters schenkte er das Geld den Hinterbliebenen.

Rich. Und so hatte Gott für das Glück vieler Personen gesorgt. Wie steht im Kinderfreunde?

K. „Ein Sünder hatte einen starken Beweis seiner aufrichtigen Besserung, und ein sehr gutes Beyspiel gegeben; der Herr hatte christliche Wohlthätigkeit bewiesen. Und die, durch des Sterbenden Wiedererstattung verarmte Familie, genoß nun, durch des Herrn Gnade, mit Recht und im Segen ein Gut, welches ihr sonst, auch wenn es verschwiegen geblieben wäre, als ein ungerechtes Gut, doch nur Fluch und Unsegen gebracht hätte.„

Rich. Gut! Wir schließen nun mit den letzten vier Versen des Liedes: Fern sey mein Leben jederzeit von

aller

aller Ungerechtigkeit. Nehmt euch dabey herzlich vor, auch im geringsten treu und ehrlich zu seyn; denn so rühmlich es ist, das geraubte wieder zu erstatten, so ist es doch noch weit rühmlicher, so ehrlich zu seyn, daß man gar nichts wieder zu erstatten braucht.

Gesang.

Darum mein Gott bewahre mich ꝛc. ꝛc.
(S. den ersten Band dieser Unterhaltungen S. 104.)

Vier und dreyßigste Katechisation.

Ueber das Vorurtheil von ehrlichen und unehrlichen Handthierungen.

(Kinderfreund, 2ter Th. Nr. 44.)

Von den Mitteln, Todtscheinende zu retten.

Zu den Todtscheinenden gehören: Erhenkte, Ertrunkene, von Kohlen und andern giftigen oder gährenden Dämpfen Erstickte, Erfrorne, in schweren Ohnmachten Liegende ꝛc.

Wer dazu kommt, oder der Erste ist, der ist der Nächste solcher Unglücklichen; der hat die Pflicht, sie zu retten.

Oft

Oft ist zwar der Wille da, aber keiner weiß die rechten Mittel der Hülfe, und daher kommt es oft, daß in der besten Meynung, durch die Unwissenheit der Rettenden, der Todtscheinende wirklich erst getödtet wird. Die Rettungsmittel sind aber von zweyerley Art.

Zuerst solche, deren nützliche Anwendung nicht so leicht begreiflich zu machen ist, oder gewisse Instrumente erfordert, und daher am sichersten einem ordentlichen Arzt überlassen wird. Von diesen will ich also hier nicht reden;

Zum andern solche, deren Anwendung in der Meisten Macht stehet. Und von solchen soll hier kürzlich gehandelt werden.

Eine von den auf alle Fälle geltenden Hauptpflichten ist daher: so bald der erste Schritt zur Erhaltung des Unglücklichgewordnen geschehen ist, ohne Zeitverlust es dem verständigsten Manne in der Gemeine, dem Herrn, oder Prediger, oder Amtmann, oder Verwalter, oder Schulzen, bekannt zu machen, und dafür zu sorgen, daß ein ordentlicher Arzt oder Bader, so schleunig als möglich, herbeygeholt werde.

Beym Erhenkten.

1. Er wird sogleich, und ohne einen Augenblick Zeitverlust, los geschnitten. Dabey muß der Körper gehalten werden, sowohl,

daß

daß er im Fallen nicht Schaden nehme, als auch, daß im Wegtragen der Kopf nicht niederhänge.

Gar mancher wäre schon gerettet worden, wenn nicht einfältige Leute geglaubt hätten, sie griffen dem Schinder ins Handwerk, wenn sie ihn losschnitten; denn gar viel Gutes in der Welt unterbleibt wegen unvernünftiger Vorurtheile. Nur dann würde man dem Schinder ins Handwerk greifen, wenn man einen Uebelthäter, den die Obrigkeit hat hinrichten lassen, vom Galgen schnitte. An einen Unglücklichen, der aus Schwermuth, Raserey oder Verzweiflung sich aufhängte, haben Nachrichter und Schinder kein Recht; und das war gar nicht schön und christlich, daß man, vor Alters, solche arme Leute unehrlich begraben ließ; und dumm war es, daß kein Bürger den Sarg solcher Unglücklichen anrühren wollte.

2. Der einschneidende Strick und die Halsbinde, ingleichen alle, die Brust drückende, Kleidung, wird sofort aufgelöset, und

3. dafür die schleunigste Sorge getragen, daß der Körper in ein mäßig warmes Zimmer auf ein Bette, oder auf ein Strohlager, mit der Brust und dem Kopf hoch gelegt werde; alsdann wird er völlig entkleidet.

4. Hände und Füsse müssen gebürstet werden, und der Leib wird mit gewärmten Flanell- oder Frieslappen gelinde gerieben.

4. Unter die Nase wird scharfer Eßig oder Branntwein, oder auch geriebener Meerrettig, oft gehalten, und Eßig angespritzt.

6. Ein vorzüglich gutes Mittel zur Rettung ist aber, daß man dem Todtscheinenden Luft in die Lunge bläßt. Man steckt ihm nämlich einen Blasebalg in den Mund, und hält dabey die Nase und auch den Mund auf den beyden Seiten, hart an der Röhre vest zu, damit die Luft nicht wieder heraus kann, und bläßt dann, daß sich die Lunge wieder hebt und in Bewegung kommt. Hat man keinen Blasebalg: so steckt man ein anderes Röhrchen in den Mund, und bläs't Athem hinein. Dabey kann man auch die Brust an den Rippen öfters zusammen drücken und schnell wieder los lassen, wodurch die Bewegung der Lunge ebenfalls befördert wird.

7. Die Anwendung der übrigen Mittel aber, wie z. E. Aderlassen, Klystiere ꝛc. werden dem indeß ankommenden Arzte, oder einer andern wohl erfahrnen Person, überlassen.

Richard. Wir wollen hier abbrechen, liebe Kinder, ob gleich die Numer noch nicht zu Ende ist.

Wahr-

Wahrscheinlich wird keinem von euch eine Gelegenheit vorkommen, wo ihr von der Kunst, einen Erhenkten zu retten, Gebrauch machen könntet; doch aber ist es nicht unmöglich; und wenn einmahl der Fall da ist, dann ist es zu spät, sich erst zu erkundigen, was man thun soll. Was ist denn nun das erste, was man in diesem Fall zu beobachten hat?

B. „Der Erhenkte wird sogleich, und ohne einen Augenblick Zeitverlust los geschnitten.„

Rich. Die Kunst ist klein genug. Aber, liebe Kinder, welcher ehrliche Mann wird einen Erhenkten, einen Selbstmörder abschneiden? Das hieße ja dem Fallmeister ins Handwerk greifen und sich unehrlich machen!

J. Nein. Im Kinderfreunde steht es ganz anders.

Rich. Und wie denn?

J. lieset: „Gar mancher wäre schon gerettet worden, wenn nicht einfältige Leute geglaubt hätten, sie griffen dem Schinder ins Handwerk, wenn sie ihn los schnitten; denn gar viel Gutes in der Welt unterbleibt wegen unvernünftiger Vorurtheile. Nur dann würde man dem Schinder ins Handwerk greifen, wenn man einen Uebelthäter, den die Obrigkeit hat hinrichten lassen, vom Galgen schnitte. An einen Unglücklichen, der aus Schwermuth, Raserey oder Verzweiflung sich aufhängt, haben Nachrichter und Schinder kein Recht; und das war gar nicht schön und christlich, daß man, vor Alters, solche Leute unehrlich begraben ließ; und dumm war es, daß kein Bürger den Sarg solcher Unglücklichen anrühren wollte.„

Rich. Das Vorurtheil von ehrlich und unehrlich, liebe Kinder, hat schon tausend Thorheiten und Grausamkeiten veranlaßt. Mir sollt' es leid thun, wenn ihr einmahl eben so einfältig dächtet und handeltet. Sagt mir doch, welche Leute hält man hier zu Lande für unehrlich?

A. Die Fallmeister. (Schinder, Wasenmeister, Freyleute, Kaltschlächter.)

Rich. Und warum?

B. Weil sie das krepirte Vieh hinausschaffen.

Rich. Ist es denn eine unehrliche Handthierung, wenn man mit Vieh umgeht?

B. Nein. Sonst wären die Bauern auch unehrlich.

Rich. Welches Vieh soll also gleichsam die Leute unehrlich machen? Das lebendige?

J. Nein. Das krepirte.

Rich. Also nicht das, welches man selbst umbringt; denn sonst müßte auch der Metzger (Schlächter, Fleischer) unehrlich seyn. Warum soll denn aber gerade das krepirte Vieh unehrlich machen?

A—K. †.

Rich. Wenn ein ehrliches Geschöpf durch das Sterben unehrlich werden könnte — was müßten wir denn selbst auch durch unsern Tod werden?

C. Unehrlich.

Rich. Glaubt das wohl jemand?

C. Nein.

Rich. Was versteht ihr denn eigentlich unter ehrlich und unehrlich? . . . Was soll denn das Wort ehrlich anzeigen?

A—K.

A — K. †.

Rich. Ei! das solltet ihr nicht wissen, und habt doch so oft schon die Wörter ehrlich und unehrlich gebraucht? . . . Was versteht ihr denn unter Ehre?

A — K. †.

Rich. Wenn jemand eine Handlung begeht, die alle brave Leute für unrecht halten — macht ihm das Ehre?

D. Nein. Unehre.

Rich. Wenn er aber redet und thut was verständige Leute für recht halten? . . .

J. Dann macht es ihm Ehre.

Rich. Ein ehrlicher Mann wäre also ein solcher, der da redet und thut was recht ist. Und was wäre demnach ein unehrlicher Mann?

J. Der da redet und thut was unrecht ist.

Rich. Einem eine Ehre erweisen, heißt daher, einem zu erkennen geben, daß man ihn für einen rechtlichen, braven und brauchbaren Menschen halte. Nicht wahr?

G. Ja.

Rich. Glaubt ihr nun, daß der Fallmeister etwas unrechtes thue, wenn er ein gefallenes Thier auf den Anger schafft und ihm die Haut abzieht?

G. Nein.

Rich. Kann wohl etwas unrecht seyn, das schlechterdings geschehen muß?

H. Nein.

Rich. Muß denn das krepirte Vieh aus den Ställen und Höfen geschafft werden?

K. Ja.

Rich. Und warum?

J. Weil man sonst vor Gestank nicht bleiben könnte.

Rich. Auch würden davon verderbliche Seuchen unter Menschen und Thieren einreissen. Der Mann, der das krepirte Vieh wegschaft, thut daher gewiß nichts unrechtes. Aber vielleicht ist es doch unschicklich?

J. Nein. Was seyn muß, kann auch nicht unschicklich seyn.

Rich. Richtig! Und wenn es kein Fremder thun wollte, wer müßte es dann doch thun?

J. Der, dem das Vieh gehört.

Rich. Der Mann also, der uns dieser zuweilen ekelhaften Mühe überhebt, verdient der geehrt oder verachtet zu werden?

G. Er verdient geehrt zu werden.

Rich. Geschieht das auch?

G. Nein. Man verachtet ihn.

Rich. Macht das den Leuten, die ihn verachten, Ehre?

K. Nein. Unehre.

Rich. Seht, Kinder, diese unwissenden Verächter handeln also unehrlich und nicht der Fallmeister. Ich komme nun auf eine andere Frage. Sagt mir: ist es recht und also auch ehrlich, wenn man einem Menschen das Leben zu retten sucht?

E. Ja, es ist recht und ehrlich.

Rich. Ihn aber nicht retten zu wollen, wo man ihn doch vielleicht retten könnte — was wäre das?

E. Unrecht und unehrlich.

Rich. Und doch, was fürchten manche zu werden, wenn sie einen Erhenkten abschnitten?

F. Unehrlich.

Rich. Irgendwo in Franken wurde einmahl ein Erhenkter in einem Walde gefunden. Der Mann, der ihn zuerst sah, fürchtete sich unehrlich zu werden und ließ ihn hängen; lief aber gleich in das nächste Dorf und machte Lärm. War das vernünftig?

F. Nein.

Rich. Warum nicht?

J. Weil der Erhenkte unterdeß gewiß gar erdrosselt ist.

Rich. Gut! Aber hört was geschah! Unter den Leuten die beyliefen, um ihn anzugaffen, war auch ein einfältiger Bader. Dieser glaubte ebenfalls dem Schinder ins Handwerk zu greifen, wenn er den Strick abschnitte, und doch fürchtete er gestraft zu werden, wenn er gar nichts dabey thäte: Er zog also dem Unglücklichen den einen Strumpf ab, und schlug ihm so wie er am Baume hieng, eine Ader, ohne ihn abzuschneiden. Dieser Eulenspiegelstreich kam in die Zeitung und der Bader nebst den Zuschauern wurden darüber verächtlich. Solche Narrheiten und Grausamkeiten veranlaßt indeß der irrige Begriff von dem, was ehrlich und unehrlich macht. — Ohne Zweifel würde auch keiner von den Zuschauern sich haben überreden lassen, den Erhenkten beym Abschneiden zu heben und sonst zu dem zu helfen, was man nach dem Kinderfreunde thun soll. Alle würden behauptet haben, der Selbstmörder seye nicht ehrlich. Kann man aber mit

Recht von allen Selbstmördern sagen, daß sie unehrliche Streiche begangen haben?

G. Nein.

Rich. Warum nicht?

J. Weil manche nur kopfverrückt sind.

Rich. Kann man nun einen Menschen unehrlich nennen, weil er so unglücklich war, seinen Verstand zu verlieren?

K. Nein.

Rich. Was würden wohl die Leute dazu sagen, wenn der Pfarrer z. E. einen Menschen, der am hitzigen Fieber danieder liegt und nicht weiß was er redet und thut, unehrlich schelten wollte?

K. Das würde die Leute recht verdrießen.

Rich. Ohne Zweifel würden sie sagen: man soll den Unglücklichen lieber bedauern als schelten. — Und wenn so ein Verwirrter zum Fenster hinausspränge und den Hals bräche — würde man ihn für einen Böswicht halten?

K. Nein.

Rich. Wenigstens glaube ich, daß jedermann seiner Verwirrtheit die Schuld geben würde. — Gerade so verwirrt ist aber mancher Mensch, ohne darum die hitzige Krankheit zu haben. Bey gesundem Verstande bringt sich gewiß niemand um, er müßte denn auf Leben und Tod sitzen und nur dem Scharfrichter zuvor kommen wollen. Wer aus Geitz, Zorn oder Hochmuth sich ermordet, ist eben so wenig gescheid als ein wirklich kopfverrückter. Gesetzt aber alle Selbstmörder wären im höchsten Grade unehrlich: folgt denn daraus,

raus, daß auch die, welche ihn anrühren oder zu Grabe tragen, unehrlich werden?

G. Nein.

Rich. Wenn auch der Selbstmord die allerunehrlichste Handlung ist: so ist doch gewiß die Probe, den Selbstmörder zu retten, oder die Beerdigung desselben, nichts unehrliches. Die vornehmsten und berühmtesten Aerzte tragen daher gar kein Bedenken, ihn zu visitiren, ihn zu öffnen und alle Eingeweide an ihm zu durchsuchen. Haltet ihr deßwillen die Doctores und Feldscheerer für unehrlich?

H. Nein.

Rich. Warum sollen nun andre Leute davon unehrlich werden? Ihr werdet doch nicht glauben, daß die Unehrlichkeit ansteckend sey wie die Krätze? — Wie mancher, der ein Schelm war, so lang ihm ein Auge offen stand, wurde nach seinem Tode stattlich begraben, und keiner von den Trägern wurde deßwillen für unehrlich gehalten. Warum soll gerade das Hinaustragen oder Anrühren eines Selbstmörders unehrlich machen??

Doch — wir kommen wieder auf die Thorheit zurück, vermöge deren man das Berühren oder Hinausschaffen des krepirten Viehes für entehrend hält. Was müßte einen denn hier unehrlich machen? Nicht wahr, das Vieh?

B. Ja.

Rich. Bey gesundem Leibe und während der Krankheit war es nicht unehrlich oder entehrend. Wodurch müßte es denn erst so entehrend geworden seyn?

B. Durch das krepiren.

Rich. Also müßte das Sterben etwas unehrlich machendes seyn — Könnt ihr das glauben?

G. Nein.

Rich. Und doch sollte man das glauben, weil hier zu Lande kein Bauer ein krepirtes Stück Vieh anrührt, und sollte sich der Fallknecht, beym Aufladen, einen Netzbruch heben; aber wer bekommt denn am Ende das abgezogene Fell?

J. Entweder der Bauer; oder der Fallmeister kauft es ihm ab.

Rich. Hoffentlich wird nun der ehrliche Bauer die unehrliche Haut nicht anfassen?

J. O ja.

Rich. Und was macht er denn mit der Haut?

J. Er läßt sie gerben.

Rich. Aber wenn der Gerber dahinter käme, daß die Hant von einem krepirten Vieh kommt . . .

A. Das hat nichts zu bedeuten.

Rich. Wozu braucht man das Unschlitt (den Talg) vom krepirten Vieh?

B. Man macht Seife und Lichter daraus.

Rich. Mit der Seife die ein ehrlicher Lichterzieher macht, läßt sich nun der ehrlichste Mann den Bart putzen. Der ehrlichste Schuster verarbeitet das Leder vom krepirten Vieh und der ehrlichste Bauer trägt es an den Füssen. Aus dem Horn macht ein ehrlicher Horndreher Pfeifenrohre, und der ehrlichste Tabacksraucher zullt daran. Sagt mir nun, Kinder, ob etwas lächerlicher seyn kann, als das Vorurtheil:

daß

daß gerade der Fallmeister, der das krepirte Vieh zu erst berührt, unehrlich seyn soll; die Handwerker aber, denen dann Felle, Haare, Hörner, Fett und dergleichen von dem gefallenen Vieh durch die Hand gehn, und alle Leute, die die verarbeiteten Theile des krepirten Viehes tragen und brauchen, sind ehrlich — Könnt ihr euch etwas abgeschmackteres denken?

Mir fällt darüber eine Geschichte ein, die ich unlängst gelesen habe. Als im siebenjährigen Kriege, 1758, in finstrer Nacht ein großes königl. Preußisches Lazareth von Bautzen nach Dresden gebracht werden sollte, blieb auf einmahl der große Zug von Wagen in einem Hohlwege stille stehn. Alles erschrack, weil man glaubte, daß die ersten Wagen von den Kaiserlichen angehalten würden und nun das ganze Lazareth in östreichische Hände fallen müßte. Der Grund dieses gefährlichen Stillestands (ich sage gefährlich, weil die Kaiserlichen so nahe waren) lag aber blos in einem krepirten Pferde, das, mitten über dem Hohlweg liegend, den Paß hinderte. Der erste Wagen sollte Anfangs darüber weg fahren; aber die Pferde giengen nicht. Nun sollten die Wagenknechte das todte Pferd heraus schaffen; aber keiner wollte Hand anlegen, weil es Schinderarbeit war. Die Officiere prügelten auf sie, und die Knechte liefen zum Theil gar davon. Endlich kam der Feldprediger dazu. Dieser suchte seinen Reitknecht zu überreden, zu erst anzupacken; aber auch das war vergeblich. Endlich stieg er selbst ab, ergriff das todte Pferd beym Fuße und rief: Nun, Kinder, hab' ich die Arbeit im Nothfalle ehrlich gemacht. Kommt und helft!

— Und

— Und nun erst griffen die Leute zu und brachten das Pferd herauf. Wie leicht hätten sie über der Verzögerung alle in feindliche Hände gerathen können! Aber alle diese Gefahr schien ihnen eine Kleinigkeit gegen die alberne Besorgniß, unehrlich zu werden.

Im vorigen Jahre wurde in Westpreußen ein Schinderknecht von einer Leimengrube erschlagen. Man grub ihn heraus; aber da er zum Vorschein kam, wollte kein Mensch ihn anrühren, bis ein angesehener Beamter, der eben zugegen war, zuerst Hand an ihn legte, welchem sogleich mehrere Juden nachfolgten. Nur die Christen standen noch eine Weile und besannen sich, ob sie nicht dadurch unehrlich würden. War das nicht eine Schande für sie?

A—K. Ja wohl!

Rich. Ist es eine Ehre für eine ehrsame Handwerkszunft, wenn sie sich weigert, einen Lehrling anzunehmen, weil sein Vater allenfalls ein Fallmeister ist?

J. Es ist eine Schande.

Rich. Fallmeisterssöhne dürfen studiren was sie wollen, und kein Mensch verfällt darauf, daß sie nicht eben so gut wären, als andre Studenten — und für eine Handwerkszunft sollte es Schande seyn?

B. Nein, noch viel weniger.

Rich. Indeß hat man durch alle kaiserliche und andre obrigkeitliche Befehle es doch noch nicht so weit bringen können, die Handwerkszünfte in diesem Puncte vernünftiger zu machen. Da heißt es immer: „ich meines Theils, machte mir nichts daraus; aber es ist mir nur um andre Leute!„— Denn die meisten stellen sich, als ob sie selbst über ehrlich und unehrlich ganz

ver-

vernünftig dächten, und nur um andrer Leute willen nicht thun könnten, was und wie sie gerne wollten. — Wenn nun aber alle Leute immerfort sich mit Andern entschuldigen wollen, wird es dann jemahls anders werden?

G. Nein.

Rich. Ihr müßt indeßen nicht glauben, als ob es in der ganzen Welt so wäre, wie in unserm Vaterlande. In manchen Gegenden weiß man nicht anders, jeder Bauer schafft sein gefallnes Vieh selbst hinaus.*) In andern Gegenden geht jedermann mit dem Fallmeister um, ohne an ehrlich oder unehrlich zu denken. Bey uns aber scheut man sich dessen, und gleichwohl, wenn den Leuten etwas fehlt, wenn sie krank sind, wohin nehmen sie so gern ihre Zuflucht?

D. Zu dem Schinder.

Rich. In dem Falle ist er also ehrlich genug. Und gerade in dem Falle würde ich mich vor ihm scheuen. Und warum?

J. Weil er die Kunst nicht ordentlich gelernt hat.

Rich. Also nicht der Unehrlichkeit wegen. — Habt ihr nun gemerkt, liebe Kinder, welche Leute mit Recht unehrlich oder ehrlich genannt werden können?

B. Ja.

Rich. Welche sind unehrlich?

J. Die, welche nicht rechschaffen handeln.

Rich. Also die Diebe, die Betrüger, Lügner, Verläumder und so weiter; nicht die Fallmeister und ähnliche

*) Eben das thaten auch fränkische Bauern in der Viehseuche des 1796sten Jahres.

Michel enschen, welche ein nützliches Gewerbe, als ehrliche Männer, treiben. Nur dadurch wird in meinen Augen ein Fallmeister unehrlich, wenn er sich zum Hexenbanner, Schatzgräber, Nachweiser, und Land- und Leut-Betrüger gebrauchen läßt. Uebrigens ist jeder Mensch, der ein nützliches Geschäft redlich treibt, ein ehrlicher Mann! *)

Fünf und dreyßigste Katechisation.

Ueber den Unterschied zwischen Muth und Tollkühnheit.

(Kinderfr. 2 Th. Nr. 66.)

Vom Unterschiede zwischen Muth und Tollkühnheit.

Zu Verona, einer berühmten Stadt in Welschland, verursachte einmal der dabey fliessende Fluß, den man die Etsche nennt, eine so heftige Ueber-

*) Hier kann aus den fliegenden Volksblättern zur Verdrängung schädlicher oder doch geschmackloser Volkslesereyen, das Stück mit der Ueberschrift, „der ehrliche Fallmeister, oder alle Geschäfte die man ehrlich treibt, sind ehrlich„ vorgelesen werden.

Ueberschwemmung, daß man alle Augenblicke fürchtete, die steinernen Brücken würden zusammen stürzen. Zum größten Unglück wohnte ein Zöllner mit Weib und Kindern in einem Häuschen auf einer dieser Brücken, und hatte sich, ehe das Wasser so groß wurde, nicht geflüchtet. Jetzt war es leider zu spät. Ach! da weinten und jammerten Vater, Mutter und Kinder, und rangen die Hände gegen die Menge Volks, das von Ferne stand, und mit Angst und Beben den Einsturz erwartete. — Da kam ein edler Graf, Namens Spolverini, geritten, der erbarmte sich des Elendes, hielt seinen Beutel empor, und rief: „Zweyhundert Dukaten, wer es „wagt die Unglücklichen zu retten!!„ — Aber da kam kein Mensch, so gern auch jedermann die tausend Gulden verdient hätte; denn alles fürchtete sich vor der grausamen Fluth. Der Graf rief wieder; und siehe! da stieg ein armer Bauersmann in einen kleinen Schelch, und fuhr im Namen Gottes hinein. Ob ihn gleich die Wellen hin und her schleuderten und in den Grund stürzen wollten; so kam er doch glücklich an Ort und Stelle. Aber nun war das Wasser zu stürmisch, und der Schelch zu klein, um alle zugleich zu retten. Dreymal tummelte er sich also durch die Wellen; und dreymal wagte er sein Leben an der einfallenden Brücke; und

drey-

dreymal half ihm Gott glücklich aus der Gefahr. Kaum war der Zöllner mit Weib und Kindern in Sicherheit, da stürzten die letzten Trümmer zusammen. — „Komm her, komm „her, edler Mann!„ rief freudig der großmüthige Graf, „hier sind deine 200 Dukaten!„ Nein, beßter Herr! sprach der Bauersmann: Für's Geld wag ich mein Leben nicht, ob ich gleich arm bin. Da Sie aber einmal so großmüthig waren, das Geld zu versprechen; so schenken Sie es dem armen Zöllner, der Hab und Gut verlohren hat. So sagte der edle Bauersmann und gieng freudig davon.

War das Muth oder Tollkühnheit?

Am 27 April 1784. wollte der Herzog Leopold von Braunschweig das nämliche thun, und bey Frankfurt an der Oder arme Leute aus der Wassersgefahr retten; aber er büßte darüber sein theures Leben ein. Viele tausend, tausend Menschen haben ihn beweint, denn er war ein Menschenfreund, und that vorzüglich den Armen viel Gutes. Ihm zu Ehren wird zu Frankfurt an der Oder alljährlich ein Fest in der Soldatenschule gefeyert, die er gestiftet hat.

Wer so sein Leben zum Beßten anderer wagt, hat Ruhm und Ehre davon, und Gott wird's ihm lohnen. Wer aber aus Leichtsinn oder

Frech-

Frechheit, ohne Noth, sich in Gefahren begibt, womit soll der sich trösten, wenn's ihm übel geht? Sir. 34, 16. 3, 27.-8.

Richard. Ihr habt eben zwey wahre und rührende Geschichten gelesen, die uns hernach Veranlassung geben werden, über den Unterschied zwischen Muth und Tollkühnheit mit einander zu reden. Wo trug sich denn die erste Begebenheit zu?

A. Zu Verona, einer berühmten Stadt in Welschland.

Rich. Sie gehört *) zur Republik Venedig und liegt an der Etsche. Sie hat gegen 58,000 Einwohner, und 5 Thore. Ueber die Etsche gehn bey ihr 4 steinerne Brücken. Die meisten Gebäude und Brücken sind von Marmor, weil in der Nähe von Verona dergleichen in Menge gebrochen wird. Die vielen Seiden- und Wollenarbeiten, die da gemacht werden, geben wohl 20,000 Menschen Beschäftigung, und ihre Lederarbeiten sind ebenfalls sehr beträchtlich.

Bringt einmahl die Charte von Deutschland her!

Seht, hier, ganz unten, gegen Mittag, nicht weit von dem Garderſee, (Lago di Garda) der 7 deutsche Meilen lang und 3 breit ist, fließt die Etsche, und hart daran liegt die Stadt Verona. Wenn ihr also nach Verona reisen wolltet, was müßtet ihr für einen Weg nehmen? Ueber welchen großen Strom müßtet ihr zuerst?

J.

*) Bis jetzt, wahrscheinlich in kurzer Zeit nicht mehr.

J. Ueber die Donau.

Rich. Und wo dann weiter hin?

J. Durch den baierischen Kreis.

Rich. Oder auch durch den schwäbischen. Ihr müßtet euch eben in der Nähe des zwischen Baiern und Schwaben befindlichen Flußes halten, der bey Donauwörth in die Donau fällt. Seht nach, wie heißt der Fluß?

B. Lech.

Rich. Und wo gieng es weiter hin, wenn ihr über Baiern oder Schwaben hinaus kämt?

J. Ins Tyrolerland.

Rich. Und hier, wenn ihr das Bißthum Trident gar durchgereiset hättet, in das venetianische Gebiet nach Verona.

J. Wie weit hat man denn von hier bis Verona?

Rich. Allenfalls siebenzig Meilen. — Doch genug von der Stadt! — Wir kommen auf die schöne Begebenheit, die sich da zugetragen hat. Wer kann mir die Geschichte erzählen, ohne dabey in das Buch zu sehen?

J. Es war einmahl die Etsche so angeschwollen, daß das Wasser eine Brücke zusammenriß. — Auf der Brücke war ein Häuslein, darin hat ein Zöllner gewohnt. — Der ist nicht heraus gegangen, bis das Wasser zu arg war, und da konnt' er nicht mehr.

Rich. Da half wohl Alles zusammen, um den Zöllner und seine Familie zu retten?

E. Nein.

Rich. Hatten denn die Leute kein Mitleiden mit dem armen Zöllner und mit den Seinigen?

J. O ja; aber sie hatten das Herz nicht, ihr Leben zu wagen.

Rich. Vielleicht ums Geld hätten sie es doch gethabt?

J. Nein. Es kam ein reicher Graf, Namens Spolverini, der bot 1000 Gulden, wenn jemand in den Fluß führe und die Zöllnersleute rettete; gleichwohl traute lange Zeit niemand hinein.

Rich. Es war also wohl unmöglich, die Leute zu retten?

J. Nein. Es war nicht unmöglich; aber gefährlich.

Rich. Woher weißt du gewiß, daß es nicht unmöglich war?

J. Weil doch ein armer Mann endlich 3 mahl hinein gefahren ist und sie gerettet hat.

Rich. Wenn keine Möglichkeit da gewesen wäre, die Unglücklichen zu retten, hätte man dann es Muth oder Tollkühnheit nennen müssen, wenn jemand sein Leben dennoch gewagt hätte?

J. Das wäre Tollkühnheit gewesen?

Rich. Auch wär' es von dem Grafen unvernünftig gewesen, es zu fordern. —

Gebt nun Acht, Kinder, auf den Unterschied zwischen Muth und Tollkühnheit! Wer sich z. B., ohne schwimmen zu können, mitten in einen sehr tiefen und breiten Fluß, ohne Schelch oder andres Fahrzeug, hinein wagte, um jemand aus dem Wasser zu retten — wäre der muthig oder tollkühn?

C. Tollkühn.

Rich. Warum tollkühn?

J. Weil er offenbar umkommen müßte, und doch keinen Menschen retten könnte.

Rich. Er wäre also kühn wie ein toller oder närrischer Mensch. — (tollkühn) — Oder wenn jemand bey einem so tiefen und stürmischen Wasser blos spazieren führe . . .

B. So wäre er auch tollkühn.

Rich. Wenn jemand in ein brennendes Haus, wo man Gefahr läuft zu ersticken und zu verbrennen, hinein spränge, um allenfalls einen Beutel voll Geld zu retten — wäre das Muth?

J. Nein. Tollkühnheit.

Rich. Wenn aber ein Kind zurück geblieben wäre, das man noch zu retten hoffte; wär' es dann auch Tollkühnheit?

J. Nein; dann wär' es Muth.

Rich. Wenn aber offenbar das Kind nicht mehr zu retten wäre, und doch der Mensch, der sich hinein wagt, sein Leben so viel als gewiß einbüßte?

J. Dann wär' es Tollkühnheit.

Rich. Merkt also: Tollkühn nennt man den, der ohne Noth und Beruf, Glück und Leben wagt, wo er offenbahr wenig oder nichts großes damit ausrichtet.

Habt ihr gemerkt, was Tollkühnheit ist?

J. Ja. Wenn man ohne Noth und Beruf, Glück und Leben wagt, wo man offenbar wenig oder nichts Großes damit ausrichtet.

Die übrigen Kinder sagen es, die Reihe durch, nach.

Rich. Was richtet ihr nun großes und wichtiges damit aus, wenn ihr um ein Vogelnest, um etliche Kirschen oder Birnen ꝛc. Leib und Leben wagt; oder wenn ihr auf das Eis eines tiefen Bachs geht, ohne zu wissen ob es trägt?

J. So viel als gar nichts.

Rich. Oder was nützt ihr der Welt durch andre Wagestücke, durch gefährliches Klettern, Springen, Heben, Ringen u. drgl.?

B. Nichts.

Rich. Ist das also Muth oder Tollkühnheit?

A. Tollkühnheit.

Rich. Der Schieferdecker besteigt in seinem Berufe den Thurm, klettert bis an den Knopf und verrichtet da seine Arbeiten — ist das Tollkühnheit?

B. Nein. Muth.

Rich. Wenn nun ihr es ihm, ohne Beruf, auch nachmachen wolltet, da ihr es doch nicht gelernt, und auch nichts auf dem Thurme zu thun habt — wäre das auch Muth?

B. Nein. Tollkühnheit.

Rich. Sollte es nicht aber doch Fälle geben, wo man seinen Tod so viel als gewiß vor Augen sieht, und doch sein Leben wagen muß?

J. Ja. Im Kriege.

Rich. Also darf der Soldat sein Leben gar nichts achten und sich auch ohne Noth in Gefahr begeben?

J. Nein.

Rich. Auch der Soldat handelt tollkühn, wenn er sein Leben ohne Noth und Nutzen wagt. Wo aber Noth vorhanden und Nutzen davon zu hoffen ist, da verdient seine Tapferkeit, nicht Tollkühnheit, sondern Muth genannt zu werden. — Ich will euch eine sehr schöne und merkwürdige Geschichte erzählen:

Im Jahre 1386 war die Schweitz sehr im Gedränge. Der damahlige Erzherzog Leopold stand mit einem großen Heere Oestreicher bey Sempach, in dem Canton Lucerne, um die Schweizer, welche sich erst von dem unerträglichen Joche der östreichischen Landvögte frey gemacht hatten, wieder zu bezwingen. Sein Heer war, nach der damahligen Art, mit Schildern, Spießen und Schwertern trefflich bewaffnet. Und gegen dieses Heer waren nicht mehr als 1300 Schweizer auf den Beinen, welche meistens statt der Schilde nur Bretter, statt der Spieße nur Aexte und Schwerter, und statt der Harnische nichts als Baumrinden um Arm und Brust führten. Schon etliche mahl hatten sie gegen die Oestreicher einen Angriff gewagt; aber allemahl waren sie zurück geschlagen worden. Da stand ein vornehmer und kühner Schweizer, Namens Anton von Winkelried, auf. Brüder, sagte er, laßt uns wie ein Keil durch die vorgehaltenen Schilde und Spieße dringen und dann zur Rechten und Linken mit dem Schlachtschwerte einhauen! Er stellte die 1300 Schweizer in Schlachtordnung und zwar so, daß in dem vordersten Gliede nur Ein Mann, und in den rückwärts folgenden Gliedern immer mehrere zu stehn kamen. Er selbst stellte sich an die Spitze, empfahl Weib und

Kind

Kind seinen Landsleuten, und beschwur sie, wenn er einmahl eine kleine Lücke in dem östreichischen Heere gemacht haben würde, ja muthig über ihn einzudringen. Schnellen Fußes stürmte er nun gegen die dicht geschloßnen Feinde los; warf sein Schwert aus der Hand, faßte so viel vorgehaltne feindliche Lanzen in beyde Arme zusammen, als er umklaftern konnte, und stürzte mit diesen zur Erde. Seine Streitgenossen, durch diesen Heldenmuth und durch die kleine Lücke die sie nun vor sich sahen, angefeuert, drangen über Winkelried's Körper, der von vielen Spießen durchstochen war, in den Feind, schlugen zur Rechten und Linken alles danieder, und das östreichische Heer ergriff in voller Bestürzung die Flucht. — War nun Winkelried's Heldentod eine Folge des Muths oder der Tollkühnheit?

J. Eine Folge des Muths.

Rich. Ihr seht also, daß man offenbar sein Leben aufopfern kann, ohne darum tollkühn zu seyn. Aber dann muß man auch Hoffnung haben, etwas großes und nützliches durch seinen Tod auszurichten.

Wir kommen nun wieder auf die Begebenheit bey Verona zurück. Wie hieß denn der muthvolle Mann, der den Zöllner und seine Familie vom Untergange gerettet hat?

K. Das steht nicht da.

Rich. Ist aber nicht dieser Mann noch merkwürdiger, als der Graf Spolverini?

B. Ja.

Rich. Warum?

B. Weil er sein Leben, der Graf aber nur sein Geld gewagt hat.

Rich. Warum ist er gleichwohl nicht genannt?

J. Vielleicht weiß man gar nicht, wie er geheissen hat.

Rich. Getroffen! Er gieng davon, ohne Jemand zu sagen wer er war. Zuvor aber nahm er die 200 Ducaten in Empfang . . . nicht wahr?

G. Nein. Er sagte: „Fürs Geld wag' ich mein Leben nicht!“

Rich. Gewiß war er also ein reicher Mann, der es nicht brauchte?

G. Nein. Er war ein armer Mann.

Rich. Ei, dann hätte er doch das Geld nehmen sollen. — Was würdet denn Ihr an seiner Stelle gethan haben?

A — K. †

Rich. Ich dächte wohl ihr hättet es alle genommen und allenfalls dem Zöllner nur etwas davon geschenkt. Nicht wahr?

A — K. Ja.

Rich. Warum machte es aber der großmüthige arme Mann nicht so?

J. Weil es der Graf dem armen Zöllner schenken sollte.

Rich. Das mochte wohl eine Mitursache seyn. Ich denke mir aber noch einen wichtigern Grund. Ohne Zweifel hatte der arme Mann, eh er in den Schelch (Kahn) stieg, die Gefahr wohl überlegt und etwa bey sich selbst gedacht: ist es aber nicht Tollkühnheit,

Kühnheit, wenn du, um des Geldes willen, dein Leben in so große Gefahr gibst? Wie, wenn dich nun Gott in den Wellen umkommen ließe — müßtest du es nicht selbst als eine Strafe ansehen, daß du nicht aus Menschenliebe, sondern nur aus Geldliebe dein Leben gewagt hast? — Vielleicht that er da das feyerliche Gelübde: keinen Heller selbst zu nehmen, wenn es ihm Gott gelingen ließe, sondern das Geld dem Zöllner zu überlassen, und also so uneigennützig gut zu seyn, wie Gott es ist. Dieser Gedanke — du thust es nicht um des schnöden Geldes willen, sondern aus Liebe zu deinen Mitmenschen — dieser Gedanke gab ihm vielleicht erst Muth zu dem Wagestücke; und nun, da er sein Unternehmen gelungen sah, da ihn Gott dreymahl in den Wellen erhalten hatte, wär' es nun Recht gewesen, sein Gelübde zu brechen und das Geld für sich zu behalten?

B. Nein.

Rich. Ob ich mir die Sache recht erkläre, weiß ich nicht, und den Mann können wir nicht fragen. Genug! er hat höchst muthvoll und großherzig gehandelt. Aber etwas Großes in seinem Verhalten, haben wir doch übergangen. Was meynt ihr wohl?

J. Daß er den Grafen gebeten hat, das Geld dem armen Zöllner zu schenken.

Rich. Davon haben wir erst gesprochen. Ich meyne noch etwas anderes. — Kinder! könntet ihr wohl eine so große und uneigennützige That, die in allen Zeitungen gelobt würde, verrichten, ohne der Welt euern Namen wissen zu lassen? ....

A—K. †

Rich. Dazu gehört gewiß viel! Und seht so höchst uneigennützig war dieser arme Mann. Nicht einmahl gekannt und genannt wollte er seyn! — Fühlt ihr nicht alle die größeste Hochachtung gegen diesen großmüthigen Menschenfreund?

A—K. Ja! Ja!

Rich. Ein berühmter Dichter *) wurde durch seine That so begeistert, daß er sie in herrlichen Versen erzählt hat. Ich will sie euch doch vorlesen.

Das Lied vom braven Manne.

Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang.
Wer hohes Muths sich rühmen kann,
Den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob! daß ich singen und preisen kann:
Zu singen und preisen den braven Mann.

Der Thauwind kam vom Mittagsmeer,
Und schnob durch Welschland, trüb' und feucht.
Die Wolken flogen vor ihm her,
Wie wann der Wolf die Heerde scheucht.
Er fegte die Felder; zerbrach den Forst;
Auf Seen und Strömen das Grundeis borst.

*) Bürger.

Am

Am Hochgebirge schmolz der Schnee;
Der Sturz von tausend Wassern scholl;
Das Wiesenthal begrub ein See;
Des Landes Heerstrom *) wuchs und schwoll;
Hoch rollten die Wogen hinab ihr Gleis,
Und rollten gewaltige Felßen Eis.

Auf Pfeilern und auf Bogen schwer,
Aus Quaderstein von unten auf,
Lag eine Brücke drüber her;
Und mitten stand ein Häuschen drauf.
Hier wohnte der Zöllner, mit Weib und Kind. —
„O Zöllner! o Zöllner! Entfleuch geschwind!„

Es dröhnt' und dröhnte dumpf heran,
Laut heulten Sturm und Wog' ums Haus.
Der Zöllner sprang zum Dach hinan,
Und blickt' in den Tumult hinaus, —
„Barmherziger Himmel! Erbarme dich!
„Verlohren! Verlohren! Wer rettet mich?„ —

Die Schollen rollten, Schuß auf Schuß,
Von beyden Ufern, hier und dort,
Von beyden Ufern riß der Fluß
Die Pfeiler samt den Bogen fort.
Der bebende Zöllner, mit Weib und Kind,
Er heulte noch lauter, als Strom und Wind.

Die Schollen rollten, Stoß auf Stoß,
An beyden Enden, hier und dort,
Zerborsten und zertrümmert, schoß
Ein Pfeiler nach dem andern fort.

*) Die Adige oder Etsche.

Bald nahte der Mitte der Umsturz sich. —
„Barmherziger Himmel! Erbarme dich!„ —

Hoch auf dem fernen Ufer stand
Ein Schwarm von Gaffern, groß und klein;
Und jeder schrie und rang die Hand,
Doch mochte niemand Retter seyn.
Der bebende Zöllner, mit Weib und Kind,
Durchheulte nach Rettung den Strom und Wind. —

Wann klingst du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang?
Wohlan! So nenn' ihn, nenn' ihn dann!
Wann nennst du ihn, mein schönster Sang?
Bald nahet der Mitte der Umsturz sich.
O braver Mann! braver Mann! zeige dich!

Rasch gallopirt ein Graf hervor,
Auf hohem Roß ein edler Graf.
Was hielt des Grafen Hand empor?
Ein Beutel war es voll und straff.
„Zweyhundert Ducaten sind zugesagt,
„Dem, welcher die Rettung der Armen wagt!„

Wer ist der Brave? Ist's der Graf?
Sag an, mein braver Sang, sag an! —
Der Graf, beym höchsten Gott! war brav!
Doch weiß ich einen bravern Mann. —
O braver Mann! braver Mann! Zeige dich!
Schon naht das Verderben sich fürchterlich. —

Und immer höher schwoll die Fluth;
Und immer lauter schnob der Wind;
Und immer tiefer sank der Muth. —
O Retter! Retter! Komm geschwind! —
Stets Pfeiler bey Pfeiler zerborst und brach,
Laut krachten und stürzten die Bogen nach.

„Halloh! halloh! Frisch auf gewagt!„
Hoch hielt der Graf den Preis empor.
Ein Jeder hört's, doch Jeder zagt,
Aus Tausenden tritt Keiner vor.
Vergebens durchheulte, mit Weib und Kind,
Der Zöllner nach Rettung den Strom und Wind. —

Sieh, schlecht und recht, ein Bauersmann
Am Wanderstabe schritt daher,
Mit grobem Küttel angethan,
An Wuchs und Antlitz hoch und hehr.
Er hörte den Grafen, vernahm sein Wort;
Und schaute das nahe Verderben dort.

Und kühn, in Gottes Namen, sprang
Er in den nächsten Fischerkahn;
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang,
Kam der Erretter glücklich an:
Doch wehe! der Nachen war allzuklein,
Der Retter von Allen zugleich zu seyn.

Und dreymahl zwang er seinen Kahn,
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang;
Und dreymahl kam er glücklich an,
Bis ihm die Rettung ganz gelang.

Kaum kamen die Letzten in sichern Port:
So rollte das letzte Getrümmer fort.

Wer ist, wer ist der brave Mann?
Sag an, sag an, mein braver Sang!
Der Bauer wagt' ein Leben dran:
Doch that er's wohl um Goldesklang?
Denn spendete nimmer der Graf sein Gut:
So wagte der Bauer vielleicht kein Blut. —

„Hier, rief der Graf, mein wackrer Freund!
„Hier ist dein Preis! Komm her! Nimm hin!„ —
Sag an, war das nicht brav gemeint? —
Bey Gott! der Graf trug hohen Sinn. —
Doch höher und himmlischer, wahrlich! schlug
Das Herz, das der Bauer im Küttel trug.

„Mein Leben ist für Gold nicht feil.
„Arm bin ich zwar, doch ess' ich satt.
„Dem Zöllner werd' Euer Gold zu Theil,
„Der Hab und Gut verlohren hat!„
So rief er mit herzlichem Biederton,
Und wandte den Rücken und gieng davon. —

Hoch klingst du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang!
Wer solches Muths sich rühmen kann,
Den lohnt kein Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob! daß ich singen und preisen kann,
Unsterblich zu preisen den braven Mann!

Empfindungen der Kinder über die dichterische Darstellung — Bemerkungen des Lehrers über die Schönheit des Ganzen und einzelner Theile — Erklärungen einzelner Ausdrücke — Versprechen das Gedicht von den Kindern abschreiben zu lassen.

Richard. Weniger glücklich in seinem Vorhaben war der vortrefliche Herzog Leopold von Braunschweig, dessen am Ende des heutigen Lesestücks gedacht wird. Auch dieser wollte eine arme Familie aus einem Flusse retten — und aus welchem?

J. Aus der Oder.

Rich. Bey welcher Stadt?

J. Bey Frankfurt an der Oder.

Rich. Die Oder ist ein sehr beträchtlicher, schiffbarer Fluß, welcher fast ganz Schlesien und die Mark Brandenburg durchläuft. (Zeigt den Fluß auf der Charte.)

Frankfurt an der Oder, (welches ihr hier seht) liegt in der Mittelmark Brandenburg, gehört dem Könige von Preußen; ist theils reformirter, theils lutherischer Religion; hat eine Universität und treibt starken Handel, in welchem die Oder sehr wohl zu Statten kommt. Auf diesem Flusse büßte nun Herzog Leopold von Braunschweig, der in königlich preußischen Kriegsdiensten war und mit seinem Regimente in Frankfurt lag, sein theures Leben ein. Was bewog ihn denn, bey einer so stürmischen Ueberschwemmung in den Fluß zu fahren?

B. Er wollte arme Leute retten.

Rich. Warum wagte sich aber der Herzog selbst? Warum bot er nicht, wie Spolverini, Geld?

J. Weil er so mitleidig war.

Rich. Ueberhaupt, weil er hier nicht an Stand und Würde, sondern nur an die Noth der Unglücklichen dachte, und vielleicht niemand das Herz würde gefaßt haben, ums Geld zu thun, was Er ganz uneigennützig that. — Wer wagte wohl mehr von beyden: Graf Spolverini oder Herzog Leopold von Braunschweig?

D. Herzog Leopld von Braunschweig.

Rich. Warum glaubst du, daß dieser mehr gewagt habe?

D. Weil er sein Leben, der Graf aber nur einen Beutel voll Geld gewagt hat.

Rich. Dieß erkannte auch jedermann, und wenig Fürsten sind so allgemein betrauert worden, als Leopold. Ihm zu Ehre wurde zu Frankfurt an der Oder nach seinem Todte ein schönes Denkmahl errichtet. Ein noch schöneres aber errichtete er sich selbst. Und worin besteht das? . . . Er hat etwas in Frankfurt gestiftet, das ihm viele Ehre macht und ein schöneres Denkmahl für ihn ist, als man aus Erz und Marmor machen kann. . .

J. Eine Soldatenschule.

Rich. Getroffen! Nämlich eine Schule für Soldatenkinder, wo sein Andenken alljährlich am 27 April besonders gefeyert wird. — Sein Versuch, die armen Unglücklichen zu retten, würde ihm ohne Zweifel gelungen seyn, wenn nicht der Kahn an etwas angestossen und darüber umgeschlagen wäre. — Die Rettung war

also keineswegs unmöglich. — Können wir demnach den Versuch, den er machte, Tollkühnheit nennen?

J. Nein. Es war Muth.

Rich. Und zwar Muth aus inniger Menschenliebe. „Wer so sein Leben wagt . . . . Wie steht im Kinderfreunde?

C. Wer so sein Leben zum Beßten Anderer wagt, hat Ruhm und Ehre davon, und Gott wird's ihm lohnen. Wer aber aus Leichtsinn oder Frechheit, ohne Noth, sich in Gefahren begibt, womit soll der sich trösten, wenn's ihm übel geht? „

Rich. So wagte unser Heiland für die Ausbreitung seiner vortreflichen Religion, Glück und Leben. Er sah, daß nur mit Aufopferung seines Lebens, die gute Sache durchzusetzen sey; daß nur dadurch und durch seine Auferstehung der Muth seiner Jünger so weit gestärkt werden könne, um ebenfalls Freyheit und Leben für die Wahrheit zu wagen; daß nur durch seine eigene Aufopferung der damahlige jüdische Opferdienst abgeschafft werden könne. Da er dieß voraus sah, und ohne seinen Heldentod das große Werk der allgemeinen Menschenbeglückung nicht zu Stande gekommen seyn würde: — so war seine Entschlossenheit zu sterben, nicht Verwegenheit, sondern ehrenvoller Heldenmuth und eine Aufforderung an uns, auch, wenn es seyn muß, das Leben für unsre Brüder zu lassen. Schlagt nun auch die angeführten Stellen aus dem Sirach nach!

K. Sir. 34, 16. Wer den Herrn fürchtet, der darf vor nichts erschrecken, noch sich entsetzen; denn Er ist seine Zuversicht. —

Rich. Wer darf vor nichts erschrecken?

B. Wer den Herrn fürchtet.

Rich. Also der Tugendhafte. Kann aber nicht auch der Tugendhafte in Gefahren umkommen?

J. Ja, wie Herzog Leopold.

Rich. Ist aber für diesen der Verlust seines Lebens ein eigentlicher Verlust?

J. Nein. Er wird ewig glückselig.

Rich. Gewöhnlich läßt es Gott dem Gerechten auch schon hier gelingen. Er ist seine Zuversicht. — Darf aber auch der, welcher aus Verwegenheit, Muthwillen, oder bey unrechtmäßigen Handlungen, bey Diebstahl u. drgl. sein Leben wagt, seine Zuversicht auf Gott setzen?

E. Nein.

Rich. Wie steht Sir. 3, 27. 28.?

E. „Wer sich in Gefahr begiebt, der verdirbt darin, und einem vermessenen Menschen geht es endlich übel aus.„

Rich. Zwar gieng es auch dem edlen Leopold, der in der schönsten Blüte seines Alters, in seinem 33sten Jahre, in der Oder sein Grab fand, vor den Augen der Welt übel aus; Können aber wir, die wir ein besseres Leben und eine Belohnung alles Guten in jener Welt glauben — können wir eigentlich sagen: es ist ihm übel ausgegangen?

B. Nein.

Rich. Vielleicht wäre er im Kriege eines viel härteren Todes gestorben: er hätte der Welt kein so schönes Beyspiel gegeben — und wer kann überhaupt Gottes Rathschlüsse ergründen?

An dem, was wahrhaft glücklich macht,
Läßt Gott es keinem fehlen.
Gesundheit, Ehre, Glück und Pracht
Sind nicht das Glück der Seelen.
Wer Gottes Rath,
Vor Augen hat,
Dem wird ein gut Gewissen
Die Trübsal selbst versüßen.

Sechs und dreyßigste Katechisation.

Ueber die Beßerung der Menschen durch die Abendmahlsfeyer. *)

(Kinderfr. 2ter Th. Nr. 64. u. 83.)

Die Communicanten.

So oft Wilhelms Kinder zum Nachtmahle gehn wollten, mußten sie zu ihrem Vater ganz alleine kommen; denn Wilhelm ließ sie nie ohne eine väterliche Ermahnung in die Beichte. Da stellte er denn einem jeden seine Fehler vor. Das kann der Prediger nicht so thun, wie ich, dachte er; denn theils weiß er ihre Fehler nicht so genau, theils hat er nicht Zeit, sich mit meinen Kindern allein abzugeben, und diese würden sich überdieß für beschimpft halten, wenn er so mit Fingern auf sie deuten wollte. Hört, Kinder! sagte also Wilhelm: Der Mensch nimmt

*) Daß hier das Abendmahl nur einseitig betrachtet ist, liegt in der ganzen Tendenz des Lesestücks. Diese Katechisation soll auch keineswegs die christliche Abendmahlslehre enthalten, welche in den Katechismus und nicht hieher gehört.

nimmt seine Fehler nicht in Einem Tage alle zugleich an, und legt sie auch nicht in Einem Tage auf Einmahl ab; aber allmählig muß er einen Fehler um den andern ablegen, und das geht am leichtesten in der Jugend, und das Nachtmahlgehn kann einen oft darin sehr unterstützen, wenn man sich nämlich, so oft man dabey erscheinen will, alle seine Unarten vorstellt, und Eine davon abzulegen sich jedesmal vornimmt, und das dem lieben Gott bey seinem Altare heilig verspricht, und an das Versprechen dann alle Tage im Gebete gedenkt. Ist man mit den wichtigsten Fehlern so ziemlich fertig: so fängt man an, sich zu besinnen, in welcher Tugend man bisher am trägsten und nachlässigsten war, und nimmt sich vor, auch in dem Stücke sich zu bessern, und so wird man allmählig ganz gut, so weit es ein Mensch werden kann. Und hiemit erinnerte er ein jedes seiner Kinder an einen Hauptfehler, den es bisher an sich hatte; stellte ihm das Häßliche und Schädliche dieser Unart vor, und ließ es sich mit Hand und Mund versprechen, von diesem Nachtmahlsgenusse an, den Fehler zu lassen, und ihn dem lieben Gott feyerlich abzubitten. In der Folge erinnerte er oft seine Kinder an den Verspruch, und mit jedemmahle, da sie zum Nachtmahle giengen, wurden sie besser, und

Wilhelm erlebte Freude und Vergnügen an ihnen.

Richard. Einige von euch, liebe Kinder, werden nun bald, wie Wilhelms Kinder, zum Nachtmahle gehn dürfen; andre sind schon im vorigen Jahre dazu gelassen worden. Möchte es doch auch von Euch, wie von den wilhelmischen Kindern heissen: „mit jedemmahle da sie zum Nachtmahle giengen, wurden sie besser, und ihre Aeltern erlebten Freude und Vergnügen an ihnen!

Doch, das kann bey euch allen wahr werden, wenn ihr so gute Ermahnungen eben so folgsam aufnehmt. Vor allem müßt ihr euch recht einprägen, daß das Abendmahl zur Besserung; aber nicht anstatt der Besserung dient. Gibt es denn Leute, welche glauben, das Abendmahl könne anstatt der Besserung dienen?

B. Ja.

Rich. Sie glauben nämlich: durch fleißiges Abendmahlgehen könne man die Beßerung ersparen, und dürfe nach jeder Absolution aufs neue los sündigen. —

Das Abendmahl aber kann die Seele nicht etwa so bessern, wie eine Arzney den Körper; denn Brod und Wein können den Geist nicht veredeln; Aber eine Veranlassung zur Besserung kann und soll das h. Nachtmahl werden, wenn man es mit einer solchen Verfassung genieset, wie die Kinder, von denen wir gelesen haben.

Was that denn ihr braver Vater, so oft sie zur Beichte gehn wollten?

J. Er ließ sie zu sich allein kommen.

Rich. Warum denn zu sich allein?

J. Weil niemand fremdes zuhören sollte.

Rich. Und was that er denn da?

B. Er stellte einem jeden seine Fehler vor.

Rich. Wozu das? Das hätte ja der Pfarrer in der Beichte, welche ohnehin nichts anders als eine Vorbereitung auf das Abendmahl ist, am beßten thun können — —.

B. Nein.

Rich. Warum nicht?

B. „Weil er ihre Fehler nicht so genau wußte.“

Rich. Warum noch mehr?

J. „Weil er nicht Zeit hatte sich mit Wilhelms Kindern allein abzugeben.“

Rich. Und wenn er ihnen ihre Fehler, in Gegenwart Anderer, vorgeworfen hätte, würden sie wohl damit zufrieden gewesen seyn?

J. Nein, „Sie würden sich für beschimpft gehalten haben, wenn er so mit Fingern auf sie hätte deuten wollen.“

Rich. War das wohl auch im Hause ihres Vaters so?

C. Nein, da hörten es die fremden Leute nicht.

Rich. Was sagte ihnen nun einmahl Vater Wilhelm, über die Beßerung, als sie eben zur Beicht gehn wollten?

D. „Hört, Kinder! Der Mensch nimmt seine Fehler nicht in Einem Tag alle zugleich an, und legt sie auch nicht in Einem Tage auf Einmahl ab.“

Rich. Wäre also der Entschuß: auf Einmahl alle Fehler abzulegen, vernünftig gewesen?

D. Nein.

Rich. Wer zu viel auf einmahl anfaßt, hebt gar nichts auf — sagt man im Sprichworte. Wie muß man es daher in Ansehung der Besserung anfangen? Muß man sich alle Fehler zugleich abzulegen vornehmen?

J. Nein. Man muß allmählig einen Fehler um den andern ablegen.

Rich. Und in welchem Alter kann man das am leichtesten?

E. In der Jugend.

Rich. Jung gebogen; recht gezogen! — Bey welcher Gelegenheit soll man sich aber besonders vornehmen, besser zu werden?

F. Wenn man zum Abendmahle geht.

Rich. Was muß man zu dem Ende thun, wenn man bey dieser Feyer erscheinen will? ... Wie steht im Kinderfreunde? ... Man muß sich, so oft man dabey ꝛc.

G. „Man muß sich, so oft man dabey erscheinen will, alle seine Unarten vorstellen, und Eine davon abzulegen sich jedesmahl vornehmen.“

Rich. Warum nur Eine?

J. Weil man mit Einer Unart genug zu thun hat.

Rich. Warum soll man sich aber doch alle seine Unarten vorstellen?

J. Damit man Eine davon auslesen kann.

Rich. Wen man nun zum Altare geht — was muß man da dem lieben Gott heilig versprechen?

J. Daß man diese Unart ablegen will.

Rich. Die meisten Leute nehmen sich, so oft sie zum h. Abendmahle gehn, Gutes vor. Sie bitten einander ab, sie versprechen Besserung und sind auch wirklich einige Tage lang besser. Der Säufer sauft nicht; der Flucher flucht nicht; der Betrüger betrügt nicht; der Wirthshaussitzer bleibt daheim — das alles ist gut; aber wie lange dauerts?

B. Meistentheils nur etliche Tage.

Rich. Der Anfang wäre also ganz recht gemacht; nur Schade! daß es gewöhnlich an dem Fortgange fehlt. Denken wohl diese rückfälligen Menschen fleißig an ihren guten Vorsatz?

B. Nein. Sie vergessen ihn gleich wieder.

Rich. Was muß man daher thun, wenn die guten Abendmahlsvorsätze helfen sollen?

J. „Man muß an das Versprechen alle Tage im Gebete gedenken."

Rich. Ist es aber genug, daß man bloß seine gröbsten Fehler abzulegen sucht?

K. Nein.

Rich. Was muß man daher thun, wenn man mit den wichtigsten Fehlern so ziemlich fertig ist?

J. „Man muß sich besinnen, in welcher Tugend man bisher am trägsten und nachlässigsten war, und sich vornehmen, auch in dem Stücke sich zu bessern."

Rich. Dieß sagte Wilhelm seinen Kindern im Allgemeinen; nun aber hielt er jedem etwas besonders vor. Und was?

J. „Er erinnerte ein jedes seiner Kinder an einen Hauptfehler, den es bisher an sich hatte.“

Rich. Und in Ansehung dieses Hauptfehlers stellte er jedem zwey Dinge vor: das Häßliche und ...?

A. Das Schädliche.

Rich. Was müssen wir daher an all' unsern Fehlern fleißig betrachten?

J. Wie häßlich und wie schädlich sie sind.

Rich. Wer die Häßlichkeit und Schädlichkeit seiner Fehler recht lebhaft einsieht, was wird der gewiß thun?

J. Er wird sie abzulegen suchen.

Rich. Sehen aber alle Menschen die Häßlichkeit und Schädlichkeit ihrer Fehler so lebhaft ein?

A. Nein.

Rich. Sie entschuldigen wohl ihre Fehler, und meynen, es habe mit ihnen so viel nicht zu bedeuten— Gott werde es so genau nicht nehmen u. s. w. Sie verlassen sich dagegen auf das wenige Gute, das sie an sich haben, und bleiben auf die Art Zeitlebens böse Menschen. Das sollten Wilhelms Kinder nicht bleiben oder werden. Sie mußten ihm zu dem Ende etwas mit Hand und Mund versprechen. Und was?

J. „Von diesem Nachtmahlsgenusse an, den Fehler zu lassen und ihn dem lieben Gott feyerlich abzubitten.“

Rich. Bey diesem Handgelübde ließ es aber Wilhelm nicht blos bewenden. Was that er in der Folge?

J. „Er erinnerte seine Kinder oft an den Verspruch.“

Rich. Half das auch?

B. Ja. „Mit jedemmahle, da sie zum h. Nachtmahle giengen, wurden sie besser, und Wilhelm erlebte Freude und Vergnügen an ihnen.“

Rich. Für wen aber wird es noch mehr Freude und Vergnügen gewesen seyn, als für den Vater?

B. Für die Kinder selbst.

Rich. Und so gut wie diese könnt ihr es alle in Zeit und Ewigkeit haben, wenn ihr es eben so macht.

Was wollt ihr demnach thun, wenn ihr nun zum heiligen Abendmahle geht?

J. Uns prüfen, welche Fehler wir an uns haben, und uns vornehmen, wenigstens Einen davon abzulegen.

Rich. Und so, liebe Kinder, werdet ihr euch nach und nach daran gewöhnen, Recht zu thun.

Zu diesem Rechtthun steht eine schöne Anleitung im Kinderfreunde, die wir zum Schlusse noch lesen wollen. Kinderfr. 2ter Th. Nr. 83.

Vom Rechtthun.

Ein Gespräch.

Lehrer.

Kinder, wenn euch eure neuen Kleidungsstücke die Dienste thun, die ihr von ihnen erwartet, nämlich, wenn sie euch nicht drücken, und Sicherheit gegen Verletzung und Kälte verstatten; so sprecht ihr: sie sind uns gerecht; der Meister

ster hat sie recht und gut gemacht. Wenn euch hungert, und ihr bekommt Speise, oder ihr dürstet, und euch wird zu trinken gereicht: so dünkt euch, das sey zur rechten Zeit geschehen. Wenn dem, der euch und euern Aeltern schaden wollte, von der Obrigkeit Einhalt geschieht: so sagt ihr: ihm sey sein Recht wiederfahren ꝛc. Was wird also nun wohl Rechtthun überhaupt heissen?

Fritz. Es so machen, wie es seyn muß.

Lehrer. Warum sagst du: seyn muß.

Fritz. Weil, wenn es anders wäre, Schaden entstünde.

Lehrer. Gut. Aber woher erfährt man wohl am sichersten, was in den wichtigsten Dingen recht ist?

Fritz. Aus den Geboten Gottes, durch Jesum Christum und seine Apostel.

Lehrer. Steht denn alles, was in jedem Falle recht ist, mit ausdrücklichen Worten in diesen Lehren Christi und seiner Apostel?

Fritz. Doch das Wichtigste, und woraus man das Uebrige folgern kann, was recht ist.

Lehrer. Was gehört also zuerst dazu, ehe man recht thun kann?

Fritz. Man muß wissen, was recht ist.

Lehrer. Wenn man das nun weiß?

Fritz. Dann muß man es auch thun.

Lehrer.

Lehrer. Wie lernt man das?

Fritz. Wenn man oft daran denkt, was Rechtthun für Vortheil, und Unrechtthun für Schaden bringt:

Lehrer. Wie kommt man denn dahin, daß man stets recht thun kann, wenn man schon überhaupt dazu den Willen hat?

Fritz. Man muß vorsichtig seyn; in jedem Falle, ehe man etwas thut, bedenken, ob es auch recht ist, und oft zu Gott um Weisheit und Gnade beten.

Lehrer. Aber was man nun in der Schule davon etwas gelernt hat, wird das nicht in der Folge, oder mit der Zeit, wieder vergessen werden?

Fritz. Wenn man hernach oft wieder an das denkt, was man von Gottes Willen, und von allem, was gut oder recht ist, gelernt hat, oder es wiederholt: so vergißt man's nicht so leicht, sondern lernt durch Nachdenken immer mehr dazu. Eben darum gehen die Erwachsenen in die Kirche.

Lehrer. Ist's genug, nur zuweilen recht zu thun?

Fritz. Nein; sondern man muß in beständiger Uebung bleiben.

Lehrer. Du hast gut geantwortet, mein Sohn! Aber was wird denn das nun auch für

eine

eine gute Folge haben, wenn du dir lange viel Mühe gegeben hast, recht zu thun?

Fritz. Daß ich endlich gerecht werde, und selbst es wissen kann, daß ich's bin.

Lehrer. Und was bringt dieses für Nutzen?

Fritz. Das steht in dem schönen Spruch: Predigt von den Gerechten, sie sollen es gut haben; denn sie werden die Früchte ihrer Werke essen.

Lehrer. Früchte essen, was heißt das hier?

Fritz. So wie ein Gärtner sich der Früchte zu erfreuen hat, wenn er gute Bäume zieht, oder der Ackermann seiner guten Ackerarbeit, bey der Aernte: so soll es derjenige auch gut haben, der da trachtet, recht zu thun, und Gutes zu stiften.

Lehrer. Was heißt das Wort: ein Gerechter?

Fritz. Ein Gerechter heißt ein Mensch, der sich gewöhnt hat, recht zu thun.

Lehrer. Und was bedeutet das Uebrige, was der Spruch noch enthält?

Fritz. Gott wäre solchen Menschen gnädig, sie hätten ein ruhiges Gewissen, und sie dürften sich weder im Leben, noch im Tode, fürchten.

Lehrer. Aber kann man denn auch mit aller ehrlich angewandten Mühe, ganz, völlig gerecht werden? Ich denke, alles, was der Mensch thut, wäre unvollkommen.

Fritz. Ganz vollkommen wird freylich Niemand; aber doch immer einer vollkommener als der andere. Gott weiß es allein, wie weit es ein jeder Mensch im Guten bringen kann, und wie treu er die Gelegenheiten zum Gutwerden benutzt hat.

Lehrer. Worauf will Gott dabey am meisten sehen?

Fritz. Ob Aufrichtigkeit und ein herzlicher Wunsch nach Gerechtigkeit da sey.

Lehrer. Ja. Denn dem, der das Gute liebt, und das Böse hasset, dem hat Gott durch Christum die Versicherung gegeben, daß ihn, sogar begangne, aber bereute, und forthin unterlassene böse Gewohnheiten oder Sünden, nicht von der Theilnehmung am ewigen glückseligen Leben ausschliessen sollen. Besser wird's aber immer der haben, der von Jugend auf, sich vor Sünden hütet. Die Zeit, die jener auf's Gutwerden wendet, kann dieser aufs Besserwerden verwenden.

Fritz. Aber, lieber Lehrer, wenn ich doch zuweilen, aus Schwachheit oder Irrthum fehle, meinen Fehler nicht entschuldige, und desto vor-

sichtiger werde: dann herrscht doch in mir die Sünde nicht, und ich bin doch dann kein Lasterhafter?

Lehrer. Nein: sondern Laster und Sünden begeht nur der, der das Böse dennoch thut, wenn er gleich weiß und denkt, daß es wider Gottes Gebot ist.

Fritz. Woran kann ich aber wissen, ob ich aufrichtig bin, oder den Wunsch habe, gerecht zu werden?

Lehrer. Wenn ich mir bewußt bin, daß ich allezeit gern wissen möchte, was recht ist, damit ich's thun, und Gott gefallen könne. Jer. 7, 3. 5. Matth. 5, 6. 1 Joh. 3, 7.

Rich. Diese Gerechtigkeit, liebe Kinder, durch welche wir Gott gefallen und wahrhaft glückselig werden, wird euch aber, wie sich's von selbst versteht, durch das Abendmahl nicht auf eine wunderbare Weise mitgetheilt. Ihr müßt sie euch selbst erwerben; aber es kann euch das heilige Abendmahl dazu sehr behülflich seyn, wenn ihr solche Selbstprüfungen wie Wilhelm und seine Kinder anstellt, solche Vorsätze faßt, und euch in diesen Vorsätzen durch das heilige Abendmahl stärkt.

Es ist ein Mahl, zum Andenken Jesu Christi. Welches Beyspiel aber könnte für uns ermunternder seyn, als das Beyspiel dessen, der das Abendmahl zu sei-

nem Andenken verordnet hat? Bey diesem heiligen Mahle gelobt ihr Gott auf eine höchst feyerliche Art: gesinnet zu seyn, wie Jesus Christus auch war; denn Er, der aus Liebe zu uns lebte und starb, will nicht nur durch das Abendmahl, sondern durch unsern ganzen Sinn und Wandel vererht seyn. Nicht um seiner, sondern um unsrer Willen fordert er diese Nachfolge in seinen Fußstapfen, zu welcher uns das Abendmahl ermuntert. Nur wahrhaft bußfertige, die ihre Fehler bereuen, und sich bessern, können aus dem heiligen Nachtmahle Trost und Beruhigung schöpfen.

Gewiß, liebe Kinder, jetzt macht der Genuß desselben noch tiefe und nützliche Eindrücke auf euch. Werdet nicht in der Folge gleichgültig dabey, wie so viele sogenannte Christen! Genieset es vielmehr immer mit größerm Nutzen, mit bessern Vorsätzen, mit einem Herzen, das Gott und alle Menschen mit neuer Liebe umfängt. —

Tag der Wonne! heiligs Mahl!
Ewig will ich dein gedenken.
Meines Jesu Todesquaal
Soll mir Trost in Leiden schenken,
Und mein Leben soll allein
Seinem Dienst gewidmet seyn, Amen!

Sieben und dreyßigste Katechisation.

Ueber das Evangelium am 8ten Sonntage nach Trinit. Matth. 7, 15—23.

Ein Gleichniß aus dem Gebiete der Landwirthschaft, in all seinen Theilen moralisch angewandt.

Richard. Schlagt das gestrige Sonntags-Evangelium auf, und laßt einmahl hören, ob ihr die schönen Anwendungen recht gemerkt habt, die unser Herr Pfarrer in der Predigt gemacht hat. Es steht Matth. 7, 15 — 23.

Die Kinder lasen es vor.

Rich. Von was handelt das Evangelium?

B. Von falschen Propheten.

Rich. Was versteht ihr unter Propheten?

J. Lehrer und Priester.

Rich. Recht! Besonders wurde der Nahme Prophet solchen Männern beygelegt, welche zukünftige Dinge vorher sahen, und sagten. Hier ist aber das Wort im weitläuftigen Sinne genommen, nach welchem es alle Religionslehrer anzeigt. Warnt denn aber Christus überhaupt vor allen Lehrern der Religion?

J. Nein,

J. Nein, nur vor den falschen, die in Schafskleidern einher gehen.

Rich. Was heißt das: in Schafskleidern einher gehen?

J. Sich so gut wie ein Lamm anstellen.

Rich. Richtig, darum setzt unser Heiland noch hinzu . . . . Wie heißt es am Schlusse des 15ten Verses?

G. Inwendig aber sind sie reissende Wölfe.

Rich. Wen meynt denn nun Christus unter den falschen Propheten?

G. Die Pharisäer und Priester.

Rich. Ohne Zweifel hatte er diese besonders im Sinne; diese Leute ließen sich's größtentheils angelegen seyn, das Volk in der Blindheit zu erhalten, und waren daher Christo sehr feind, daß er dem gemeinen Manne die Augen öffnete. Sie verschrieen ihn als einen Ketzer und Sündergesellen auf alle mögliche Art, und suchten durch heiliges Aussenwerk besser zu scheinen als Er. Auf das Aussenwerk sah nun das Volk, und ließ sich häufig dadurch blenden. Deßwillen giebt unser Heiland beßre Merkmale an, an welchen man den rechtschaffnen Mann und den Scheinheiligen, den treuen Religionslehrer, dem es um Recht und Wahrheit zu thun ist, und den falschen Wort- und Minenmacher, der nur auf seinen Vortheil und auf seine Gemächlichkeit sieht, unterscheiden soll. Woran sollte man diese Falschen erkennen?

K. An ihren Früchten.

Rich. Was versteht ihr denn unter Früchten?

B. Das Thun und Lassen der Menschen,

Rich. Wovon ist aber die Redensart hergenommen?

B. Von Bäumen.

Rich. Die Menschen werden hier also mit Bäumen verglichen, und das was sie thun, mit den Früchten, die daran wachsen. Nun, sagt einmal, wenn euch jemand in einen Garten führte, und fragte euch bey einem Baume, den ihr noch nicht kennetet, ob das ein guter Baum sey oder nicht: was würdet ihr antworten?

D. Wir haben die Früchte noch nicht versucht.

Rich. Aber ihr sehet ja doch die Rinde, den Wuchs und die Blätter?

J. Darauf kommt es nicht allemahl an. Ein Baum kann von Ansehen recht schön seyn, und seine Frucht tauget doch nichts.

Rich. Einem Menschen aber kann man's gleich ansehen, ob er gut oder böse ist?

J. Auch nicht. Mancher redet immer gottselig, und ist doch ein Gottloser.

Rich. Welche Leute haben es zu den Zeiten Christi großentheils so gemacht?

C. Die Pharisäer.

Rich. So sagt uns auch Mancher gar viel von seiner Freundschaft vor, und lobt uns ins Gesicht; Ist das aber allemal Ernst? — Weißt du einen Spruch aus dem Sirach, der hieher paßt? Ihr habt ihn erst vor kurzem gelernt.

D. Ja. Vor dir kann er süße reden, und lobt sehr was du redest; aber hinterwärts redet er anders, und verkehrt deine Worte. (Sir. 27, 26.)

Rich. Und wie heißt es im heutigen Evangelio von den Leuten, die nur mit dem Munde Christlich sind, aber nicht mit der That?

E. Es werden nicht alle die zu mir sagen: Herr! Herr! in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vater im Himmel.

Rich. Das Seyn ist also mehr werth als der Schein. Die Früchte eines Baumes müssen über seinen Werth entscheiden und nicht die Rinde oder das Blatt. — Der Vergleich, den unser Heiland im heutigen Evangelio macht, ist also sehr passend. Hört aber weiter, wie sich das Bild von Wort zu Wort anwenden läßt. — Wißt ihr woraus die Obstbäume entstehn?

A. Aus Kernen.

Rich. Aus welchen Kernen entstehn aber die besten Obstsorten? Aus schlechten und wilden, oder aus geschlachten Kernen?

B. Von guten Obstkernen kommen bessere Bäume als von schlechten.

Rich. Richtig! Das ist eine bekannte Gärtnerregel. Nun stellt euch die Bäume, von denen die Kerne genommen werden, vor, als die Aeltern, und die jungen Bäumchen, die daraus wachsen, als die Kinder. Von welchen Aeltern kommen gewöhnlich die beßten Kinder?

F. Von guten Aeltern.

Rich. Allemahl?

H. Nein; aber doch meistentheils.

Rich. Man hat viele Exempel, daß liederliche Aeltern, die auf dem Rabensteine ihr Leben verloren haben, ganz kleine Kinder zurückließen! und daß diese Kinder, so viel man sich auch Mühe gab, sie gut zu erziehen, doch wieder eben so bösartig geworden sind als ihre hingerichteten Aeltern. Manche Kinder wurden noch in der Wiege zu Waisen, indem ihnen Vater und Mutter starben, oder davon liefen. Sie kamen also zu ihren Taufpathen, zu Verwandten, oder zu andern gutherzigen Leuten. Sie sahen nun die Unarten ihrer Aeltern nicht, und doch bekamen sie eben die Fehler. Wie heißt daher das Sprichwort? — der Apfel — —

J. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme.

Rich. Wenn ihr also gute Aeltern habt: so könnt ihr Gott nicht genug dafür danken. Um eurer frommen Aeltern willen traut man euch auch weit eher, als den Kindern gottloser Aeltern. Wie schön ist nicht die Geschichte im Büchlein Tobiä! Als der junge Tobias zu dem alten Raguel kam und sich zu erkennen gab, fiel ihm dieser um den Hals, und küßte ihn. „O, mein lieber Sohn, rief er aus, gesegnet seyst du; denn du bist eines recht frommen Mannes Sohn!“ So viel gutes verspricht man sich also von den Kindern, wenn sie aus der Hand frommer Aeltern kommen. Haben denn aber die bösen Väter und Mütter immer böse, und die guten immer fromme Kinder?

B. Nein. Manchmal ists umgewandt.

Rich.

Rich. Woher kommt das wohl hauptsächlich?

B. Von der Erziehung.

Rich. Ich dächte aber, alle guten Aeltern erzögen auch ihre Kinder gut. —

H. Nicht immer.

Rich. Warum nicht immer?

K. Weil sie oft nicht wissen, wie sie es recht anfangen sollen.

Rich. Oder weil sie ihren Kindern zu gut sind; ihnen aus allzugroßer Zärtlicheit alle Unarten hingehen lassen. Oder, noch eins! — Wo lernen die Kindern das meiste Böse?

K. Auf den Gassen und in bösen Gesellschaften.

Rich. Oder beym Gesinde. Wenn also die übrigens frommen Aeltern, nicht darauf sehen, daß ihre Kinder vor Verführungen bewahrt werden: so mißrathen oft ihre Kinder, die sonst gewiß recht brav geworden seyn würden. Wollt ihr also künftig unzufrieden werden, wenn euch eure Aeltern nicht überall hinlassen, wo ihr gerne hin wollt?

C. Nein.

Rich. Schlagt auf: Buch der Weisheit 4, 12!

D. Die bösen Exempel verführen und verderben einem das gute, und die reizende Lust verkehret unschuldige Herzen.

Rich. Wie nun aber zuweilen brave Väter und Mütter ihre Kinder nicht gut erziehen: so trifft sich's zuweilen, daß bösartige Aeltern so ziemlich auf die Kinderzucht sehen; folglich kann es wohl manchmal eintreffen, daß Kinder böser Aeltern eher gedeihen, als

Kinder der Frommen. Samuel und Hiob waren fromme Leute, und ihre Kinder schlugen doch aus der Art. Im Ganzen genommen aber bleibt das Sprichwort dennoch wahr. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. — Ich fahre nun in dem Vergleiche der Menschen mit Bäumen weiter fort: Wenn ihr eure Bäume schön und gerade ziehen wollt, dürft ihr wohl warten, bis sie groß sind?

J. Nein! zieh den Baum weil er jung ist!

Rich. Warum denn, weil er jung ist?

A. Weil man mit dem großen Baume meistentheils nichts mehr anfangen kann.

Rich. Ist denn das bey Menschen eben so?

K. Ja. Wie man einen Knaben gewöhnt weil er noch jung ist, so läßt er nicht davon wenn er alt wird. (Sprichw. 22, 6.)

Rich. Sagt mir einmahl, Kinder, was thun eure Aeltern und Lehrer, wenn ihr Unarten an euch habt?

G. Sie zanken mit uns.

Rich. Und wenn das nicht hilft?

F. So strafen sie uns.

Rich. Wenn ihr aber schon 25 bis 30 Jahre alt wäret? . .

A—K. †.

Rich. Nicht wahr, dann würdet ihr schon nicht mehr so leicht zu bändigen seyn? Freylich sollet ihr euren Aeltern niemals über den Kopf wachsen; aber leider! ist es nun einmal so, daß die erwachsenen Kinder nicht mehr unter der Zucht stehen wollen. — Noch mehr: Aus dem Kinderfreunde wißt ihr, daß die Tugend eine

lange

lange Gewohnheit ist, und alles in der Welt will gewohnt seyn. — Glaubt ihr wohl, daß ich so schwere Feldarbeiten verrichten könnte, als die jungen Männer, die mit mir aufgewachsen sind?

B. Nein, weil Sie's nicht von Jugend auf gewohnt haben.

Rich. Würde ich es denn nicht aber jetzt noch gewohnen können?

E. Das werde hart gehen.

Rich. Seht, Kinder, wenn man sich nicht schon in der Jugend an etwas gewöhnt, so geht es immer schwer im Alter. Von Jugend auf hab ich mich gewöhnt, nach meiner Art, mit dem Kopfe, mit der Feder und bey Büchern fleissig zu seyn, und das wird mir nicht sauer; wenn ich mir aber statt dessen die Trägheit angewöhnt hätte: so würde ich mich jetzt gewaltig plagen müssen, um fleissig zu werden. Wenn ihr euch also Fehler und Untugenden angewöhnt in der Jugend; so behaltet ihr sie meistens auch im Alter; so wie ein Baum, so lang er steht, krumm bleibt, wenn er nicht in der Jugend gerade gezogen worden ist. Um euch immer besser und geschickter zu machen, schicken euch unter andern auch eure Aeltern zur Schule. Ist es denn gut für euch, daß sie das jetzt thun, da ihr noch so jung seyd?

K. Ja, wenn wir schon groß wären: so würden wir uns schämen.

Rich. Das Lernen ist zwar für keinen Menschen Schande; aber die Erwachsenen glauben doch alle, daß es Schande seyn würde, erst als erwachsener Mensch

in die Schule zu gehn. Daß das aber in der Kindheit geschieht, hat einen gedoppelten Nutzen. Jetzt, da ihr keine großen andern Arbeiten verrichten könnt, habt ihr die meiste Zeit dazu, und das Lernen geht euch auch leichter ein, als alten Leuten, denen meistentheils das Merken sauer wird. Wenn wir uns nun aber nichts um euch bekümmerten, und euch aufwachsen ließen, wie ihr wolltet: wäre das gut für euch?

A. Nein, das wäre nicht gut!

Rich. Warum nicht?

J. Weil wir nichts lernten, und nicht fleissig, ordentlich und fromm würden.

Rich. Wenn man ein junges Stämmchen, das von Natur recht gut ist, so wild aufwachsen ließe. —

J. So würde es nicht schön werden.

Rich. Und wenn auch das wäre, was für Früchte würde es tragen?

K. Keine guten.

Rich. Was thut man also, um wilde Bäume dahin zu bringen, daß sie gutes Obst tragen?

B. Man belzt oder oculirt darauf.

Rich. Von Natur aus, ihr lieben Kinder, gleicht ihr alle solchen Bäumen, die erst veredelt werden müssen; denn wenn man euch nicht zum Guten erzöge, würdet ihr alle sehr unwissende und ungerathene Menschen werden. Durch die gute Erziehung pfropft man also gleichsam auf den wilden Stamm, ein zahmes und gutes Reis. — Was hat man denn aber

auffer

auſſer dem Pfropfen und Oculiren noch mehr an jungen Bäumen zu thun?

B. Man muß Acht geben, daß das Reis oder Auge nicht beſchädigt wird.

Rich. Ganz recht! So müſſen auch eure Aeltern Acht geben, daß ihre Mühe und Sorgfalt, die ſie auf eure Erziehung wenden, nicht fruchtlos gemacht wird, durch böſe, unartige Menſchen, die euch verführen. So wie es gottloſe Leute giebt, die die Bäume aus Bosheit verderben; oder wie es auch ſolche giebt, die es aus Unüberlegtheit thun: ſo giebt es auch böſe und unüberlegende Menſchen, die andere zu Fehlern und Laſtern verführen und ſie ins Verderben ſtürzen; aber das meynte ich eigentlich nicht durch meine Frage. Braucht man denn außer der Sorge für das Pfropfreis gar nichts am Baume zu thun? Was macht man denn, wenn Waſſerreiſer und andere ſchädliche Nebenzweige daran wachſen?

H. Man ſchneidet ſie weg.

Rich. Warum denn?

H. Weil ſie den guten Aeſten den Saft wegnehmen.

Rich. Was ließe ſich denn wohl an dem Menſchen mit den ſchädlichen Waſſerzweigen vergleichen?

J. Die Untugend.

Rich. Was ſoll denn nun mit den Untugenden vorgenommen werden?

J. Man ſoll ſie wegſchneiden, oder wegſchaffen.

Rich. Auch dieß, liebe Kinder, thun eure Aeltern und Lehrer, und das thut auch die Obrigkeit. Ein

Baum,

Baum, der viel sogenannten Geiz, oder viele Wasserzweige hat, verdirbt halb darüber, und ein Mensch, der viele Untugenden in sich duldet, macht, daß die Tugenden in ihm auch allmählich zu Schanden gehn. Die Untugenden nehmen gleichsam der Tugend den Saft weg. — Welcher Baumgärtner meynt es wohl am beßten mit seinen Bäumen: der, welcher das üppige, schädliche Gesträuche von ihnen wegschaft, oder der, welcher es stehen läßt?

K. Der es wegschneidet.

Rich. Wendet das einmal auf die Erziehung an!

J. Die Aeltern meynen es auch am beßten mit uns, die uns die Unarten abgewöhnen.

Rich. Das glaubt ihr freylich jetzt nicht allemahl, liebe Kinder, aber wenn ihr einmahl größer und gescheider werdet, dann dankt ihr's gewiß euern Aeltern und Lehrern, die euch in der Jugend zu erziehen gesucht haben. Jetzt schon müßt ihr angewöhnt werden, gute Früchte zu bringen, und durch sie in der Welt nützlich zu werden. Nützt denn auch ein Baum durch seine guten Früchte?

B. O ja, recht viel. Man kann die Früchte entweder selbst essen, oder verkaufen.

Rich. So oft ihr also einen Fruchtbringenden Baum seht, könnt ihr daran denken, daß auch ihr dem Baume gleich seyn sollt. Wie viel Freude hat nicht ein müder Mensch, oder ein jeder der Kühlung sucht, unter einem schattigten Baume! Wie mancher Lechzende erquickt sich mit seinen Früchten und wie mancher Arme hilft sich durch das, was seine Bäume tragen

aus

aus der Noth! — Mancher Mensch macht indeß keiner Seele Vergnügen, sondern ärgert und beschädigt nur die Leute. Bey ihm wird kein Elender gelabt, und kein Armer aus der Noth gerissen. So ein Mensch ist doch wahrlich nicht so ehrwürdig als ein fruchtbringender Baum! — Wer unter euch Kindern hat das Lied: An einen Baum, das ihr in der Schule geschrieben habt, auswendig gelernt?

K. Ich.

Rich. Es wird nähmlich ein Baum, der im Herbste schon seine Blätter verliert, angeredet. Wie heißt das Lied?

D. So wird denn deines Hauptes Zier
So bald der Zeit zum Raube!
Mein leichter Fuß rauscht unter dir
Schon in dem todten Laube!
Und was noch nicht herunter fiel,
Hängt bleich und welk, der Winde Spiel.
Mit Ehren neigst du dich zur Ruh;
Denn nutzbar war dein Leben.
Wie manche süsse Frucht hast du
Freywillig mir gegeben!
Wie oft gab uns dein Schattendach
Erquickung, wann die Sonne stach.
O wohl mir! ruft dereinst auch mich
Des Lebens Herbst zu Grabe,
Wenn ich mich trösten kann, daß ich
Viel Frucht getragen habe; —
Wenn ich, nach Kräften, jedermann,
Genützt, gedient und wohl gethan.

Rich.

Rich. Wie wird es euch aber einmal gehn, liebe Kinder, wenn ihr arge Früchte bringt? Wenn ihr schädliche, schändliche Handlungen begeht, die nicht nur keiner Seele nützen, sondern euch selbst und euern Mitmenschen Schaden bringen? Wie heißt es im Evangelio?

K. Ein jeglicher Baum, der nicht gute Früchte bringet, wird abgehauen und ins Feuer geworfen.

Rich. Die Menschen werden also auch hier mit Bäumen verglichen. Was geschieht mit einem schlechten, bösartigen Baume?

K. Er wird abgehauen.

Rich. Haut man ihn denn sogleich ab, ohne zuerst probirt zu haben, ob man nicht gute Früchte von ihm erhalten könnte?

D. Nein — man probirt erst, ob man nicht beßre Zweige darauf setzen kann.

Rich. Wenn nun aber das nicht angeht — wenn kein Zweig darauf gedeiht?

J. Dann wird er abgehauen. „Haue ihn ab, was hindert er das Land?„

Rich. Auch Gott, ihr lieben Kinder, läßt gar viele Proben mit uns machen, ob wir nicht zu bessern, und dahin zu bringen sind, daß wir gute Früchte bringen. Wir werden z. E. als Kinder schon gelehrt, was Gut und Böse ist; man ermahnt und warnt uns in der Kirche; wir kommen zu vielen guten Menschen, die uns schöne Beyspiele geben; es geht uns manchmal in Krankheiten und andern Unglücksfällen recht übel, damit wir an Gott und an unsere Schuldigkeit

denken

denken und besser werden sollen; oder Gott läßt es uns recht wohl gehen; daß uns seine Güte zur Buße leiten soll; wir sehen an andern, wie unglücklich die Sünde macht, und können das uns zur Warnung dienen lassen u. drgl. Sind wir aber wie die faulen, nichts taugenden Bäume: (denn das Wort faul will so viel sagen: an dem nichts mehr zu bessern ist,) so werden wir abgehauen. Was heißt denn das: der Mensch wird abgehauen?

A. Er wird umgebracht.

Rich. Also alle bösen Menschen werden umgebracht?

A. Nein, nicht alle.

Rich. Oft geschieht es freilich, daß sehr lasterhafte Menschen, Diebe, Mörder, Mordbrenner und dergleichen, hingerichtet werden. Andere bringen sich durch ein schwelgerisches Leben, durch Saufen und andere schändliche Dinge, selbst frühzeitig ins Grab; aber das ist im heutigen Evangelio nicht gemeynt. Werden denn nicht alle Menschen, so zu sagen, abgehauen?

J. Ja, alle Menschen sterben.

Rich. Ich dachte, wer gute Früchte bringt, d. i. wer Gutes thut, wird nicht abgehauen?

J. Ja; aber nicht in das Feuer geworfen.

Rich. Also darin liegt der Unterschied zwischen dem Schicksale der guten und der bösen Menschen. Welche sollen denn in das Feuer geworfen werden?

D. Die Gottlosen, die keine guten Früchte gebracht haben.

Rich. Die sollen also, in ein ordentliches Feuer, in einen brennenden Holzhaufen, oder in Pech und Schwefel geworfen werden?

E. Nein. Feuer zeigt nur Qual und Unglück an, und Geister können nicht brennen wie Leiber.

Rich. Richtig! Das Feuer ist für unsern Körper ausserordentlich schmerzhaft, und zeigt daher auch das Unglück böser Menschen in der Hölle an. In den ältern Zeiten war das Verbrennen eine sehr gewöhnliche Strafe. Jetzt ist es seltener. Weißt du noch den Ort zu nennen, wo zu den Zeiten Christi große Missethäter verbrannt wurden?

J. Das Thal Hinnom.

Rich. Wenn also in der Bibel, z. E. in der Geschichte vom reichen Mann und vom armen Lazarus, vom Feuer, als von der Strafe der Verdammten geredet wird: so muß man darunter überhaupt die Bestrafung verstehn. Wenn nun aber die Gottlosen nach ihrem Tode nicht brennen müssen; so braucht man sich ja nicht mehr vor der Verdammniß zu fürchten?

J. Warum nicht? Wir sollen uns überhaupt hüten, daß wir nicht bestraft und unglücklich werden.

Rich. Gott mag uns also auf diese oder jene Art, härter oder gelinder, strafen: so ist das Jammers genug; zumal wenn man denken muß: das alles hätte ich vermeiden — so und so glücklich hätte ich werden können! — Aber hat denn das Thun und Lassen, so gar viel zu bedeuten, daß man, ohne gute Frucht, gar nicht in den Himmel kommen kann? Man kann ja

auf dem Sterbebette noch fleißig beten, und seine Zuflucht zu Christo nehmen. . . .

J. Es könnte seyn, daß wir plötzlich stürben, und gar nicht zu beten mehr im Stande wären.

Rich. Gesetzt aber, wir stürben nicht so plötzlich, und könnten also noch viel beten, und sogar das Nachtmahl empfangen?

J. Das Beten und Nachtmahlgehen hilft allein nichts. „Es werden nicht alle, die zu mir sagen Herr! Herr! in den Himmel kommen; sondern die den Willen thun, meines Vaters im Himmel.„

Rich. Daß das Gebet und das heilige Nachtmahl nicht die Frömmigkeit selbst, sondern nur Mittel zum Besserwerden sind, und folglich gar keinen Werth haben, wenn nicht die Früchte dazu kommen, das habt ihr schon oft gehört, und das nähmliche sagt auch die Bibel. (Jac. 2, 16. 24. Röm. 2, 6. Offenb. Joh. 22, 12. Matth. 25, 35 — 42.) Wenn nun aber ein Mensch das Gute einmal versäumt hat; kann er im hohen Alter oder auf dem Krankenbette wohl das Versäumte nachholen?

C. Nein, dann ist es zu spät.

Rich. Kann man überhaupt das Versäumte wieder ganz einbringen?

D. Nein.

Rich. Wenn ein Baum 40 Jahre lang nichts trüge, und erst in den letzten 5 — 6. Jahren anfienge Früchte zu tragen, könnte er wohl dadurch alles einbringen, was er in 40 Jahren hätte tragen können?

D. Nein.

Rich. Wenn er aber in den lezten Jahren desto mehr brächte?

J. So könnte er es doch nicht nachholen, weil er in der vorigen Zeit viel hätte tragen können, und die lezten Jahre doch auch.

Rich. Seht! das Versäumte läßt sich also, im eigentlichen Verstande, nicht gut machen. — Vielleicht aber kann man es durch die Bußgebete?

K. Nein.

Rich. Was sagt Johannes von der Buße? Schlagt auf Matth. 3, 8.

K. Thut rechtschaffne Früchte der Buße!

Rich. Also ist keine Gnade mehr für solche Leute, die ihre Fehler erst auf dem Sterbebette bereuen?

J. Vielleicht doch; wenn ihre Reue ernstlich ist.

Rich. Sind denn nicht die meisten Menschen recht bußfertig auf dem Kranckenbette?

J. Ja, sie versprechen fast alle, daß sie künftig recht fromm werden wollen.

Rich. Und wenn sie wieder gesund sind? . . .

G. Fangen sie es wieder beym Alten an.

Rich. Ja, liebe Kinder, die Buße vor Todesangst, oder die Galgenbuße, wie ich sie nennen möchte, taugt meistentheils nichts. Sollten denn aber die Leute, die sich so reumüthig einfinden, und so viel Gutes vor Todesangst versprechen, sollten die sich wohl nur verstellen??

G. Nein, es ist ihr Ernst, aber sie werden gar bald wieder andern Sinnes.

Rich. Merkt also, Kinder, die Leute, die sich nicht bekehren, so lange sie gesund sind, bessern sich selten, äuserst selten auf dem Krankenbette. So wurde manchem Züchtling die Freyheit geschenkt, weil er sich im Zuchthause so gut anstellte; er kam in die Freyheit, und stahl nach wie vor. Wissen wir denn also nicht, welche Buße ernstlich ist?

K. Nein; aber Gott weiß es.

Rich. Weiß denn Gott auch, was die bösen Menschen, die sich auf dem Sterbebette so gut anstellen, thun würden, wenn er sie wieder gesund werden ließe?

K. Ja, Gott ist allwissend.

Rich. Wenn also der Herr über Leben und Tod einen Sünder sterben läßt; so wird er ihn ohne Zweifel nicht nach seinen Bußgebethen, sondern darnach richten, ob er sich, wenn er ihn hätte länger leben lassen, würde gebessert haben oder nicht. Ihr seht also: daß es auch hier aufs Thun ankommt, indem Gott den ernstlichen Willen für die That annimmt. Das ist aber immer eine sehr gefährliche Sache. Spare also deine Buße nicht bis du krank werdest; sondern beßre dich, weil du noch sündigen kannst. Verziehe nicht, fromm zu werden, und harre nicht mit Beßerung deines Lebens, bis in den Tod. Fangt also, ihr Kinder, recht frühzeitig an, fromm zu werden. Gedenket an euren Schöpfer in der Jugend, ehe denn die bösen Tage kommen und die Jahre herzutreten, von denen ihr sagen müßt, sie gefallen uns nicht. Wer früh anfängt, der kann immer mehr ausrichten

und hat nicht so viel einzubringen (wiewohl man eigentlich das Versäumte gar nicht nachholen kann, wie ich euch eben erklärt habe) als der, welcher erst spät ans Geschäfte der Besserung geht. Wer viel in einem Tage arbeiten will, was muß der thun?

J. Er muß früh anfangen und fleißig seyn, bis an den Abend.

Rich. Eure Jugend, liebe Kinder, ist gleichsam der Morgen; die männlichen Jahre sind der Mittag, und das Alter ist der Abend des Lebens. Fangt also schon am Morgen an, Gutes zu thun. Wer weiß ob ihr's am Abend noch könnt. Dient dem Herrn in der Wahrheit, und haltet euch zu ihm rechtschaffen. Thut was er geboten hat, fürchtet Gott allezeit und traut ihm von ganzem Herzen: so wird es euch wohl gehen, in Zeit und Ewigkeit. Amen!

Ende.

I.

Verzeichniß

der Lesestücke aus dem Kinderfreunde, welche hier durchgegangen, oder doch vollständig angeführt sind.

(Wo ein Sternchen vor der Seitenzahl steht, da bezieht sie sich auf den 2ten Theil der Unterhaltungen.)

Aus dem ersten Theile des Kinderfreunds.

		Seite
Nro. 3.	Das aufrichtige Kind.	9
— 4.	Das arme Kindermädchen.	26
— 5.	Klaus und Fritze.	36
— 6.	Die Apfelkerne.	48
— 7.	Die kleine Lügnerinn.	15
— 9.	Wie gut es ist, wenn man was nützliches gelernt hat.	61
— 10.	Das Vogelnest.	69
— 15.	Der Baumverderber.	92
— 16.	Der feurige Mann; oder das Irrlicht.	105
— 20.	Aehnlich und unähnlich.	122
— 29.	Der Dienstfertige.	141
— 32.	Der Furchtsame.	199
— 33.	Der Abergläubige.	163

Verzeichniß.

Seite

Nr. 37. Vom Nutzen des Lesens und Schreibens. *19
— 41. Die Tagelöhner. *60
— 43, Georg und Martin. 270
— 45. Die Recrouten-Aushebung. *52
— 48. Die gute Gewohnheit. *72
— 51. Der gute Landwirth. 255
— 75. Vom Wachsthume der Pflanzen. 242
— 75. Fortsetzung. 265
— 78. Von der Erde und den Geschöpfen die darauf sind. 209
— 78. Fortsetzung. 229

Aus dem zweyten Theile des Kinderfreunds.

Nr. 4. Die Zugvögel. 277
— 12. Der Menschenfreund. 155
— 13. Schicksal. * 5
— 14. Schaden der Unwissenheit. * 24
— 15. Vom Wesentlichen und Zufälligen. * 34
— 19. Auch an die Nachkommen muß man denken. 66
— 44. Von den Mitteln Todtscheinende zu retten. * 265
— 59. Fleiß bleibt selten unbelohnt. 68
— 63. Der Halsstarrige oder Widerspännstige. * 163
— 64. Die Communicanten. * 302
— 66. Vom Unterschiede zwischen Muth und Tollkühnheit. * 280

Nr.

Verzeichniß.

		Seite
Nr. 68.	Der gewissenlose Wittwer.	* 195
— 69.	Die Stiefmutter.	* 214
— 71.	Die Lerche. Eine Fabel.	144
— 74.	Die Schatzgräberey.	* 231
— 75.	Ich habe mich in der Ursache geirrt.	182
— 77.	Das entdeckte Gespenst.	* 205
— 78.	Der Zuhörer wie er seyn soll.	* 80
— 80.	Die Wiedererstattung.	* 251
— 83.	Vom Rechtthun.	309
— 92.	Morgenlied einer frommen Magd.	291

II.

Inhaltsregister,

nach den Ueberschriften der Katechisationen.

Im ersten Theile.

1.	Katechisation.	Ueber die Aufrichtigkeit	9
2.	—	Ueber den Schulbesuch.	26
3.	—	Ueber Achtsamkeit und Unachtsamkeit.	36
4.	—	Ueber die Baumzucht.	48
5.	—	Ueber das Verhalten der Menschen gegen Thiere.	69
6.	—	Ueber die Neigung der Jugend, fremde Güther zu beschädigen.	92
7.	—	Ueber verschiedne abergläubige Meynungen, die aus irrigen Begriffen von Naturbegebenheiten entstehen.	105
8.	—	Ueber Aehnlichkeit und Unähnlichkeit; oder über das Vergleichen und Unterscheiden.	122
9.	—	Ueber die Tugend der Dienstfertigkeit.	141

Inhaltsregister.

Seite

10. Katechsation. Von Hexen, Nachweisern, und Hexenbannern. 163
11 — Ueber Beschädigungen, Heilungen und Künste durch Sympathie. 182
12. — Ueber das Gespensterwesen. 199
13. — Etwas zur Naturgeschichte des Menschen. 209
14 — Ueber die drey Reiche der Natur. 229
15 — Etwas über das Pflanzenreich, besonders über das Wachsthum der Pflanzen. 242
16. — Von der Vermehrung und Verbeßrung der Aecker. 265
17. — Von den Zugvögeln. 277

Als Anhang zu diesem Bande, ein Leitfaden beym Unterrichte in der Naturgeschichte.

Einleitung. S. 289
Das Thierreich. 295
Das Gewächsreich. 357
Das Mineralreich. 394

Im zweyten Theile.

18. Katechisation. Unangenehme Zufälle sind uns oft heilsamer als angenehme. 5
19. Katechisation. Vom Nutzen des Lesens und Schreibens. 19
20 — Vom Wesentlichen und Zufälligen. 34
21 — Edle Gesinnungen findet man unter allen Menschen. 52
22. — Von den Nachtheilen der Trägheit. 60
23. — Ueber die rechte Sonntagsfeyer. 72
24. — Ueber die Ordnung. 85
25. — Ueber die Unreinlichkeit. 102
26. — Ueber die Nachtheile einer schnellen Erkältung auf vorhergegangenen Schweiß. 116

Inhaltsregister.

		Seite
27.	Katechisation. Ueber die Quacksalberey.	128
28.	— Ueber die Abwendigmachung des Gesindes.	146
29.	— Ueber die Halsstarrigkeit gegen obrigkeitliche Verordnungen.	163
30.	— Ueber den Eid, besonders über das im Sinne behalten (über die reservationes mentales)	195
31.	— Ueber Stiefältern.	214
32.	— Ueber das Schatzgraben.	231
33.	— Ueber die Pflicht der Wiedererstattung.	251
34.	— Ueber das Vorurtheil von ehrlichen und unehrlichen Handthierungen.	265
35.	— Ueber den Unterschied zwischen Muth und Tollkühnheit.	280
36.	— Ueber die Beßrung der Menschen durch die Abendmahlsfeyer.	304
37.	— Ueber das Evangelium am 8ten Sonnt. nach Trinit.	316

III.

Sachregister,

in alphabetischer Ordnung.

(Der 2te Theil der Unterhaltungen ist allezeit durch die römische Zahl II. angedeutet.)

Abendmahlsfeyer, wie man sich auf sie vorbereiten muß, um durch sie gebessert zu werden. II, 302. ff.

Abwendigmachung des Gesindes — wie sie gewöhnlich angefangen wird; wie schädlich sie ist. II, 146-162.

Aberglaube, was man so neunt — Ursprung u. Schädlichkeit desselben. 105-122. 163-182.

Achtsamkeit, sehr nützlich. 36-48.

Aecker, muß man lieber zu verbessern als zu vermehren suchen. 265-277. — Sich nicht mit unbezahlten überladen. 272. 277.

Sachregister.

Aehnlichkeit und Unähnlichkeit der Dinge — ohne auf sie genau zu sehen, können wir weder richtig denken, noch urtheilen und sprechen. 122-140.

Aeltern, ihre Gemüthsbeschaffenheit hat großen Einfluß auf ihre Kinder, II, 319. ff.

Affen, verschiedene Gattungen derselben. 307.

Anstalten, gute, — warum sie so selten ohne obrigkeitliche Verfügung zu Stande kommen. II, 176. 177.

Amphibien, allgemeine Bemerkungen über sie 317. 318.

— — Ordnungen und Gattungen derselben 319. 320.

Athem, übelriechender, woher er öfters kommt II, 108. 109.

Aufrichtigkeit, Beschaffenheit u. Nutzen derselben 9-25.

Ausdünstung des Körpers, darf nicht gehemmt werden II, 105. ff.

Badeschwamm, woher er kommt 356.

Basilisk, was er ist 319.

Bäume und Sträucher, wodurch sie von einander verschieden sind. Eintheilung derselben 364. ff. — Mit Bäumen werden die Menschen verglichen II, 318. ff. 324. ff.

Baumzucht und Baumschulen, kurze Anleitung dazu 48-60.

Beschreyen, eine alberne Volksmeynung 170. ff.

Blut aus den Eutern der Kühe, kommt natürlich 165. 166.

Cometen, was sie sind und warum sie nur auf eine so kurze Zeit erscheinen 113-115. Sind keine Unglückspropheten 115-117.

Dienstboten, soll man nicht abwendig machen. II, 146. ff.

— — soll man geschickter und besser zu machen suchen 26. ff.

— — sind oft sehr undankbar 35. ff.

Dienstfertigkeit, Beschaffenheit, Pflicht, Nutzen, 141-162.

Dorf, ein ordentliches II, 85. ff.

Dorfszusammenkünfte, nützliche II, 91-92.

Drachen, feurige, was sie sind 106.

Druthen, Ursprung des Namens 171.

Druthendrücken, natürlich erklärt. 177. 178.

Dünger, wie er beschaffen seyn soll. 255-258.

Ehrlich ist auch der Fallmeister II, 270. ff.

Eid, falscher, besonders wobey man etwas im Sinne behält. Warnung davor. II. 195-213.

Eiderdun, woher er kommt 331.

Elefant, Beschreibung desselben 308.

Sachregister.

Erdarten, verschiedne, 396=398.
Erdschmiedchen, was es ist. 118.
Erdspiegel, was er sey, II, 237.
Erhenkte, wie sie zu retten seyen, II, 266. ff.
Fallmeister, oder Schinder, so ehrlich als ein andrer Mensch, II, 270. ff.
Fehler, wie man es anfangen muß, ihrer nach und nach los zu werden II, 302. ff.
Feyertage, überflüssige, sollten abgestellt werden, II, 178. ff. — Gründe, warum? II, 182. ff. — Wann sie aufgekommen sind II, 187.
Feinde, wie man sie zu Freunden machen soll 148=153.
Fieber, kalte, woher sie entstehen? Dürfen nicht gleich vertrieben werden II, 130=134.
Fische allgemeine Bemerkungen über sie 320=322. — Eintheilung derselben 323. ff.
Fliegen, ihre Entstehung — einige Arten derselben 347. 348.
Flohrfliegen, eine Art derselben lebt nur einen einzigen Tag. 347.
Galläpfel, woher sie kommen 347.
Gefundene Sachen, was man mit ihnen zu thun hat 46=48.
Gemüse, wildwachsende 377.
Gesinnungen, edle, findet man unter allen Ständen II, 52=59.
Gespenster sind Hirngespinnste. 199=208.
Gewürze, verschiedne ausländische 372=376. Inländische 381.
Gräser 387.
Grobheit, macht verhaßt und verächtlich II, 42=46.
Güther, fremde, soll man nicht beschädigen 92=103. Woher die Neigung der Jugend zu dergleichen Beschädigungen kommt? 96. ff. Schlimme Folgen dieser Unart 101.
Halsstarrigkeit, woher der Name kommt II, 165. — Gegen obrigkeitliche Befehle, sträflich und schädlich II, 163=194.
Harze, Gummi, ꝛc. woher sie kommen 362. 363. 404.
Heer, wüthendes was es ist 121.
Hexen, Ursprung des Namens 170. 171.
Hexerey und Hexenmeister gibt es nicht 163=182.
Hojmann, was er ist. 120. 330.

Sachregister.

Insecten, geflügelte und ungeflügelte. Welche Thiere man so nennt — allgemeine Bemerkungen über sie 336-339. Ordnungen u. Gattungen derselben 339-350.
Irrlichter, Irrwische, oder feurige Männer — was sie sind 105-111.
Kaffe, wo und wie er wächst 372.
Kameelhaare, woher sie kommen. 310. 311.
Kirche, wie man sich auf sie vorbereiten soll. II, 80-84.
Korallen, wo sie entstehen 355.
Korkstöpsel, woher sie kommen 367.
Kornwürmer, 340. — sind von den Kornbohrern verschieden 346.
Kraniche, merkwürdige Art ihres Zugs 285. 286. Sind das wüthende Heer. 121.
Kräuter und Pflanzen, Eintheilung derselben 376. ff.
Krokodil, was für ein Thier es ist 319.
Läufer aus Midian, was sie sind 310.
Lappe von einem Gehenkten soll die Pferde fett und stark machen. Natürliche Erklärung 182. ff.
Leben, wann man es wagen soll II, 282.
Leichtgläubigkeit, oft sehr schädlich, s. Schatzgräberey.
Leichtränke und Trauertracht, abzuschaffen, II, 163. bis 169.
Leopold, Herzog von Braunschweig, sein rühmliches Ende II, 282. 297. ff.
Lesen und Schreiben, wie nöthig und nützlich es ist II, 19 bis 34.
Leviathan, was in der Bibel so genannt wird 319.
Luft, reine, wie gesund sie ist und wie man sie erhalten soll II, 111 bis 114.
Lügen, schändlich und schädlich 13 bis 21.
Magnet, seine Eigenschaften 193. 194. 403.
Mariengarn, oder alter Weiber Sommer, was es ist 349.
Martern der Thiere, eine große Sünde, 74 bis 91.
Meerschaum, was er ist 400.
Metalle, edle und unedle 402. 403.
Mensch, ein Beytrag zur Naturgeschichte desselben 215. ff. Seine Aehnlichkeit mit Thieren 215 bis 224. Verschiedne Menschenracen 225 bis 229.
Mineralreich, was es in sich begreift 394 bis 404. allgemeine Bemerkungen darüber 394 bis 396.
Mistjauche, sollte nicht so verschwendet werden 255. ff.

Mohren

Sachregister.

Mohren, wo sie wohnen, und woher ihre schwarze Farbe 227. ff.
Moose, ihr Nutzen 399.
Morgenlied, einer frommen Magd 91. 92.
Muschelthiere, 354.
Muth, etwas ganz andres als Tollkühnheit II, 280. 285. ff.
Nashorn, Beschreibung desselben 309.
Naturgeschichte und Naturlehre, worinn der Unterschied zwischen beyden besteht 293. 294.
Nilpferd, Schilderung desselben 309.
Ordnung, was man so nennt, was dazu gehört, ihr Nutzen II, 87 bis 102.
Pelzmotten, zweyerley Gattungen derselben 339. 346.
Pflanzenreich, allgemeine Bemerkungen darüber 233. 234. 242 bis 264. 357 bis 364. Eintheilung 364. bis 393.
Pflichten gegen Thiere 69 bis 92.
Plauderhaftigkeit, sehr verschieden von der Aufrichtigkeit 22 bis 25.
Quacksalber, wie unvernünftig es ist, ihnen seinen Leib anzuvertrauen II, 135. ff.
Quacksalberey, ihre Schädlichkeit 128 bis 145.
Rechtthun, was das heiße ꝛc. II, 309. ff.
Regen, wie er entsteht 249. 250. Woher seine große Fruchtbarkeit kommt. 251.
Reiche, die drey, der Natur 229 ff. Das Thierreich 230 bis 233. 295 bis 356. Das Pflanzenreich 233. 234. 357 - 393. Das Mineralreich 234. ff. 394 - 404.
Reinlichkeit, am Leibe, in der Kleidung, im Hauswesen, in der Stubenluft ꝛc. empfohlen II, 102 - 116.
Reiß, wo und wie er wächst 388.
Rettung, der Verunglückten, Verpflichtung dazu II, 266. ff.
Ruhr, woher sie gewöhnlich entsteht, und was man dagegen brauchen soll II, 125. 126.
Saame, wie er beschaffen seyn muß 259. 260. Warum man nicht immer einerley auf das nämliche Land säen soll 261.
Säugthiere, allgemeine Bemerkungen über sie 304 bis 307. Ordnungen und Gattungen derselben 307 bis 316.
Salze, verschiedene Arten derselben 401 bis 402.
Schalenwürmer, was man darunter versteht 353.

Sachregister.

Schätze, was man so nennt II, 233. Warum man beym Heben derselben nichts reden soll II, 243. ff.
Schatzgräber, sind Betrüger. Beyspiele davon II, 231. ff. 245. ff.
Schildkröte, eine Gattung von Amphibien 353.
Schicksal, was man so nennt II, 10 bis 12.
Schlangen, eine Gattung Amphibien 320.
Schnecken, besondere Eigenschaften und Arten derselben 353. ff.
Schmetterlinge, Eintheilung derselben 341 bis 346.
Schmähen, unanständig und schädlich II, 170. ff.
Schnupfen, Ursachen desselben und Mittel dagegen II, 120 ff.
Schulbesuch, Endzweck und Nutzen 26 bis 36.
Schwalben, Zugvögel, versenken sich nicht ins Wasser 283. 284.
Schwämme, sollten lieber gar nicht gegessen werden 391 bis 393.
Seide, woher sie kommt 345.
Seidenpflanze, gedeiht auch bey uns 385.
Soldat, Pflicht es zu werden II, 54. ff.
Sonntagsfeyer, nützliche II, 72 bis 84.
Sorge, für die Nachkommen und fürs gemeine Beste empfohlen 61 bis 68.
Sohn, ein edler und treuer Unterthan II, 52 bis 59.
Sonne, wie sie Wasser zieht 249. 250.
Spolverini, ein großmüthiger Graf II, 281. 285.
Steine, verschiedene Gattungen derselben 398 bis 401.
Sternschnuppen, was sie sind 105. ff.
Stiefältern und Stiefkinder, warum sie so selten in Eintracht leben II, 216 ff. Gute Stiefältern, doppelter Ehre werth II, 215. 230.
Spanisches Rohr, was es ist 387.
Strauß, Vogel, etwas von ihm 213. 333.
Sympatherische Kuren, ihr Ungrund und ihre Schädlichkeit 182 bis 198.
Tagelöhner, nicht ohne Ausnahme übel daran II, 60 bis 69.
Thee, was er ist 374.
Thierreich, allgemeine Bemerkungen über dasselbe 229 bis 233. 295 bis 304. Eintheilung desselben 238 bis 242. 303. 304.
Todscheinende, wie sie zu retten, II, 265. ff.

Sachregister.

Tollkühnheit, was man so nennt, und Warnung davor II, 280. 285. ff.
Trägheit, Nachtheile derselben II, 60 bis 71.
Trost, kann auch zuweilen schädlich werden II, 143 bis 145.
Uebrighaben, das, und nicht die Einnahme, macht den wahren Reichthum 269. ff.
Unachtsamkeit, ihr Schaden 36 bis 48.
Unordnung, wie nachtheilig sie ist II, 94. ff.
Unreinlichkeit, in vielem Betracht schädlich II, 102. bis 116.
Urinschauer, ein betrüglicher II, 137 bis 142.
Ursache und Wirkung, Wichtigkeit der Lehre davon 182. ff.
Vergrößerungsgläser, 214.
Verkältung, Schädlichkeit derselben, und Mittel dagegen II, 116 bis 128.
Verona, merkwürdiger Vorfall bey dieser Stadt II, 280. ff.
Vögel, allgemeine Bemerkungen über sie 324 bis 328. Ordnung und Gattung derselben 328 bis 335. Stand- Strich- und Zugvögel 279. 326.
Wallfische sind Säugthiere 315. 316.
Wandersucht des Gesindes, Nachtheil derselben II, 149. ff.
Wesentlich und zufällig, Wichtigkeit dieser Lehre und Anwendung derselben auf einzelne Fälle II, 34 bis 51.
Wespen, verschiedne Arten derselben 347.
Widerspänstigkeit, S. Halsstarrigkeit.
Wiedererstattung, eine unerläßliche Pflicht II, 251. ff.
Winkelrieds, Anton von, heldenmüthige That II, 288. 289.
Wünschelruthe, was man so nennt. Betrügerey mit derselben II, 238. ff.
Würmer, allgemeine Bemerkungen über sie 350 bis 352. Ordnungen und Gattungen derselben 352 bis 356.
Zigeuner, wann und woher sie zu uns gekommen sind 228.
Zufälle, unangenehme, oft heilsamer als angenehme II. 5 bis 18.
Zugvögel, verschiednes zur Naturgeschichte derselben 279 bis 282.
Zucker, woher er kommt 387. 388.

Einige Druckfehler im 1ten Theile.

S. 17. z. 19. dann l. denn. S. 36. z. 17. lösche weg: 9; u. Num. 19 im 2 Th. S. 45. z. 14. Stück Faß l. Stückfaß. S. 49. z. 5. v. u. Schullehrer l. Schullehrern. S. 85. z. 17. noch l. nach. S. 90. z. 5. v. u. es—kann l. sie—können. S. 289. z. 6. zu lies von. S. 323. z. Halsflossen l. Halsflosser Ebend. z. 3 v. u. Brustflossen l. Brustflosser. S. 324. Bauchflossen l. Bauchflosser. S. 60. z. 17. Schweißfliege l. Schmeißfliege. S. 64. z. 1. Porcellanmuscheln l. Porcellanschnecken. S. 89. z. 9. die Ampher l. der A. S. 91. z. 7. Boraze l. Borage. S. 108. z. 14. Handwerkere l. Handwerker. S. 90. z. 8. Rokombol l. Rokambol. S. 84. z. 15. Früchte l. Frucht. S. 95. z. 7. Reseda gehört unter die vorhergehende Abtheilung.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schlez, Johann Ferdinand, 1759-1839

Lorenz Richard's Unterhaltungen mit seiner Schuljugend über den Kinderfreund des Herrn von Rochow Ein Beytrag zur Katechetik, besonders für Schullehrer
Bd.: 2

Nürnberg 1797

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Paed.289(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11301463-1